40

7162 (4

Die

Natur und die Menschen.

Ein

Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten

für

Leser aus allerlei Ständen,

für

die Jugend und ihre Freunde

insonderheit

von

J. A. C. Löhr.

Vierter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1806.

G. m. 44428. 15

Bayerische
Staats[illegible]
[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es würde zu umständlich werden, Rechenschaft davon abzulegen, warum ich mir im Plan und Titel dieses Werks, einige Abänderung erlaubt habe. Ich hoffe indessen, daß auf jeden Fall der Gewinn davon, meinen Lesern zu Gute kommen soll. So viel ich konnte, hab ich dafür gesorgt, daß der neue Titel wie der alte, durch den Inhalt gerechtfertigt würde, und die nöthige Mannigfaltigkeit Statt hätte, damit unter meinen jüngern Lesern, jeder etwas finden möge, was mit seinen besondern Anlagen verwandt sei, ohne jedoch deswegen über die Fähigkeiten aller übrigen hinauszugehen, welche ich mir als immer mehr heranreifend, und mit jedem Bande gleichsam wachsend gedacht habe. Ich fürchte übrigens nicht, daß man manche einzelne Stücke zu schwer finden werde — sie stehn absichtlich da, und ich hoffe, zweckmäßig, denn es sind nicht Kinder mehr, für welche dieses Werk berechnet ist, und das durchaus sehr Leichte, würde, für den von mir beabsichtigten Zweck, nicht immer das

Verdienstliche sein. Ich bemerke noch, daß es kein Zufall ist, wenn man hier keine Aufsätze moralischen Inhalts antrift. Ich bin aus mehrern Gründen der Meinung, daß sie in Werken dieser Art, nie an ihrem rechten Platze stehen würden.

Ich bescheide mich übrigens, daß in einem Werke, wo die Mannichfaltigkeit des Inhalts so groß ist, auch bei genauer Wachsamkeit, sich mancher Irrthum einschleichen könne, und jede Berichtigung wird von mir dankbar aufgenommen werden, wenn sie so wahr und gut gemeint ist, als manche von denjenigen, welche mir über die vorigen Bände zu Gesicht gekommen sind.

Ich wünsche, daß das Werk, auch in dieser etwas veränderten Form, den Beifall der vorigen Bände erhalten möge, ja ich hoffe es sogar.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Merkwürdigkeiten von Menschen.

Große Fresser.

Jacob Kahle . . S. 1
Trarare . . 4
Anekdoten . . . 5
außervordentliche Trinkerin . 9

Freffereien.

fürstliche und adliche . 13
bürgerliche . . 21
Heringe ein vornehmes Essen . 24
Restaurateur Beauvilliers in Paris . 25

VI.

Gastmahl der Mad. Milnes . . S. 28

Königsberger Wurst und Brätzel . . 29

Das Heidelberger Faß . . 31

Körperstärke.

Stärke der Nationen . . 32

Gottfried v. Bouillons . . 35

Louis Boufflers . . 37

v. Favrat . . 37

mehrerer anderer . . 38

Barsabas . . 41

Milo — Maximilian — August v. Pohlen 42

Gedächtnißstärke und Schwäche.

Cyrus . . 44

eines Magisters zu Hannover . 45

eines Korsen . . 45

Thomas Fuller . 46

Buxton . 48

eines Engländers . 53

Gedächtnißschwäche . 54

Hitze und Kälte die der menschliche Körper erträgt. . . S. 58

Karl Blagden . . 60
Faustino Chocau . . 62
eines Mädchens in Frankreich . 67

Selbstverbrennungen . 68

einer armen Frau . . 70
Cornelia Bandi . . 70
Grace Pitt . . 72
Millet . . 73

Ein ganz elektrischer menschlicher Körper. 75

Sonderbarkeiten in der Körperbildung.

Familien mit 6 Fingern und Zehen . 77
Zusammengewachsene . . 80

Sonderbare Erscheinung bei Taubstummen. 82

Nachtwandler zu Mailand . 84
Beispiel eines jungen Geistlichen . 105
Anekdote . . . 109

Einiges von Menschenhaaren . S. 112
Stärke in den Haaren . . 116
Farben derselben . . 117
der Weichselzopf . . 118
Haarwuchs an Verstorbenen . 118

Zweite Abtheilung.

Unmenschlichkeiten.

Justiz der Rameluken in Aegypten . 119
in Hindostan . . 135
der Kosaken in Praga . . 137

Dritte Abtheilung.

Narrheiten.

Narren und Esel der Vorzeit . 141
Narrengesellschaft in Frankreich . 148
Narrenorden in Teutschland . 150
Proben rabbinisches Unsinns . 153
Verrücktheit in Titulaturen . . 164
Thorheiten des Geitzes . . 168
Der Schottländer Wigram . 168
Cuttler . . . 169

Beispiel eines Geitzigen in Teutschland . S. 170
Geitz eines Arztes . . 172

Vierte Abtheilung.

Merkwürdigkeiten aus der Natur.

Luftreise des Kapitain Sowdens mit Garnerin. 174
Robertsons Luftreisen . . 184
Das Salzwerk zu Wieliczka . 186
Erdfeuer 200
Gottesfeuer im Florentinischen . 200
in der Gegend von Baku . . 203
Ein ausgezeichneter Wasserfall . 205
Schwimmende Inseln und Gärten . 209
am Senegal . . . 209
in Mexiko . . . 211
am Rhein . . . 213
in Ostfriesland . . 213

Fünfte Abtheilung.

Völkerkunde.

Alte nordische Sagen und Sitten. . 216
von Odin . . . 216

Verachtung des Todes . . S. 220
Weisheit der nordischen Völker . 221

Die Frauen der alten Teutschen . 222

Einige Sitten im Riesengebirge . 225

am Weihnachtsfeste . . 225
in der Fasten . . 225
bei Kindtaufen . . 226
bei Hochzeiten . . 227

Fest der Schweitzer Alpenhirten in dem Bernschen Amt Interlaken . 229

Die Andamanen . . 234

Die Guanchen auf den Kanarieninseln 238

Einiges aus dem Morgenlande.

Sitten der Morgenländer . . 250
Karavanen . . . 252
Erzähler . . . 257
Ernst des Morgenländers . . 264
Frauenzimmer . . . 267
Heilige des Morgenlandes . . . 271
Schlangenbeschwörer . . 274

Heiliger in Sumatra . . S. 276
Straßengefecht . . 277
Opiumfresser . . . 278

Etwas von den Bewohnern Guianas . 280

Malouet . . . 280
Gebräuche und Künste . . 286
Guisans Reisen . . . 289

Einiges von den Negern.

Ein Negerwahrsager . . . 292
Eine Negerdame . . 295
Ein Leichenbegängniß der Negern . 297
Das Opfer eines Hahns . . . 299
Vaterliebe eines Negers und Gegentheil . 301
Der Negern Poltergeist, und heimliches Gericht, oder der Horeh und der Purrah . 303
Um welchen Preis manche Negern Brantwein trinken . . . 310
Sagen vom Bockgestank und vom Reichthum der Weißen . . . 313
Die Maronnegern in Jamaika . 316

Etwas aus den Südseeinseln, besonders aus Otaheiti 322
Wilsons Aufenthalt daselbst . . 322
Missionare . . . 333

sonderbares königliches Vorrecht . . S. 335
Priester 336
Liebe und Zärtlichkeit . . . 338
Kriegszucht . . . 340
Gastfreiheit . . . 341

Sechste Abtheilung.

Merkwürdigkeiten von Thieren.

Merkwürdigkeiten der Stubenfliege . 344
Das Vorempfindungsvermögen einer Amsel . 365
Indianische Vogelnester . . 367
Eidechsen und Krokodille, auch etwas von Schlangen 370
Die Schlange Tennuy . . 376

Affen 380
in Guiana . . . 380
Orang Utang . . . 382
Affe eines Paters . . 383
Ragot in Hindostan . . 384

Zähmen der Thiere — Zebra, Strauß. 385

Der Wolf Melak zu Ludwigsburg, und ein Tieger . . . 388

Die Störche in Varel . . 399

Taubenfang in den Pyrenäen . S. 391
Der Guineawurm in Afrika . 392

Siebente Abtheilung.

Anekdoten.

Tollkühnheit . . . 396
Boiroses Heldenmuth . . 406
Zerstreuung . . . 409
Nicht Zerstreuung sondern Bewußtlosigkeit . 410
Die Erbschaft . . . 411
Diebsakademie . . . 413
Kesselflickeroberst . . 416
Gaunerbande in London . . 416
Kinderdiebstahl . . 417
verkrüppelte Bettlerin . . 417
Der Quacksalber D. Brodum in London und der Häscher Armstrong . 418
Verwirrung . . . 420
Welby . . . 421
Wetten . . . 424
Frau des Obersten Thornton . 425
Wettrennen mit Eseln . . 426
Grausamkeit eines Wettlustigen gegen sein Pferd 426
Wettrennen mit einer Stute . 427
— — zweier Schweine . 428

Wettkampf im Gesichterschneiden . S. 428
— — im Nachahmen des Ferkelgeschreies 430
Ein vornehmer Engländer umkriecht den Hydepark 431
Pferderennen bei den Kalmücken 432
Hahnengefechte . . 435

Erste Abtheilung.

Merkwürdigkeiten von Menschen.

Große Fresser.

Zu den großen Fressern, deren in Natur und Menschen Erwähnung geschehen ist, gehört auch der in Sachsen noch jetzt bekannte Jakob Kahle — vorzugsweise nur Freßkahle genannt, von dem man eine eigene Beschreibung hat.

Der Mensch starb im Jahre 1754 zu Wittenberg, und wurde auf obrigkeitlichen Befehl geöffnet, wahrscheinlich nicht sowohl allein deswegen, weil er viel, sondern weil er widernatürliche Dinge verschlang, wie denn das bei den größesten Fressern öfters vorgekommen ist. Irdene Schüsseln und Teller wurden von seinen vortreflichen Zähnen zermalmt, und verschwanden durch seinen Mund. Ofenkacheln waren vor ihm nicht sicher, wenn er bei gutem Appetit war, und in diesem Falle dienten ihm, Glas, Porzellan, Schiefer und Kieselsteine zur nöthigen Aushülfe, und er genoß sie, als ob es gute Leckerbissen gewesen wären. Die Natur hatte dafür gesorgt, daß ein so vortreflicher Magen, nicht der seltenen Güte vorbereitender Werkzeuge entbehrte, ohne welche alle seine Kräfte umsonst

gewesen wären — der Zähne nämlich. Der Mensch hatte in Wahrheit ein außerordentliches Gebiß, und wenn es auch freilich ein wenig allzu unwahrscheinlich klingen mag, daß man in den Steinen, in welche er biß, die Spuren der Zähne eben so deutlich hätte sehen können, wie die Spuren einer gewöhnlichen Zahnkraft, in einem Apfel, so ist doch soviel daraus zu ersehen, was man ihm in dieser Hinsicht zutrauete. Es ist gewiß, daß wenn er Kaffee oder Wein trank, so nahm er auch die Schale oder das Glas zu sich, und zermalmte diese Dinge mit solchem Getöse, wie wenn ein hungriger starker Kettenhund Knochen mit seinen Zähnen bearbeitet.

Zu seinen ganz gewöhnlichen Leckereien gehörten Ratten, Mäuse, Eulen, Raupen und Heuschrecken. Diese Gerichte waren um desto besser, je wohlfeiler sie waren. In der That hätte der Mann kein anderes Gewerbe wählen sollen, als Ratten und Mäuse in Fallen zu fangen.

Einmal hatte der allezeit eßlustige Mensch, einen sehr großen Hunger, und nichts, womit er ihn stillen konnte. In seiner Angst verschlang er ein ganzes bleiernes Schreibzeug, mit allem Zubehör, von Dinte und Dintefaß, Streusand und Büchse, Federn und Federmesser. Und ein andermal setzte er einen armen pohlnischen Bärenführer in höchste Angst. Er fraß den Dudelsack, mit welchem der Mann seinem Thier die göttliche Musik machte, welche, nebst der kleinen

Beihülfe eines armsdicken Prügels, in demselben die Tanzlust erregte. Der Pohle glaubte, ein Zauberer, welcher das Instrument so gierig fraß, würde auch schwerlich den Pfeifer verschonen, und entfloh aus dem Wirthshause. — Hoffentlich wird man ihn wieder eingeholt, und seines Irrthums belehrt haben.

Man würde diese Erzählungen kaum glaublich finden, wären sie nicht vor Gericht durch abgehörte Zeugen eidlich erhärtet. Trotz dieses wundersamen Appetits, war der Mann immer gesund und stark, und wurde neun und siebzig Jahr alt.

Es wäre wohl zu wünschen man hätte die Falten und Häute des Magens bei solchen Menschen in genaue Untersuchung genommen, und ebenfalls den Magensaft, dessen Auflösungskräfte außerordentlich sein müssen, wo möglich, genau erforscht. Man weiß aus den Versuchen die ein berühmter Naturforscher mit Hünern, namentlich mit Truthünern anstellte, daß diese Thiere sehr starke Magen haben, und daß Stecknadeln von denselben ganz zusammengebogen werden, auch, daß der Magensaft bei ihnen viel stärker auflöst, als bei andern Thieren. Wahrscheinlich hat ein solcher Vielfresser so eine Art Truthahnsmagen. Daß die übrigen Theile des Körpers damit in richtig berechnetem Verhältnisse stehen werden, läßt sich leicht erachten, und wird durch Freßkahlens gutes Gebiß sehr glaublich.

Merkwürdig und beinahe beispiellos ist die Gefräßigkeit eines im Hospital zu Versailles verstorbenen Menschen, über welchen der gelehrte Arzt Percy eine Abhandlung in der öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts vorlas. Dieser Mensch, Namens Trarare, aus Lyon gebürtig, der zuletzt bey der Rheinarmee diente, hatte sich, von einer unwiderstehlichen Gierde gereizt, nach und nach gewöhnt, Kiesel, große Stücke stinkendes Fleisch, ganze Körbe voll unzeitiges Obst, ja sogar Thiere, wie Katzen, Hunde, Schlangen ꝛc. lebendig zu verschlingen. Die Leichen im Hospitale, abgezapftes Blut, und die ekelhaftesten Körper waren ihm willkommen. Vergebens brachte man ihm schädliche und widerliche Säuren, Opium, Brechmittel bei; nichts hielt ihn ab. Da man endlich ein Kind von 16 Monaten vermißte, und der Verdacht des Verbrechens auf ihn fiel, wurde er flüchtig, und zuletzt mit der Auszehrung behaftet, die auf seinen Heishunger erfolgte, und seiner Aussage nach die Folge einer verschluckten silbernen Gabel war, die ihm im Gedärm stecken blieb. Er wurde in das Hospital von Versailles gebracht, wo er bald darauf starb. Der Wundarzt Tessier öfnete ihn, und fand den Magen von außerordentlicher Ausdehnung, die Gedärme voller Geschwüre und auf die sonderbarste Art verschwollen; die Gallenblase sehr groß. Uebrigens war dieser Mensch klein und schwächlich anzusehen; wenn er nüchtern war konnte er die Haut seines Unterleibs um den gan-

zen Leib herumlegen; war er aber voll gegessen, so war er aufgeblasen wie ein Wassersüchtiger; aus seinem Munde stiegen dicke übelriechende Dünste hervor, sein ganzer Körper dampfte und war mit Schweiß bedeckt; er mußte, wie ein Thier, einschlafen, um zu verdauen. Man hat (so meint der französische Erzähler) beobachtet, daß die zu so gewaltsamer Arbeit verurtheilten Verdauungswerkzeuge solcher Unglücklichen, sie nicht über 40 Jahre erreichen lassen. — Aber man vergleiche doch Freßkahlens Alter.

Bei dieser Gelegenheit will ich doch meinen Lesern ein Beispiel von der höflichen Bescheidenheit eines Vielfressers geben.

In Mailand lebte ein tüchtiger Fresser, von dessen Heldenthaten (im Verzehren nämlich) man so viel Wunderbares erzählte, daß der damalige Herzog von Mailand, Franz, begierig wurde sich durch eigenen Augenschein von diesen Unglaublichkeiten zu überzeugen.

Unser Wundermann wurde eingeladen, und sollte Probe essen. Er stellte sich ein, und ohne es sich sauer werden zu lassen verzehrte er in ganz kurzer Zeit, vier gebratene Kapaunen, vier Rebhüner, vierzig harte Eier, und eine große Menge Brod und Käse, anderer Dinge nicht zu erwähnen.

Der Mann fühlte aber selbst, daß er sein Talent lange noch nicht im höchsten Glanze gezeigt hatte.

Er bat deswegen sehr inständig um Nachsicht, und entschuldigte sich, daß er seines Magens wegen, den er sich gestern verdorben gehabt, nicht alles nach Gebühr habe leisten können, versprach aber zugleich das nächstemal Alles einzubringen, wornach jedoch der Herzog, auf dessen Kosten es ging, eben nicht sehr begierig gewesen sein mag.

Man findet übrigens nicht selten Leute, die eine außerordentliche Kraft zu verzehren haben, ungeachtet sie eben nicht deswegen berühmt sind. Ich selbst habe einen Menschen von etwa 22 Jahren gekannt, welcher, falls er es umsonst haben konnte, für 12 Personen Fleisch aß, so ein sechs Kannen Bier dazu trank, und Brod und Gemüse, zwar nicht für zwölf Mann, aber doch drei und viermal mehr dazu genoß, als auf einen Menschen von gesundem und starkem Appetit kommen sollte. Für drei Mann aß er aber immer, und was an Fleisch fehlte, ersetzte er durch Brod und Gemüse.

In der Stadt in welcher ich lebe, wohnte noch vor etwa dreißig, oder vielleicht noch mehrern Jahren ein Mann, dessen gute Eßkraft, noch in so lebendigem Andenken ist, als es schwerlich ein nützliches Talent, oder eine gute That des Mannes sein würde. Bei einer kleinen Abendgesellschaft von sechszehn Personen, hatte er sich aus dem Zimmer entfernt, in welchem die andern, theils mit Spielen, theils mit Ge-

sprächen sich unterhielten, und war in das Eßzimmer gegangen. Hier standen die großen Schüsseln mit bestrichenem Butterbrod; — die Teller mit Wurst, Schinken und kaltem Braten, und mit allem übrigen, was zu einem kalten Abendessen gehört, waren noch nicht aufgesetzt. Der Mann geht in tiefen Betrachtungen herum, und ergreift ein Stückchen Butterbrod nach dem andern und verzehrt es, seiner selbst unbewußt, in stillster wandelnder Einsamkeit.

Die Gesellschaft kommt, erinnert durch ihren Magen, in das Eßzimmer — die Hauswirthin trägt die kalten Fleischspeisen auf — aber das Butterbrod ist fort. Man fragt — man forscht; — niemand hat Wissenschaft, wo es geblieben ist, und die Hauswirthin ist in großer Verlegenheit. „Endlich erwacht unser Esser, der alles Fragen und Forschen wohl gehört, aber nicht beachtet hat, wie aus einem tiefen Traum. „Was meint Ihr denn? fragt er; — Ihr sprecht wohl von den Paar Butterbrodten, die auf der Schüssel lagen? — J, da hab ich wohl in Gedanken einige davon gegessen!"

So, in Gedanken, oder eigentlich vielmehr in Unwissenheit, aß ein Mann in Hamburg, den die Natur auch mit großer Kraft und Macht gegen Speise und Trank ausgerüstet hatte.

Es wurde ein mächtiger Lachs in der Elbe gefangen, über dessen Größe alles erstaunte. Ein Banquier

der ihn erhandelte, behauptete, er sei doch so groß nicht, daß ihm nicht ein guter Esser, auf eine Mahlzeit verzehren sollte. Man widersprach ihm; man wurde lebhaft; es kam zur Wette, um mehrere hundert Thaler.

Der Banquier nahm seine Gegner mit sich zum Mittagsessen; und ließ einen Mann rufen, dessen Stärke in Mahlzeiten ihm bekannt war.

Er zeigte diesem den Lachs, und fragte: „Getraut Er sich wohl diesen Fisch aufzuessen?"

„Hm! sagte der Mann; wenn er nur mein sein thäte; essen thun wollt' ich ihn wohl!"

In Gegenwart seiner Gegner läßt der Banquier durch die Küch- und Kochkundigen den Lachs in 24 Theile zerlegen; und befiehlt, jeden Theil anders zuzurichten, um den Ueberdruß im Essen zu verhüten.

Es ist angerichtet. Man setzt sich und ißt. Unser Mann hat nach und nach 18 Portionen des Lachses gegessen. Jetzt fängt er sich an, bedenklich umzusehen, und dem Banquier wird bange für seine Wette. Bei der 20ten Portion aber kann sich der Mann nicht mehr halten: „Ja, spricht er, wenn nun das Fischlein nicht bald kommen thut, so weiß ich nicht, ob ich es werde zwingen thun!"

Er hatte also schon fünf Sechstheil seines Lachses gegessen, ohne nur zu vermuthen, daß er schon den Anfang damit gemacht hätte. Der Banquier gewann seine Wette.

Doch genug von Fressern. Es könnte den Lesern fast durch diese Eßriesen, der Appetit verderbt werden, mehr davon zu lesen. Nur das eine erinnere ich noch, daß mehrere wilde Völker — es sind Angaben davon vorgekommen — außerordentlich viel Speisen zu sich nehmen können, und darin wären sie mit diesen Zehrthieren gleich; aber was diese nicht scheinen zu können, das können sie; eben so außerordentlich lange fasten.

Außerordentliche Trinkerin.

Zu solchen Fressern, gehört auch, der Zusammenstellung wegen, eine große Trinkerin — Säuferin möchte ich nicht gern sagen. Sie war eine Französin, und hieß Katharina Bonfergent. Schon in der frühesten Kindheit verrieth sie, welche mächtige Trinkkraft die Natur in sie gelegt habe, und wurde von mehreren Beobachtern als eine seltene Merkwürdigkeit betrachtet.

Sie war bis in ihr drittes Jahr fremden Händen zur Erziehung übergeben gewesen; aber in diesem Jahre nahmen sie ihre Aeltern zu sich ins Haus, und entdeckten nun erst mit Mißvergnügen, welche ungeheure Menge Getränk ihr Töchterlein zu sich nehmen könnte.

Freilich trank das kleine Ding nur Wasser, und nichts als Wasser, aber dennoch war es den Aeltern unangenehm, denn die tägliche Portion des Kindes betrug nicht weniger als zwei Eimer.

Die Aeltern schrieben den Fehler der Natur einem Fehler der Verziehung zu, und wandten alles an, dem Kinde denselben wieder abzugewöhnen; anfangs liebreiches Zureden, Bitten, Ermahnungen, und dann harte Drohungen. Man versagte ihr das Wasser, man verringerte die Portionen, man bewachte sie, aber die Noth machte das Kind erfinderisch, und es wußte sich heimlich immer das nöthige Wasser gegen seinen Durst zu verschaffen. Im Sommer trank die Tochter das erste Wasser, was ihr vorkam, gleichviel, ob es aus einem Teiche, oder Flusse, oder einer frischen Quelle war; im Winter aber nahm sie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee! Sie trug vorsichtig Sorge, daß es ihr, besonders des Nachts, nicht gebrechen möchte, und nahm sich einen Vorrath mit. Indessen wurden die Aeltern doch zuletzt allzu unwillig über das unaufhörliche Trinken, und behandelten die nun herangewachsene Tochter übel. Diese suchte sich den Mißhandlungen der Aeltern zu entziehen, und entlief nach Paris.

Grade hier hätte das Mädchen sehr übel mit ihrem Trinken ankommen können; denn in Paris ist das Trinkwasser, zumal das gute nicht überall zu haben, sondern es wird Trachtenweise — auf die Tracht zwei

Eimer gerechnet — zu sechs Sous *) verkauft, und das sehr gute Trinkwasser steht, zumal in manchen Gegenden der Stadt noch höher. Indessen hatte Katharine gerade eine sehr gute Herrschaft bekommen, die ihr, um ihrer übrigen guten Eigenschaften willen, diesen höhern Aufwand, den sie verursachte, gern nachsahe.

In ihrem 22ten Jahre heirathete sie einen Schuhflicker, der aber von ihrer Sonderbarkeit nicht eher etwas erfuhr, als bis die Hochzeit vorbei war, wo denn der arme Mann dieselbe bitter genug fühlen mußte, denn er verdiente vielleicht an manchen Tagen kaum so viel, als seine Frau für Wasser brauchte. Indessen scheinen doch die beiden Eheleute ganz glücklich mit einander gelebt zu haben, und leben vielleicht noch mit einander. Sie gebar in dieser Ehe eilf Kinder, und während ihrer Schwangerschaft mit dem zehnten Kinde trank sie täglich vier ganz volle Eimer. Ueberhaupt war jedesmal ihr Durst am größesten, wenn sie in Wochen lag, und trank auf jeden Zug vier Maaß. — Eben damals, wie sie täglich vier Eimer trank, wußte ihr Mann nicht mehr Rath zu schaffen für einen solchen Durst. Es war nämlich der strenge Winter d. J. 1788, wo das Wasser natürlich theuer sein mußte. Er kratzte daher den Schnee von den Dächern, und mit dem Wasser davon mußte sich seine Frau behelfen.

*) etwa zwei Groschen.

So arge Wassertrinkerin diese Person war, so sehr verabscheute sie alle andere Getränke. Kaffee, Branntewein (an Bier ist ohnehin in dieser Gegend nicht leicht zu denken) und Wein. Ja sie kommt der Ohnmacht nahe, wenn sie ein einziges Glas von dem Letztern genießen will. Noch merkwürdiger ist es, daß sie nie ausspuckt. Uebrigens liebt sie auch keine gesalzene Sachen, trinkt im Winter nicht weniger als im Sommer, und hat nie Anfälle von Wassersucht gehabt. Nie läßt ihr Durst nach, außer dann, wenn sie krank ist.

Diese Person ist mittlerer Statur, hat eine feine zarte Haut, die mit einigen Sommersprossen versehen sind, eine röthliche Gesichtsfarbe, und ist eher fett als mager zu nennen, doch ihre Arme sind verhältnißmäßig dünner, als sie dem übrigen Körper nach sein sollen. Ihre Unterlippe ist etwas dick, springt öfters auf, und schmerzt alsdann. Von ihren eilf Kindern hat sie aber nur zwei groß gezogen, und das älteste der beiden lebenden ist mit einem Ausschlage behaftet. —

Nicht Fresser — aber Fressereien.

Da es bei dem eben vorher Erzählten auf Essen und Trinken ankommt, so wird, der Verwandtschaft wegen, — denn am Ende ist es eine Familie — das Nachfolgende hier an keinem unrechten Orte stehen, wiewohl es auch eben so gut einen andern Platz hätte erhalten können.

Bei Vermählung des Herzogs, — nachmaligen Churfürsten — Johann des Beständigen von Sachsen, mit Sophie von Mecklenburg, wurde die Hochzeitfeier auf dem Schlosse zu Torgau, mit aller Pracht damaliger Zeiten begangen. Unter den Gästen waren 19 fürstliche Personen, und ein fürstlicher Botschafter; vier Bischöffe, zehn Aebte, 23 Pröbste und Prälaten, 47 Ritter und 300 vom niedern Adel. Jeder Gast hatte sein Gefolge und seine Bedienten mitgenommen, damit es ihm nicht an der nöthigen Pflege fehle. Diese wurden denn von dem Hofe eben sowohl, wie die Herrschaften unterhalten. — Man rechnet, daß an den Tagen der Hochzeitfeier überhaupt an 11000 Personen und 700 Pferde — gefüttert wurden. Die hohen Gäste wurden überall in der Stadt einquartiert, die niedrigen sahen, wo sie un-

terkamen. Auf dem Rathhause wurde der Tanzsaal aufs Prächtigste eingerichtet, und auf dem Markte der Turnierplatz abgesteckt, und mit Schranken versehen.

Den Aufwand zu diesem Feste, mochten wohl meistentheils die Städte, Prälaten u. a. m. durch Geschenke an nöthigen Lebensmitteln bestritten haben; wer aber nicht Viktualien geliefert hatte, löfete sich mit andern Geschenken.

Alle Feierlichkeiten und Schmausereien dauerten vom Sonntage bis zum Donnerstage, und also lange so lange nicht, als in manchen Gegenden Teutschlands die Hochzeiten reicher Landleute dauern — oder doch vor wenigen Jahren noch zu dauern pflegten.

Die Bewegungen durch Turniere — welche auch am Mittwoch und Donnerstag gehalten wurden, waren vielleicht der bessern Dauung wegen sehr zweckmäßig. Am Mittwochsturniere erschienen einige Ritter mit ihren Pferden maskirt. Der eine dieser Ritter, ritt als ein wilder Mann auf einem unbändigen Löwen; der andere saß — wohlausgedacht — als Bär auf einem wilden Schwein. — Nach dem Turniere hatten auch die gemeinen Leute, zur Belustigung ihrer selbst und der vornehmen Leute, ihre Balgereien. Man stellte nämlich ein Gesellenstechen an; — eine Posse der Handwerker, wobei es nur auf Ungeschiffenheit ankam.

Als sich der Herzog Karl von Burgund, im Jahr 1468 mit Margarethe von England vermählte, so wurde das Beilager zu Brügge in Flandern mit aller Pracht begangen. Statt der Tapeten war der Hochzeitsaal mit goldgewirkten Tüchern behangen. Auf den Tafeln standen dreißig kostbare Schiffe, mit allen Arten von Braten befrachtet. Ein Schiff muß seine Schaluppen und Boote haben — und jedes derselben hatte in der That vier Boote zur Begleitung, welche alle Arten Gemüse geladen hatten. Die Pasteten standen zwischen den Schiffen, unter seidenen Zelten — und so waren Land und Meer etwas seltsam untereinander gemischt.

Die Gäste hatten kaum an den Tafeln Platz genommen, um die Schiffe zu entern, als ein mächtiges Einhorn (es war ein also maskirtes Roß) im Saal erschien, und um den Tisch herumtrabte. Ein Bär saß auf dem Einhorn und lenkte es — (es war ein Knabe, den man in diese Form gekleidet hatte.) — Nach dem Einhorn kam ein großer Löwe, der nicht durch sein Brüllen die Gäste erschreckte — sondern er hielt sein Maul; dagegen wurde auf eine zierliche und galante Weise sein sich öffnender Bauch sangbar. — Vier Sänger steckten nämlich darin, und stimmten hochzeitliche Lieder an.

Am andern Abend des Hochzeitfests gab es ähnliche Erscheinungen. Unter andern wurden die Abentheuer und Begebenheiten des berühmten Ritters Her-

kules vorgestellt, wobei sich auch neben vielen andern Raritäten, ein Vogel Greif sehen ließ — wiewohl noch niemand dergleichen gesehen hat — aus welchem mehrere Vögel fliegend herauskamen.

Am dritten Wunderabend erblickte man im Speisesaale einen hohen Thurm, der eine Art Thierbehälter vorzustellen schien, denn, sechs Bären gukten aus den Fenstern desselben ganz verständig heraus, und brummten wie sichs gebührt. Zwölf Ziegenböcke und Wölfe, und eine Menge von Eseln pfiffen und flöteten, und waren köstliche Sänger. Dann kamen Affen, die ihre Künste machten, und in aller Eintracht um den Thurm herumtanzten. Ein alter Affe blies die Pfeife dazu.

Acht und vierzig seidene Zelte standen auf den Tafeln, und enthielten theils Pasteten, theils seltsame und wunderbare Dinge. In jedes Zelt war aber das fürstliche Wappen köstlich gestickt.

Das Hauptwerk der ganzen Freßlustbarkeit — denn von den Turnieren, Stechen und Tänzen die sonst statt hatten, sagen wir nichts — war ein Wallfisch von achtzehn Schuh lang, und — in gutem Verhältniß — sechzehn Schuh hoch. In dem Bauch desselben saßen zwölf verborgene Männer, welche das Ungeheuer regierten, und in Gang brachten. Es näherte sich der Braut, und plötzlich sprangen aus seinem Rachen zwölf wilde Männer hervor, welche sogleich anfingen zu springen und zu kämpfen, und sich bald in den Wallfisch hinein, bald wieder herausjagten.

Was ein solches kleines Mahlzeitchen kostete, läßt sich ein wenig ermessen, wenn man auch blos den Aufgang der Speisen kennt. Es wurden nämlich täglich erfordert, 16 Ochsen und 110 Pfund Ochsenmark, zehn Schweine, 600 Pfund Speck, 250 Hammel, 250 junge Lämmer, 250 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 200 Fasanen und eben so viel Wasservögel (Enten u. s. w.) 800 Rebhüner, 400 Tauben, 300 Scalen (eine Art Vögel), 200 Schwane, 400 Hennen, 100 Pfauen, 1000 junge Hüner, 500 Kapaunen.

Man denke was das ganze wilde Fest gekostet haben müsse, da dieß blos der Betrag des Essens für einen Tag ist. — Und zu solchem Essen wird ja doch auch ein guter Trunk gehört haben.

Zwei Jahr nach dieser Hochzeitfeier gab es eine noch größere Schmauserei in England, welche der Erzbischof zu York, Georg der erste, beim Antritt seines bischöflichen Amtes gab. Der gute Bischof wollte es seinen Gästen an nichts fehlen lassen, und hatte zur Aufsicht der ganzen Feier sich vornehme Herren erbeten. Sein Bruder der Graf von Warwick, (der berühmte Nevil) machte den Haushofmeister, der Graf von Bedford den Schatzmeister — Lord Hastings und mehrere Lords die Oberaufseher. — Freilich waren solche Aufseher nöthig, denn man hatte bei diesem Mahl tausend Die-

ner, 62 Köche, und 515 Küchenaufwärter und Gehülfen.

Man verbrauchte bei diesem Gastgebot 300 Quart Weitzen, 320 Tonnen Ale (das bekannte starke Bier) 104 Tonnen Wein, und noch ein halbes Stückfaß Gewürzwein; 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Hammel, 300 Schweine und eben so viel Kälber; 3000 Gänse und eine gleiche Zahl Kapaunen; 300 Ferkel, 300 Pfauen, 200 Kraniche und eben so viel Fasanen; 204 Schneegänse, 1000 Wachteln, 500 Rebhüner, 400 Schnepfen, 400 Wasserhüner, 1000 Wasserreiher; 200 Rehe, 400 Hirsche; 4000 Kaninchen; 300 Hechte und noch eine Menge andere Thiere, worunter 8 Seehunde und 4 Delphine waren. Man erwäge aber auch, daß man blos 1506 Wildpretpasteten, 1400 Schüsseln gebrochnes Gelee (ich weiß nicht, was das für Gelees sind) und 4000 Schüsseln ganzes Gelee, 400 Torten u. s. w. u. s. w. brauchte.

Wie wenig sich, ein Jahrhundert darauf, diese Schwelgereien mögen gemindert haben, sieht man bei der Vermählung eines böhmischen Ritters, Wilhelms von Rosenberg mit einer Prinzessin von Baden im Jahr 1576, welche acht Tage hinter einander gefeiert wurde.

Zu dieser Feier hatte der Kellermeister geliefert, 1100 Eimer an Ungarischem, Tiroler, Oestreicher und Rheinwein, dann 160 Eimer spanischen Wein und

903 Fässer Bier. Ueberdieß war erforderlich gewesen — freilich nicht allein für den Magen der Essenden, sondern auch für die Beutel der Küch= und Kellermeister, gleichsam pro studio et labore — und zur Erfüllung der Rechnungen — folgende Wenigkeit.

150 gemästete Ochsen, 20 dergleichen geräucherte; 15 gemästete, 20 jährige, 526 saugende Kälber; 150 gemästete Schweine und 504 ungemästete; 450 Mast=hammel, 40 geräucherte und 395 Lämmer; 40 Hirsche, 50 Gemsen, 50 Fässer eingesalzenes Wildprett, 20 wilde Schweine, 2130 Hasen. An Geflügel soll ge=braucht worden sein: 4 Drosen, (muß eine Art sehr seltener Vögel sein) 30 Auerhähne, 250 Fasanen; 2050 Rebhüner, 20688 Drosseln, Schnepfen und wil=de Tauben; 330 Pfauen, 5735 Mastgänse, 450 jun=ge Hüner und 2656 Mastkapaunen und Masthennen.

Ein Paar Fischchen wurden auch gebraucht; näm=lich 18120 frische und im Wasser spielende Karpfen, 13209 Hechte (man sehe nur wie genau die Zahlen an=gegeben sind. Aus solcher Gewissenhaftigkeit kann man fast mit Gewißheit auf Gewissenlosigkeit schliessen.) 95 Barben, 6380 Forellen, 3400 andere große Fische; 150 große Bärse, 200 Eschen, 890 Zenalinkurt (??) 350 Aalraupen; 350 sonderbare kleine Bärse; 2309 geräucherte Neunaugen und eben so viel geräucherte Forellen; 1979 geräucherte Karpfen; 956 geräucherte Plattfische und Barse; 450 geräucherte Hechte; 350 Stück Stockfisch, 1200 Halbfische, 675 frische Neun=

augen, 300 Nösel Schmerlen, 350 geräucherte, eben so viel an der Luft getrocknete und 4 Tonnen eingesalzene Heringe, 40 Hausen, und, zur kleinen Zugabe 5200 Schock oder 312,000 Krebse.

Ueberdieß noch 1526 Würste, 456 Leberwürste, 326 Grützwürste, 30947 Eier, 35 Zentner Butter, 25 Zentner Schmalz, 7 Zentner frische Butter, 15 Zentner Honig, 13 Zentner Wachs, 2 Zentner Käse, 50 Zentner Unschlitt (Talg und doch nur) 547 Lichter, 3703½ Scheffel Hafer (man merke den halben Scheffel!) und 490 Scheffel verbackenes Getreide.

Möge es den Essenden wohl bekommen sein!

Als sich Willhelm von Oranien mit einer Tochter des Churfürsten Moritz von Sachsen vermählte, fanden sich 5500 Gäste ein, für welche 4000 Scheffel Weitzen, doppelt so viel an Korn, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier gebraucht wurde. Die Pferde verzehrten 13000 Schfl. Hafer, aber freilich hatte der Herr Bräutigam deren allein 1100 mit, und der sämtlichen Pferde waren eben so viel, als der andern Gäste — und eigentlich noch mehr, nämlich 6000. Ob sie aber bei dem vielen Futter dennoch nicht mögen gehungert haben? —

Eins der glänzendsten Hochzeitfeste im funfzehnten Jahrhundert, war die Vermählung eines Herzogs Georgs zu Landshut in Schlesien mit einer pohlnischen

Prinzessin, welches acht Tage dauerte, und die, für damalige Zeiten ungeheure Summe von 77,766 Ducaten kostete; — eine Summe die einen Kaiser hätte in Verlegenheit setzen können. Die Opfer, welche bei dieser Feier fallen mußten, bestanden in 300 ungarischen Ochsen, 162 Hirschen, 75 wilden Schweinen, 62000 Hünern, 75000 Krebsen, 5000 Gänsen. An Wein wurden, die geopferten und die opfernden Thiere zu tränken, 170 Eimer Landshuter, 200 Fässer (?) ausländischer und 70 Fässer italienischer Wein erfordert. — 'Unter den Gästen war der römische Kaiser Friedrich mit seinem Sohn Maximilian, 16 Fürsten und ihre Gemahlinnen, 40 alte Reichsgrafen, fünf Erzbischöfe — und täglich wurden 9360 Pferde gefüttert, und 1772 Schfl. Hafer verbraucht. (Es kommt bei diesen Scheffeln, und bei den Fässern darauf an, wie groß sie waren. Auf jeden Fall wurde hier bessere Wirthschaft und Rechnung geführt, als bei mancher der vorigen Schmausereien; auch sind hier die Summen mehr rund und ganz.)

Wie es bei Feierlichkeiten in den Familien reicher Bürger in diesem Zeitraume hergehen mochte, auch davon finden sich verschiedentlich manche Spuren. So verheirathete i. J. 1493 Mstr. Veit Gundlinger in Augspurg sein einziges Töchterlein an einen Zinkenbläser, (eine Art Trompeter unter den Stadtmusikanten) in welchen sich das Töchterchen verliebt

hatte — Der Zinkenbläser stand tief unter dem Range des wohlhabenden Bürgers, und darum mußte er auch sein Blasen aufgeben, und, so zum Schein, damit die Leute nicht merken möchten, daß er nur den Tagedieb machte, etwas Weinhandel treiben.

Am Hochzeittage war das Mädchen herrlich in Gold und in Seide gekleidet, und alle Leute auf den Gassen gafften sie an; die Strümpfe waren mit goldenen Faden gebunden, und die Schuhe mit Silber beblecht. Alle Räthe waren mit goldenen Spangen besetzt, und um den Saum des Rockes ging eine breite Goldspange *), und der Unterrock war mit köstlicher Arbeit gar fein genähet (Stickerei). Von dem Herrn Bräutigam sagt die Chronik nur ganz kurz, daß er ein grün Röcklein, und an den Schuhen große Schnäbel, und eine breite Goldspange am Huth gehabt habe. — Doch das Alles gehört weniger zu unserm Zwecke, als das Nachfolgende.

Das Hochzeitmahl wurde an 60 Tischen gehalten. An jedem Tisch waren 12 Gäste, und also zusammen 720. Worunter 213 aus der Verwandschaft der Braut, 175 von Seiten des Zinkenbläsers, 170 Beckerknechte waren. Die übrigen Gäste bestanden aus Rathsherrlein, und fürnehmen Herren und Frauen. Acht Tage wurde gejubelt und gelärmt. Die Gäste fielen am

*) Spange hat vorzüglich eine Art Schnallen bedeutet; aber man verstand mehrere Arten von Geschmeide darunter.

Ende ganz abgemattet hin, und wurden nur durch das Toben der übrigen wieder zu sich selbst gebracht. Gundlinger hatte zu seinem Fest angeschaft: 20 Dechslein, 49 Zicklein, 300 Hirschlein, 500 Stück Federvieh, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 96 gemästete Schweine, 1006 Gänse, (also ziemlich zwei Gänse auf die Person, binnen 8 Tagen) 25 Pfauen (für die Rathsherrlein etwa, und für die fürnehmen Herren und Frawen?) 15000 Stück allerlei Fische, (Hechte, Barben, Forellen u. s. w.) und 900 Stück Würste. — An Mehl zu Kuchen und Brod ging „fast" (sehr) viel darauf.

Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Beutelspach im Würtenbergischen ein Schuhmacher Kornrad, der auch sehr wohlhabend war, und seinen sechs Töchtern, und auch einem Sohn eine köstliche Ausstattung gab. — Von dem alten Meister heißt es; — er habe wöchentlich dreimal sein Brätlein *) (will sagen: einen tüchtigen derben, feisten Braten —) gegessen; habe unter dem Federvieh die Kapaunen, Auerhüner und Schnepfen, und unter den

*) Sonderbar, daß die Umstände oft um so besser sind, jemehr sie verkleinert werden. Sie waren damals ganz gut, wie man fast Alles in Verkleinerungen aussprach, und noch jetzt ist ein Mann der ein Paar Thaler, und der ein Paar Thälerchen hat, etwas sehr Verschiedenes.

Fischen die Aalen, Forellen und Karpfen geliebt.“ Man sieht, der Mann war nicht ohne Geschmack.

Uebrigens war damals, wie man sieht, manches Essen nicht sogar besonders — Die Auerhähne z. B. — welches jetzt überaus selten ist. Dagegen war manches Gericht, welches nachmals zu den wohlfeilsten und alltäglichsten Gerichten armer Leute gehörte, höchst theuer, und gehörte nur für vornehme Leute. Dieß war der Fall mit Heringen.

Karl der fünfte, da er im Kriege gegen Johann Friedrich von Sachsen, mit seiner Armee zu Eger anlangte, kam vor einem Hause vorbei, in welchem ein Lichtzieher seiner Tochter Hochzeit ausrichtete. Er sahe durch die Fenster alle Stuben voll Gäste, und die Tische so reichlich besetzt, daß er meinte man könne den Bürgern wohl ein wenig abzapfen. Indessen ließ er sich alles noch gefallen, aber es verdroß ihn nicht wenig, auf jedem Tisch eine Schüssel mit etlichen Heringen zu erblicken. Die, meinte er, seien ein Leckerbissen, nach welchem kein Bürger sich einfallen lassen müßte, lüstern zu sein. — Er stand also in der Meinung, worin viele Leute noch stehen, daß die niedrigen schlechterdings schlechter essen müßten auch im Fall sie es verdienen und bezahlen können, als die Vornehmen und Gewaltigen.

Wenn auch solche große Fressereien in unsern Zeiten nicht mehr an der Tagesordnung sind, so sind sie

doch dagegen viel raffinirter geworden, und geben an Kostbarkeit und Geldaufwand jenen nichts nach. Selbst in Gasthäusern großer Städte, kann man, auf den Augenblick beinahe, mit Allem bewirthet werden, was der lüsterne Gaumen nur verlangt, und wovon die lieben Vorfahren vor Jahrhunderten sich nichts träumen ließen. Wie es jetzt aussieht, davon nur zwei Belege, aus den größesten beiden Städten Europas — im Grunde den größesten Städten der Welt, wenn auch nicht grade nach Umfang und Menschenzahl, doch gewiß nach Reichthum und Macht.

Der bekannte Restaurateur (im Grunde nichts anders als ein Gastgeber) Beauvilliers in Paris bewirthet auf eine ausgesuchte Weise seine Gäste — daß er sie so bewirthen kann, daß er sich, bei der Veränderlichkeit der Pariser schon weit über ein Jahrzehent in großem Ruf hat erhalten können, beweist etwas für den Eßgenius der Zeit. Der Küchenzettel dieses Wiederherstellers — vielleicht besser: Verderbers; des Magen nämlich — beträgt zwei gedruckte Bogen in Folio, und fordert ein halbes Stündchen, um ihn mit einiger Aufmerksamkeit durchzugehen. — Da findet man dreizehn Potagen oder Suppen — Kohl- und Krautsuppen, Erbsensuppen, Brod, Gesundheit, Reis, Mandel und Schildkrötensuppen. — Da findet man über 22 Arten hors d'oeuvres (etwa eingeschobene Gerichte oder auch Beigerichte zu übersetzen). Melonen, Artischocken, Radieschen,

Salade, Sardellen, Oliven, Eier u. s. w. — Da gibt es Rindfleisch auf 11 verschiedene Arten bereitet; eben soviel verschiedene Arten Gebackenes und Pasteten. Geflügel und Wild in einigen dreißig Gestalten zubereitet; zwei und zwanzig verschiedene Schüsseln von Kalbfleisch; siebzehn Schüsseln von Hammelfleisch; drei und zwanzig Verschiedenheiten von Fischen, an dreizehn Arten Fleisch- und Fischbraten; ein und vierzig Nebenspeisen, und neun und dreißig Sorten Nachessen oder Desserts, und nun noch zwei und funfzig Arten Weine; dann, englische Biere (Porter, Ale) Liqueure, Kaffee, Eis.

Bei einem mäßigen Appetit und bei vieler Genügsamkeit in der Auswahl kann man bei diesem Ehrenmanne für ein drei Thälerchen, zur Nothdurft essen und trinken. In zehn bis funfzehn Minuten kann man die mühsamst zu bereitenden köstlichsten Speisen haben. Jeder Koch hat seinen abgesonderten Theil der Küche, und die Aufträge eines besondern Aufwärters, der auf ihn angewiesen ist, zu besorgen, so wie jeder Aufwärter, eine bestimmte Zahl von Tischen zu versehen hat. Alles ist hier auf das Ordnungsgemäßeste eingerichtet und wenn man aus dieser Küche, in seinem eigenen Hause essen will, so darf man nur, während der Aufwärter den Tisch deckt, bestimmen, was man verlangt, und man wartet nicht über eine Viertelstunde. Man kann übrigens bis zu fünf und sechs Louisdor, auf Bestellung, essen. — In der Restau-

raterei oder im Speisehause dieses Mannes, tritt man im ersten Stockwerk, in eine Reihe von Zimmern, mit Spiegeln und Arabesken verziert, und mit grösern und kleinern Tischen besetzt, und im Winter mit argandschen Lampen erleuchtet. In dieser Jahreszeit essen gewöhnlich an zweihundert Menschen hier, im Sommer nicht so viel.

An der linken Seite des ersten Zimmers, erhebt sich eine Art erhöhter Thron, der mit einem Geländer gegen zudringliche Leute versehen ist. Auf dem Thron sitzt, wie eine Königin, eine Frau — es ist die Madam vom Hause — die Speisewirthin, die das Geld von den Aufwärtern nimmt, und von einem jüngern Frauenzimmer in ihrem Geschäft unterstützt wird. Gleich einem Kammerherrn, steht neben ihr ein Mensch, der das vor ihm liegende Obst und Konfekt, zu den Desserts hergibt. — Der Herr Wirth selbst, geht während des Essens an alle Tafeln, sieht ob alle Gäste ordentlich bedient werden, fragt sie um ihre Zufriedenheit. Hinter ihm ist der Küper; und an allen Tischen sind die Aufwärter, mit ihren reinlichen Jacken und Kleidern, welche schnell und gewandt, die Befehle der Gäste vollziehen. Wie groß die Zahl, wie arg der Lärm so vieler Stimmen ist; nichts wird übersehen; nichts wird überhört.

Wie mag es in Paris um ein eigentliches glänzendes Gastmahl aussehen, da es in einem Speisehause, schon so aussieht.

Wie es in London bei einem großen Eßfeste zugehen möge, darüber nur einen Fall.

Vor etwa zwei Jahren, gab Madam Milnes dem Thronerben Großbrittanniens, dem Prinzen von Wales und andern Herrschaften ein Abendessen (ohne Zweifel, gegen zwei Uhr des Nachts.) Blos das Obst, welches beim Schluß der Mahlzeit, als Dessert mit aufgesetzt wurde, und in vierzehn Fruchtkörben enthalten war, kostete 500 — sage fünfhundert Pfund; oder an dreitausend Thaler.

Die alte Welt liebte in ihren feierlichen Schmausereien das Große und fast Ungeheure, wovon es in die Augen fiel, daß es viel Geld kostete; die neue Welt liebt das Feine, Leckerhafte, welches eben so viel kostet, aber nicht so in die Augen fällt, und einem Manne der Vorzeit, von geringem Kostenbetrag würde geschienen haben.

Als eine Art Nachtrag zu diesem Abschnitte, gebe ich meinen Lesern noch einigen Bericht

Von der Königsberger Wurst und Brätzel, und vom Heidelberger Faß.

Im J. 1601. am ersten Januar trugen die Schlächter zu Königsberg in Preußen, eine Wurst von 1005 Ellen lang, nach dem Schlosse, und verehrten Ihro fürstl. Gnaden einige Ellen davon. Sie sind, sagt die alte Nachricht, mit Trommeln und Pfeifen

aufgezogen; voran einen Führer mit einem Spieße, wohl ausgeputzt mit Federn und Binden, mit fliegenden weißen und grünen Fahnen. Diesen sind gefolgt 103 Fleischhauerknechte, und haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind einher gegangen, welche die Wurst in Acht nahmen, daß sie nicht Schaden litte. Wie sie nach dem Schloß sind gekommen, haben sie Ihro fürstl. Gnaden verehret 130 Ellen von solcher Wurst. Vom Schloß sind sie über die Schmiedebrücke in den Kneiphof, von da durch die Altstadt in den Löwenicht gezogen, allda sind sie von den Beckern empfangen, welchen sie auch viele Ellen von selbiger Wurst geschenket, und von den Beckern nachmals zu Gaste behalten worden, auch bis in die Nacht zusammen lustig gewesen."

	Mrk.	gr.
Diese Wurst wog 885 Pfund. Es kamen dazu 81 Schinken. — Werth	118	10
Die Därme von 45 Schweinen anderthalb Tonnen Salz.	—	3 5
eben so viel Tonnen Bier.	—	3 —
18½ Pfund Pfeffer.	—	24 13

— Haben gearbeitet daran 3 Meister und 97 Gesellen, den ersten Tag von 6 Uhr früh, bis Abends 7 Uhr, den andern Tag von 8 bis 1 Uhr. Diese haben ausgetrunken 2 Faß und 1 Tonne Bier. Aber die ganze

	Mrk.	gr.	pf.
Zeche über ist aufgegangen 40 Faß Bier — jedes zu 12 Mark. Werth	480	—	—
Die Kränze, womit die Wurst geschmückt wurde, waren 109 und kosteten	— 112	16	3
	743	14	3

oder 412 Thlr. 16 gr 3 pf.

(Man sieht, daß sich die Herren aufs Rechnen verstanden haben; 112 Mark für Blumenkränze, werden durch 16 gr. 3 pf. ordentlich wahrscheinlich gemacht — jeder fände sie, ohne diese sehr unwahrscheinlich. Man wußte aber, daß der Herzog die Auslagen wieder erstatten würde. Das Pfund Wurst kam doch so ziemlich auf 13 gr.)

zu einem solchen Riesen von Wurst, gehörte auch ein Backwerk, welches sich nicht vor demselben zu schämen brauchte. Die Becker hatten sechs große runde Kringel (Brätzeln) und acht große Strietzel gebacken, mit welchem die Beckergesellen einige Tage drauf, in Procession umzogen. Es waren dazu 12 Scheffel Weitzen gebraucht, und die beiden größten Strietzeln waren beinahe 5 Ellen lang. Diese wurden der fürstl. Herrschaft verehrt, und die übrigen, mit den Fleischern verzehrt.

Das Heidelberger Faß wurde zuerst 1591 von dem Administrator Johann Casimir erbauet, und da dieses zusammen fiel, wurde unter Karl Ludwig ein neues gemacht. Die Bildhauerei mit welcher das Faß geziert ist, soll sehr künstlich sein. Vorn sieht man das churfürstl. Wappen zwischen zwei Löwen, auf welchem Bachus, in kolossalischer Größe reitet. Er ist von Satyrs umgeben, welche eigentlich die Portraits starker Trinker enthalten sollen. Unter ihm sitzt mit verschränkten Füssen ein großer Hanswurst, einen Zechzettel in der einen Hand, eine Wurst in der andern. Der kleine Herr Hanswurst unter ihm, oder der Sohn, befindet sich auf einem Tische und ist mit Flaschen, Bechern und Gläsern umgeben. Rings umher sind künstlich Rebenlaub und Weintrauben ausgeschnitten, unter welchen Weingötter sitzen und blasen. Auf dem Boden stehen zwei mächtige Löwen, die das große Faß halten. — Man besteigt dieses Faß auf einer Treppe, an deren Eingange eine Minerva steht — deren Weisheit hier wohl nicht immer mag Gehör gefunden haben.

Das Faß ist hoch genug für zwei aufrecht übereinanderstehende Männer; es hält 204 Fuder, drei Ohmen und vier Viertel Wein, oder etwas mehr als 2450 Eimer, und wird durch 24 starke eiserne Reifen zusammengehalten. Wer jemals Weinfässer von hundert und mehr Eimern gesehen hat, die in den alten fürstlichen Kellereien unsers Vaterlandes, sonst keine Seltenheit

waren, wird sich einigermaßen eine Vorstellung von diesen Riesen unter den Fässern machen können.

Die auf dem Fasse eingeschnittenen Reime kennt man schon aus Hübners Geographie.

Von dem Gröninger und Königsberger Faß sprechen wir ein andermal.

Körperstärke.

Von jeher hat man den teutschen Stämmen viele Stärke zugetraut.

Jedoch, geben die slavischen Nationen, den teutschen Völkern nichts an Stärke nach. — Dem Illyrier (jetzt unter dem Namen Arnauten bekannter) soll es möglich sein einen wilden Ochsen mit der Faust zu bändigen, und eben so dem Wallachen. Dennoch sind diese Leute sehr träge zum Ackerbau und zu Gewerben.

Unter den Morgenländern, sollen die Mingrelier, Zirkassier, und Georgier, die Turkomanen und Türken, die Perser, und die höhern Klassen der Hindus, (diese höhern Klassen oder Kasten genießen aber auch die kräftigern Speisen, und die höchsten sogar auch Fleisch), die größern und stärkern sein; die Araber, Syrer, Armenier

aber und die meisten Tartarn in Sibirien und an der Ostseite des kaspischen Meers, schwächer (vielleicht nur, nicht tapfer, denn die Beweise ihrer Schwäche sind aus ihrer leichten Unterjochung hergenommen). Der Asiate ist feig oder träg, oft ist er beides, dennoch ist er stark genug Lasten zu tragen. Persische Lastträger nehmen eine Tonne Wein, die über 10 Centner schwer ist (??) auf den Rücken — wir wollen doch aber annehmen, daß die Centner etwas leicht sein mögen.

In Größe und Leibesstärke stehen den westlichen Asiaten die übrigen nach. Die Mongolen mögen noch die Stärkern unter denselben sein, doch ihre Nachkommen in Sibirien, wurden von einer Handvoll Kosaken überwältigt. — Unter den südlichen Asiaten werden ganze Haufen, von dem Stocke eines Europäers in Flucht gesetzt, und sie wollen gern durch ihre Weiber und Töchter von den Europäern Kinder bekommen, die stark sind.

Die sibirischen Völkerschaften scheinen alle sehr schwach. Sechs Buräten vermögen nicht so viel als ein Russe. — Die südlichen Asiaten aber, sind doch gute Lastträger, und ein Chineser trägt 600 Pfund schwere Kisten ganz leicht. Die Siamesen sollen kaum gehen und sich aufrecht erhalten können, und rudern doch drei Tage und drei Nächte, ohne auszuruhen, wie auch der schwache Grönländer, der, wenn er auch lange schon gerudert hat, noch seinen

Kahn in dem größten Sturm lenkt — und Grönländerinnen tragen ein Rennthier zwei Meilen weit.

Die Wilden von Oromoko und Maragnon in Amerika rudern von Para nach St. Pablo — 800 Seemeilen *) auf dem Amazonenfluß und machen in anderthalb Tagen und zwei Nächten, einen Weg von 300 englische Meilen durch dicke Wälder und doch wo diese Menschen zu Feld und Bergwerksarbeit gebraucht wurden, gingen sie in großen Haufen zu Grunde — der Karaibe ist zur Jagd und Fischerei herrlich — taugt nichts zu Arbeiten in Zuckerpflanzungen und Mühlen. Hottentotten tragen einen Sack mit 200 Pfund Weitzen so leicht, als wären es 20 Pfund.

In der Südsee konnten die Insulaner besser ringen, als Cooks Matrosen, und selbst Weiber trugen diese Europäer unter dem Arm über Flüsse.

Neger heben sehr viel — 1000 Pfund Fässer — doch dieß sind alles nur einzelne, abgerissene Bemerkungen. Indessen geben sie zu mancherlei Betrachtungen vielfältige Veranlassung. Vielleicht wird manches erklärbar, wenn man einmal Stärke von Ausdauer unterscheiden wollte. Jedoch ist dieß kein Gegenstand, der meine jungen Leser sehr anziehen könnte. Dagegen aber wird das Folgende mehr für sie gehören, nämlich die

*) 20 Seemeilen gehen auf einen Grad, oder machen 15 geographische.

Einzelnen Beispiele von Körperstärke.

In einem Gefecht des Herzogs der Longobarden, Romoald, durchbohrte dessen Lanzenträger, Amalong, einen griechischen Reuter mit seiner Lanze durch und durch, und hob ihn hoch über seinen Kopf, wie eine angespießte Lerche, empor. Das Griechische Heer wurde durch diese That des einzelnen Mannes so in Schrecken gesetzt, daß es plötzlich die Flucht ergriff, und beinahe ganz niedergemacht wurde.

Der bekannte Gottfried von Bouillon, gab in dem Kreuzzuge, welchen er anführte, einen ähnlichen Beweis von Stärke, und er hatte durch dieselbe schon oft die Bewunderung der Saracenen auf sich gezogen. Er war eben auf der Jagd, als ein Soldat, welcher sich Holz holen wollte, von einem ungeheuren Bären verfolgt wurde. Der Herzog eilte dem schreienden Soldaten zu Hülfe, und wurde nun von der Bestie selbst angegriffen, und sein Pferd so verwundet, daß er absteigen, und sich mit dem Degen vertheidigen mußte. Mit aufgesperrtem Rachen und mit furchtbarem Brüllen eilte sie auf den Herzog zu. Dieser hielt sie mit der linken Hand ab, und stieß ihr dann mit der rechten, den Degen bis an das Heft in den Leib, so daß sie auf der Stelle tod blieb. Der Herzog aber war am Kopfe hart verwundet, und würde sich verblutet haben, hätten ihn nicht seine Leute gefunden, und

die Wundärzte ihm bald einen Verband anlegen können.

Einen ähnlichen Beweis von Stärke, gab eben dieser Herzog bei der Belagerung von Antiochien. Er hatte schon — so erzählt man — eines Tages, vielen Saracenen den Kopf abgehauen, und zwar immer mit einem Hiebe, als ein geharnischter Reuter, kühner als die übrigen, eindrang. Der Herzog kam ihm entgegen und versetzte ihm einen solchen Hieb, daß, trotz des Harnisches, die obere Hälfte des Körpers, in der Gegend des Nabels, von der untern Hälfte abgesondert wurde. Das Pferd des Saracenen lief mit dem halben Reuter in die Stadt zurück, und verbreitete Furcht und Schrecken.

Nachdem Gottfried Jerusalem erobert hatte, kam ein arabischer Emir (Fürst) in das christliche Lager, um sich durch den Augenschein von der Stärke des christlichen Helden, welche der Ruf allgemein verbreitet hatte, selbst zu überzeugen. Der Emir bat den Herzog, ihm eine Probe seiner Stärke sehen zu lassen, und, einem deshalb eigends mitgebrachten Kameel, mit einem Streich den Kopf abzuhauen. Der Herzog, seiner Kräfte sich bewußt, willfahrte dem Verlangen — ein Streich, und der Kopf des Kameels fiel zur Erde. — Der Araber erstaunte zwar; er schien aber dem scharfen Schwerdte zuschreiben zu wollen, was dem nervigen Arm gebührte. Der Herzog ließ sich daher den Säbel des Arabers geben, und es wurde ein an-

dres Kameel vorgeführt, dem er nun den Kopf eben so leicht abhieb, als dem ersten. — Jetzt war der Araber außer sich — in die größten Lobsprüche brach er aus, und bot dem Herzog Gold und andere Geschenke, in Silber und Pferden.

Eine außerordentliche Stärke hatte der Franzose Louis Boufflers, der mit leichter Mühe ein Hufeisen zerbrach, und einen Stier überall bei dem Schwanze hinzog, wohin es ihm beliebte. Hatte er beide Füße zusammengestellt, so konnte ihn kein Mensch einen Schritt, weder vorwärts, noch rückwärts stoßen. Auch im Laufen war er außerordentlich und auf einige hundert Schritt, kam ihm das schnellste Pferd nicht vor.

Vor einigen Jahren starb der preußische Generalmajor v. Favrat, der eine Kanone im Danziger Zeughause mehrmals in die Höhe hob, welche, außer dem Könige von Pohlen, August dem Starken, niemand hatte heben können. — Ein Pferd, welches mit ihm durchgehen wollte, weil das Gebiß gebrochen war, ergriff er bei den Mähnen, und riß es so gewaltig zurück, daß ihm das Genick brach. — Zwei zinnerne Schüsseln rollte er mit einer Leichtigkeit zusammen, als wären es zwei Bogen Papier. Hufeisen und Thalerstücke bog er aus Spaß zwischen den Fingern krumm. Noch in seinem 66ten Jahre, hob er allein

seinen Wagen aus einem Moraste, welchen die Postknechte, seine Bedienten, drei Offiziere und sein Secretair, nicht heraus bringen konnten. — In Rom hatte er über das Unwesen der Priester frei geurtheilt, und man wollte ihn einfangen; allein er ergriff zwei Sbirren (Häscher) bei den Haaren, schlug ihnen die Köpfe so gewaltig zusammen, daß sie betäubt niederstürzten, und bahnte sich dann durch die andern Sbirren und Priester einen Weg mit dem Degen in der Hand, und rettete sich hierauf durch die Flucht.

Vor München wird ein großer Kieselstein aufbewahrt, auf welchem man folgende Inschrift liest:

Als nach Christi Geburt gezählet war, 1420 Jahr
hat Herzog Christoph Hochgebohrn
ein Held von Bayern auserkorn,
den Stein gehebt von freier Erd,
und weit geworfen ungefährt,
der wiegt 340 Pfund,
des gibt der Stein und Schrift urkund.

Philipp Graf von Kirchberg (1510) war so stark, daß er mit seinem bloßen Finger einen eisernen Nagel in die Wand schlagen konnte.

Ein Spanier, Namens Pedro, der 1555. nach Neapel kam, und dort große Probestücke seiner Stärke

ablegte, schlug mit seiner Stirn, wie mit einem Hammer, einen Nagel bis auf die Mitte in die Wand.

Potokowa, ein polnischer Oberster, zerbrach ohne Mühe Hufeisen; eben dieß that auch ein Baron von Schwarzenberg, Valentin Einsiedel, aus einem meißner adlichen Geschlecht, und Lützow, ein mecklenburgischer Edelmann; jener trug auch eine Tonne Heringe allein weg, und dieser hob 19 zusammengebundene eiserne Piken mit einer Hand in die Höhe; auch warf er in einer Entfernung von einigen Schritten von einem Eichbaum, harte Thaler so heftig daran, daß sie in der Rinde stecken blieben.

Friedrich von Hazstein, der im Jahr 1363. Hauptmann der Stadt Limburg war, hob ein Ohm Wein auf, und trank aus dem Spundloch.

Der Hauptmann Dionis Kleist, bat einst den Herzog Johann Friedrich in Pommern um einen Schlaftrunk. Der Herzog antwortete: nimm dir einen. Sogleich ging Kleist in des Herzogs Keller, und holte sich 3 Tonnen Bier, die er zugleich hinauf trug. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne zwischen dem Spund, und unter jeden Arm nahm er eine halbe Tonne.

Johann Graf von Ziegenhain in Hessen (1455.) hob zu Frankenberg ein Fuder Wein, das ihm im Wege stand, mit dem Wagen auf die Seite, um sich Platz zu machen. Da seine Mutter es ungern sah: so hob er den ganzen Wagen mit der Ladung wieder auf seine Stelle.

Ein Graf Siegmund von Burgstall ließ 7 erwachsene Personen auf seine Schultern steigen, und ging mit ihnen herum.

Ein Dittmarsche, Namens Dammersdick Wittingmann, der 1533 in einem Alter von 103 Jahren starb, nahm 17 Tonnen Weitzen auf die Hände, und warf ihn zu Boden. — Einst rang er mit einem sehr starken Hollsteiner, und zog ihn mit 2 Fingern über das Ziel. Die Wette galt 3 Ohm Wein, die der Herzog bezahlte, und beide Ringer in einem Tage tranken.

Ein Mantuaner, Namens Rodamas, zerriß Schiffsseile, und hielt 2 der wildesten Pferde im Lauf auf.

Ein Arzt zu Neapel rieth dem de la Chataigneraye seinem Sohne, wenn er ihn recht stark haben wollte, Gold- Stahl- und Eisenstaub unter seinen

Speisen genieſſen zu laſſen. Es geſchah bis in sein 12tes Jahr, und mit ſo gutem Erfolg, daß der kleine Herkules ſchon damals den grimmigſten Stier bei den Hörnern faßte und aufhielt.

Dieſer Menſch mag ſtark geweſen ſein, aber ſchwerlich von den angewandten Mitteln, welche nur durch die Unkunde der damaligen Zeit, ein Anſehen erlangen konnten. Man hielt auch ſonſt dafür, daß ein Kind, bei Löwen oder Bärenmilch aufgezogen, auch Löwen und Bärenſtärke bekommen müſſe. — Freilich wird übrigens Eiſen noch jetzt als ein ſtärkendes Mittel gebraucht.

Ich weiß nicht mehr unter welchem König von Frankreich es war, daß ein franzöſiſcher Offizier — er hieß Barſabas — zu einem Schmidt kam, und ihm unter ſeinem Mantel eine zerbrochene eiſerne Schiene mitbrachte, die er wieder zuſammen geſchweißt wünſchte. Der Schmidt ging aus ſeiner Werkſtatt hinaus, um aus ſeiner Stube ein Inſtrument zu holen. Indeſſen hob der ſtarke Offizier den Ambos des Schmidts auf, und verbarg ihn unter ſeinem weiten Mantel. Mit Entſetzen vermißte der Schmidt bei ſeiner Wiederkunft, den Ambos. Den mußte ja nothwendig ein böſer Geiſt geholt haben, denn einen Ambos trägt man nicht ſo leicht weg, wie einen Korb, oder einen Stuhl. Das Entſetzen des Mannes hörte

nicht auf, als der Offizier den Ambos wieder niedersetzte. Vielleicht glaubte er gar, daß er es wohl mit keinem rechten Menschen zu thun habe.

Schon aus ältern Zeiten her hat man einige Fälle von außerordentlicher Körperstärke aufbehalten.

Ein alter berühmter griechischer Ringer, Milo von Crotona, hatte in jüngern Jahern — so erzählt man — täglich ein Kalb einige hundert Schritte weit getragen. Dieß setzte er so lange fort, bis das Kalb zum Ochsen herangewachsen war, binnen welcher Zeit auch seine Kraft so durch Uebung zugenommen hatte, daß er nun auch den Ochsen tragen konnte. Vor den Augen vor ganz Griechenland, bewies er diese Stärke bei den olympischen Spielen, und trug den Preis davon. War seine Stärke sehr groß, so war es auch sein Appetit, denn den nämlichen Ochsen, welchen er über die ganze Laufbahn getragen hatte, verzehrte er auch hinterher in einem Tage.

Unter den römischen Kaisern war Maximin auch durch seine Stärke so berühmt, wie in neuern Zeiten August von Pohlen. Er soll öfters ganz artige Baumstämme, die mit ihren langen und starken Wurzeln tief in der Erde befestigt waren, ohngefähr eben so leicht aus der Erde gerissen haben, wie etwa eine starke Mannshand einen Kohlstrunk ausreißt. Indessen hatte der mächtige Herr ebenfalls einen mächtigen

Appetit, denn er brauchte zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft, 40 bis 60 Pfund Fleisch allein — natürlich ohne die übrigen Beigerichtchen — und trank, der Verdauung wegen, ein artiges Fäßchen Wein dazu, und es bekam ihm ganz herrlich.

Mehrere Leute von bedeutender Stärke hat man vorzüglich unter den Tirolern gefunden, von welchen ich nur eines einzigen erwähnen will, der im Vertrauen auf seine Stärke sich viele Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte. Man rief diesen Menschen — denn damals hielt man das also — an einen Fürstenhof; — ich weiß nicht mehr an welchen, wo er zur Unterhaltung dienen sollte, und stellte ihm einen eben so wilden und sehr starken Bauer entgegen, um sich mit diesem zu messen. Der Tiroler besahe mit grimmigem Auge seinen Gegner von allen Seiten; ließ sich alsdann einen herzhaften Trunk geben, ergriff dann den Bauer mit beiden Fäusten, faßte ihn in die Seiten, hob ihn in die Höhe, und drückte ihn so ungeheuer, daß die Rippen, die Herzkammer und das Herz zerdrückt wurden, und der Mensch sogleich seinen Geist aufgab.

Gedächtnißstärke und Schwäche.

Es ist nicht selten gewesen, daß Leute, ganze Schriftsteller von beträchtlicher Größe auswendig wußten herzusagen. Diese Fertigkeit hatte ein Knabe von zehn Jahren. Er wußte den ganzen Virgil auswendig, aber wohl gemerkt, er hatte ihn mit vieler Mühe auswendig lernen müssen. Ein berühmter Gelehrter kam in seines Vaters Haus, und der kleine Knabe, sollte nun — wie ein Thier, das Künste macht, — vor dem Gaste sein Talent beweisen, und ganze Gesänge und Bücher aus dem Virgil hersagen. „Laßt das doch gut sein, sprach der Gelehrte, der nicht blos gelehrt, sondern auch verständig war; laßt es nur gut sein, ich habe das Buch selbst zu Hause."

Man hat Generale gehabt, die fast die meisten ihrer Soldaten — die Sagen geben an: alle Soldaten; doch wird wohl etwas davon abgehen — bei Namen nennen konnten. Dieß soll der Fall gewesen sein mit dem berühmten Cyrus von Persien. Der eben so berühmte Römer Seneca, erzählt von sich selbst, daß er in seinen jüngern Jahren 2000 Namen und Wörter

in eben der Ordnung habe hersagen können, in welcher er dieselben gehört hatte.

Vor mehr als hundert Jahren, lebte zu Hannover ein blinder Magister, der in seinem funfzigsten Jahre ohne Mühe tausend Wörter, nicht nur in der vorgesagten Ordnung, sondern auch rückwärts, und von der Mitte an, herzusagen wußte. Er konnte neun und zehn Reihen Zahlen, und in jeder Reihe eben so viel Zahlen als Reihen, welche man ihm nur einmal vorgesagt hatte, sogleich behalten; er konnte sie ohne Anstoß vorwärts und rückwärts hersagen; er wußte sogleich anzugeben, welches die vierte Zahl der fünften Reihe, oder die achte Zahl der neunten Reihe sei u. s. w. Predigten die er nur einmal gehört hatte, wiederholte er von Wort zu Wort, und aus der Geschichte wußte er eine Menge Namen, von Kaisern, Königen, Generalen, Gelehrten und andern berühmten Männern.

Aber höchst auffallend ist, was ein berühmter Gelehrter von der Stärke der Gedächtnißkraft eines jungen Korsen erzählt, welcher nach Padua gekommen war, um hier zu studiren. — Der Gelehrte sagte ihm Wörter aus der lateinischen, griechischen und aus andern Sprachen vor, alle ohne Zusammenhang untereinander, und zwar so viele, daß der Vorsager vom Hersagen, und ein Knabe der sie aufschrieb vom

Schreiben müde wurde, wie die Zuhörer auch des Hörens satt hatten, aber unser junge Korse verlangte immer noch mehr Wörter, und da man meinte es sei nun genug, so blieb er eine Weile im Stillschweigen, den Blick auf die Erde geheftet. — Nun fing er an zu sprechen, und ohne zu stottern, oder sich zu besinnen, sagte er alles, in der angegebenen Ordnung her. Dann sagte er ein Wort ums andere; dann fing er mit dem letzten an, und ging rückwärts bis zu dem ersten fort; und endlich that er dieß in jeder beliebigen Ordnung, in welcher man die Wörter haben wollte. Er versicherte — und er war nicht gewohnt zu prahlen — daß er nicht nur auf diese Weise sechs und dreißig tausend Wörter hersagen, sondern sich derselben auch noch nach Jahren erinnern könne, und in der That bewies er das auch dem nämlichen Gelehrten, durch eine nach Jahren abgelegte Probe.

Man findet zuweilen auch bey ganz gemeinen Leuten, bey welchen von großer Uebung des Gedächtnisses keineswegs die Rede gewesen sein kann, dennoch eine große Stärke desselben. Man findet Leute, die ganze lange Predigten ohne Anstoß hersagen können, und man hat deren gehabt, die Rechnungsaufgaben, bei welchen viel aufs Behalten ankam, leicht auflöseten.

Einer der bewundernswürdigsten unter den Letztern war Thomas Fuller ein Sklavenneger in Vir-

ginien (in Nordamerika). Noch im siebzigsten Jahre war sein Gedächtniß außerordentlich.

Zwei Leute legten ihm die Frage vor; wie viele Secunden anderthalb Jahre enthielten, und in zwei Minuten erfolgte die Antwort: 47,304,000. — Dann fragte man, wie viele Secunden jemand gelebt habe, der 70 Jahr 17 Tage und 12 Stunden alt geworden sei. In anderthalb Minuten antwortete er: 2,210,500,800. Einer der Frager hatte dieß mit der Feder nachgerechnet, und wollte einen Irrthum in dieser Angabe finden; allein es ergab sich, daß der Irrthum auf Seiten des Tadlers war, denn der Neger sagte ihm, daß er gewiß würde die Schaltjahre übersehen haben. In der That fand sich die Summe richtig, nachdem diese mit ihren Tagen gehörig in Rechnung genommen waren.

Man gab ihm ferner auch herauszubringen, wie viel Ferkel jemand nach Verlauf von acht Jahren habe, wenn er sechs Schweine hätte, und jedes im ersten Jahr sechs andere weibliche Schweine würfe, und es nun immer so fortginge. — Nach zehn Minuten — er hatte nämlich anfangs die Frage nicht sogleich verstanden — antwortete er 34,588,806.

Dieser Mann hatte anfangs blos bis auf 10 zählen können; wie er es nach und nach dahin brachte, bis auf hundert zu zählen, dünkte er sich ein ganzer Mensch zu sein. Er zählte nachmals immer mehrere Dinge, z. B. die Haare in einem Kuhschwanze, deren er 1872

fand; dann die Körner in einem Scheffel Weitzen u. s. w. und so brachte er es endlich, bis zur Lösung vielzahliger Aufgaben, als die angeführten sind, die doch nicht ohne ein sehr gutes Gedächtniß aufgelöst werden konnten.

Um sehr vieles übertraf diesen Thomas Fuller, ein Handarbeiter in England. Was er im Behalten und Ausrechnen leistete, scheint fast das Höchste, was ein Mensch leisten kann. — Was von ihm erzählt wird ist Folgendes:

In dem kleinen Flecken Elmton, nahe bei Chesterfield in Derbyshire, lebte ein Mann, mit Namen Burton, welcher ungefähr 50 Jahr alt, und in seiner Jugend so sehr versäumt worden war, daß er nicht einmal seinen eignen Namen zu schreiben wußte. Blos das Einmaleins hatte er als Kind gelernt, und dieses und sein Fleiß hatten ihn in den Stand gesetzt, daß er, ohne alles Schreiben, oder irgend eine andere Beihülfe, außer seinem Gedächtnisse, fünf bis sechs Zahlen durch eben so viele andre, mit einer so bewunderswürdigen Geschwindigkeit multiplicirte oder dividirte, daß der künstlichste Rechenmeister kaum mit ihm fortkommen konnte. Er verdiente sein Brod kümmerlich mit seiner Hände Arbeit; und obgleich seine Seele ein Wunderwerk war, so ging doch sein Leib mit Lumpen bekleidet.

Herr Holliday legte ihm einstens die Frage vor: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang und 383 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche sein? Er las ihm die Zahlen deutlich vor, und erhielt nach zwei Minuten das richtige Product, nämlich 162009 englische Ellen. Auf die Frage: Wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde? sagte er nach 11 Minuten, 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 englische Ellen und accurat ein Viertel. Als er sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten, 1,520,640. Um zu berechnen, wie vielmal sich ein Kutschrad, dessen Umfang 6 englische Ellen wären, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte? antwortete er nach 13 Minuten, 59840 mal.

So lösete dieser Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne dadurch gehindert zu werden, wenn man mit ihm zwischen durch von ganz andern Dingen redete. Man bemerkte auch bey ihm keinen Unterschied, er mochte mit weitläuftigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben. Denn er fing des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hatte, und so fuhr er so lange fort, bis er fertig war. Ja, er konnte auch sogar seine Rechnungen abbrechen und wieder anfangen, er mochte eine Woche oder einen Monat oder wohl mehrere Monate inzwischen verstreichen lassen. Er sprach seine Zahlen aus, indem er die Ziffern der Reihe nach her-

sagte, und ihm war es einerlei, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen sollte. Wenn man weiß, was das zuweilen für Zahlen waren, so muß man diese Sache fast für übermenschlich halten. Einige Proben davon werden fast unglaublich scheinen.

Herr Saxe traf ihn einstmals bey seiner Arbeit an, und legte ihm zur Probe die Frage vor: Wie viel Cubiczoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23, 145789, die andere 5,642732, und die dritte 54965 englische Ellen in sich enthielte? Er sagte ihm ein einzigesmal diese Zahlen deutlich, eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als 100 seiner Mitarbeiter, seine Handarbeit abzuwarten. Herr Saxe entfernte sich indessen, ungefähr 5 Stunden, in seinen Verrichtungen, und rechnete zugleich diese Aufgabe mit der Feder aus. Sobald er wieder kam, sagte Burton, daß er fertig sey; daher zog er seine Schreibetafel hervor, um die Antwort niederzuschreiben. Burton fragte den Herrn Saxe, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffern seiner Summe zu nennen, weil es ihm gleich viel wäre? Er nannte ihm hiernächst die Reihe von 28 Zahlen, ohne den geringsten Fehler. Er war im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ sich, zum Erstaunen, von zwei Personen ganz verschiedne Aufgaben unmittelbar hinter einander vorsagen, und gab nachher

einem jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten dabey zu verirren. Fand sich ja einmal ein Irrthum in seiner Antwort, so überholte er, nach seiner Sprache, die ganze Rechnung, und änderte seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß war ihm so getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach 2 Monaten völlig und ohne Anstoß wiederholen konnte. Millionen, Millionen von Millionen, Tribes und Cramps u. s. w. (denn so nannte er seine langen Reihen von Zahlen) waren ihm eben so geläufig als Pfunde, Schillings und Pence.

Er erzählte Herrn Holliday, daß er einmal ungefähr einen Monat lang von seinen Gedächtnißrechnungen ganz taumelnd gewesen, und zuletzt darüber in einen tiefen Schlaf gefallen wäre. Er fürchtete sich aber, jemals wieder dergleichen Rechnungen anzufangen, um nicht wieder in solchen Schwindel zu gerathen. Damals hatte er nämlich folgende Frage beantworten sollen: Wie viel Gersten, Wicken, Erbsen, Weitzen, Hafer, Rocken, Bohnen, Linsen, ein Raum von 202,680,000,360 Meilen, jede Meile cubisch gerechnet, fassen könne? und wie viel Haare, jedes einen Zoll lang, diesen Raum füllen würden. Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maaße, so wie er es ausrechnete, ist dieses: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten, 300 Weitzen, 512 Rocken, 180 Haferkörner, 40 Erbsen, 25 Boh-

nen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 zollange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: In einer Cubicmeile sind enthalten 14093 Millionen, 420936 Quarters, ein Scheffel, eine Metze, ein Maaß, 3 Nößel und $5\frac{1}{4}$ Cubiczoll von einer Art Korn. 5451 Millionen 776000 Ellen in einer Cubicmeile sind 254 Millionen Millionen, 358061 Millionen und 56000 Zoll; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist, und 2304 Haare einen Cubiczoll ausmachen, so gehen 586040 Millionen Millionen, 972673 Millionen und 24000 auf eine Cubicmeile. Wäre aber ein Haar eben so lang, als es breit ist, so meint er, es müßten 28 Tribes, 129966 Millionen Millionen, 688305 Millionen, und 152000 Haare den Raum einer Cubicmeile erfüllen.

Das Erstaunlichste, was wohl jemals ein menschliches Gedächtniß, außer der vorigen Rechnung, geleistet hat, besteht darinn, daß dieser Mann die folgende, aus 39 Ziffern bestehende Zahl, bloß im Gedächtnisse mit sich selbst multiplicirt hat: 725,958,238,096,074,907,868,531,656,993,638,851,106. Nachdem er über dieser Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er die folgende Quadratzahl davon an: 527,015,363,459,557,385,673,733,542,638,591,721,213,298,966,079,307,524,904,381,389,499,251,637,423,236.

Ich erzähle hier auch einen Scherz, welchen sich der König Friedrich der zweite von Preußen, mit dem berühmten Voltaire machte, der sich einige Zeit an seinem Hofe aufhielt.

Voltaire hatte eben ein neues Werk verfertigt — ich weiß es nicht gleich, welches unter seinen vielen Werken in diese Zeit gehört, und meinen Lesern kann es auch gleichgültig sein.. — Es war ein Werk der Dichtkunst. Er las es dem Könige vor.

Zu gleicher Zeit war ein Engländer da, welcher eine große Stärke des Gedächtnisses hatte, und dabei des Französischen mächtig war. Diesen Mann hatte der König, wöhrend der Vorlesung des französischen Dichters, hinter eine spanische Wand treten lassen. Hören und im Gedächtniß behalten, waren bei demselben eins. Er wußte nun auswendig im Ganzen herzusagen, was Voltaire selbst kaum stellenweise auswendig wußte.

Nach ein oder zwei Tagen kommt Voltaire zu dem König. Dieser wirft dem Dichter vor, er sei ein Betrüger, der sich mit fremden Federn schmücke; — mit fremden Werken prahle. Das neuerlichst vorgelesene Gedicht, sei ja das Werk eines andern Verfassers, dem er es vermuthlich gestohlen habe. Voltaire ist höchst bestürzt, er weiß nicht Worte zu finden, sich auszudrücken — es müsse ein Irrthum obwalten, meint er. — Aber der König versichert unwillig, er sei

seiner Sache nur allzusehr gewiß, und läßt sogar den vorgeblich wahren Verfasser kommen.

Der Engländer kommt — er behauptet der Verfasser des Gedichts zu sein — und er wisse es auswendig. Zum Beweise seines Vorgebens, declamirt er das lange Werk, mit allem Pathos, und ohne zu stottern oder sich zu besinnen her, und das Erstaunen des Franzosen wächst mit jedem Augenblicke, und treibt ihn bis zur Sprachlosigkeit. Endlich gewinnt er die Sprache — er ruft alle Donner des Himmels wider seinen Widersacher an; er betheuert, Er, nur Er sei Verfasser, aber er kann den Betrug nicht aufklären.

Der König kann sich bei dieser höchsten Verlegenheit des Lachens nicht enthalten, und erklärt nun dem armen Verfasser zu dessen Beruhigung das ganze Räthsel.

Gedächtnißschwäche.

So wie man Fälle von ungemeiner Gedächtnißstärke hat, so fehlt es denn auch nicht an Fällen von außerordentlicher Gedächtnißschwäche.

Ein Schullehrer in Brinzke bei Frankfurt an der Oder, hatte mehrere Wochen an einem hitzigen Fieber krank gelegen. Sein Tod schien unvermeidlich,

und endlich beklagten die Umstehenden wirklich seinen Tod, den sie so lange vorausgesehen hatten. Man brachte den entseelten Körper in eine Kammer, auf Stroh. Vor Schmerz konnte die Frau mit ihren fünf Kindern nicht im Hause bleiben, sondern begab sich zu einem Nachbar, schickte dann nach Frankfurt, und ließ einen Sarg holen.

Der Sarg kam, und die Frau sah sich genöthigt, in ihr Haus zurückzukehren um den Todten in den Sarg zu legen. Sie öffnete die Thüre; aber, welch ein Anblick! Da saß der Todte, völlig so wie er lebte, und gehörig angezogen beim Hackeklotz, und spaltete Küchenholz, wie er sonst zu thun gewohnt gewesen war. Sie stand betäubt da, sie traute ihren Augen nicht, und wurde nur durch das Zureden des Mannes, der in der That nicht gestorben war, zu sich selbst zurückgebracht.

Der Mann erkundigte sich, nach der Ursach der Anstalten, die er im Hause sahe, und nach dem Grunde des Erstaunens seiner Frau. Man erzählte ihm Alles; aber ihm war es unglaublich, und er konnte sich nicht darauf besinnen, daß er krank gewesen sei. Erst nach einem halben Jahre erinnerte er sich dessen, was während der Krankheit mit ihm vorgegangen war.

Man hat mehrere Fälle davon, wie sehr Krankheiten das Gedächtniß angreifen können — ja, man wird

es behaupten können, daß gerade diese Kraft der Seele in jeder Krankheit am meisten angegriffen wird. Dieß kann so weit gehen, daß das Gedächtniß ganz verloren zu sein scheint. — So hatte ein junger Studirende nach einer hitzigen Krankheit fast alles Vergangene vergessen. Er wußte die Stadt, die Gasse und das Haus nicht, in welchem er wohnte; er konnte sich nicht erinnern, daß er jemals Musik verstanden hatte, und er war außer sich vor Erstaunen, als man ihm eine Harfe brachte, daß er Lieder darauf spielen konnte. Er antwortete französisch, als man ihn in dieser Sprache anredete, aber er begriff nicht, woher er dieselbe verstehe, und fragte, ob er sie denn jemals gelernt habe? Er wußte nicht, daß er gute Fortschritte in der Rechtsgelahrtheit gemacht hätte, und es war ihm unbegreiflich, wie er aus einem bekannten juristischen Buche ganze Stellen auswendig hersagen konnte. Erst nach und nach fand sich die Erinnerung des Vergangenen wieder.

Man hat Beispiele von Leuten, die sogar ihren eigenen Namen in der Krankheit vergessen hatten, die das A. B. C. von neuem wieder lernen mußten. Der berühmte holländische Arzt Boerhave erzählt von einem spanischen Trauerspieldichter, daß er nach einer schweren Krankheit seiner Dichtungen ganz vergessen hatte. Nur erst geraume Zeit hernach, als er wieder zu dichten anfing, erinnerte er sich derselben. Alles

mußte der Mann von neuem lernen — Er kannte die Buchstaben nicht mehr, und mußte alle Anfangsgründe der Wissenschaften von vorne lernen, wie jedes Kind.

Hieher gehört auch noch folgender merkwürdiger Fall. Ein sonst gesunder Mensch wurde mitten in einer Rede plötzlich, — ich weiß nicht mehr, war es durch eine äußerliche Beschädigung am Kopf, die sehr gefährlich war, oder war es durch einen Schlagfluß unterbrochen. Mehrere Wochen lang lag der Mann völlig Besinnungslos, und in großer Lebensgefahr. Aber in dem ersten Augenblick, in welchem Leben und Besinnung zurückkehrte, setzte er auch die damals unterbrochene Rede, gerade mit den Worten fort, welche mit jenen zuerst ausgesprochenen zusammenhingen.

Auch bei übrigens völlig guter Gesundheit kann das Gedächtniß sehr leiden. Der berühmte Linne' hatte, noch ehe er ein hohes Alter erreichte, sein Gedächtniß so sehr verloren, daß er seine Frau, um den Namen ihres Vaters fragen mußte, als er einen Brief an denselben schreiben wollte. Dieß ist um so auffallender, da gerade dasjenige Fach der Wissenschaften, in welchem dieser Mann so berühmt wurde, die Pflanzenkunde nämlich, fast nothwendig ein starkes Gedächtniß vorauszusetzen scheint.

Hitze und Kälte die der menschliche Körper ertragen kann.

Schon durch Gewöhnung kann der Mensch einen außerordentlichen Grad von Hitze, sowohl als Kälte aushalten lernen. Menschen, die immer sehr warm zu sitzen gewohnt gewesen sind, Leute die mit Arbeiten im Feuer zu thun gehabt haben, z. B. Hüttenarbeiter, können unglaublich viel Hitze ohne Nachtheil ertragen, und zwar sogar selbst dann ertragen, wenn sie vorher eine große Kälte auszustehen gehabt haben. So hatte auch Cook, mit seiner Mannschaft auf der Südsee, in wenigen Tagen hintereinander, jetzt die schneidendste Kälte, und dann eine unerträgliche Hitze zu erleiden, und zwar ohne Nachtheil für die Gesundheit. So baden sich die Russen, in einem erhitzten Dampfbade, und stürzen sich nachher vielleicht in eiskaltes Wasser, so geht der Finnländer aus seiner heißen Badestube ganz nackt heraus, um bei der größesten Kälte einem Reisenden am Wagen zu helfen, ohne daß es ihm schadet.

In einer Kälte, die in den meisten Gegenden Teutschlands sehr selten ist, und darum unerträglich scheint, — in einer Kälte von 20 und einigen Graden,

hält der Miethkutscher in Petersburg, mit seinen Pferden und Schlitten tagelang auf der Straße, und wartet, ob sich jemand seines Fuhrwerks bedienen will. Mann und Pferd werden mit einer Eisrinde überzogen, aber ohne deswegen bedeutend zu leiden. Der Mensch hat in Gegenden ausgehalten, wo der Branntwein in der Stube gefror, ja selbst in solchen, wo das Queckſilber durch die Kälte zu einem festen Metall verdichtet wurde, und selbst in solchen Gegenden, wo vor Kälte keine einzige Pflanze mehr fortkommt, kann er sich noch bergen. Der bekannte Hemskerk und seine Mannschaft, welche durch ein unglückliches Schicksal genöthigt waren, auf Neuzembla zu überwintern, hielten in einer Kälte aus, die selbst dem Eisbären, der ursprünglich für die nördlichsten Erdgegenden gemacht scheint, zu arg wurde. Das stärkste Feuer in ihrer hölzernen Hütte, konnte nicht verhindern, daß der geistige spanische Wein, nicht zu einem Erdklumpen gefroren wäre. Die Schuhe wurden in der Kälte fest, wie Horn, und von einem starken Feuer, an welches man die Füße hielt, empfand man erst dann Wirkung, wenn die Strümpfe durchgebrannt waren.

Wie heiß verschiedene Gegenden Afrikas sind, ist vielen unserer Leser nicht unbekannt, und doch arbeiten gemeine Leute in dieser Hitze, und im Königreich Fezzan sollen die Einwohner so daran gewöhnt sein, daß sie sich des Mittags in den brennenden Sand hin-

legen, um ein Schläfchen zu halten, und, falls sie sich nach der Gesundheit des Bekannten erkundigen, gewöhnlich hinzusetzen: „es wird dich doch wohl nicht frieren?" In Senegambien ist eine solche Glut, daß die Haut von dem Gesichte abspringt, daß Schuhe auf dem brennenden Sande, in kurzer Zeit, hart wie Horn werden, und dann in Staub zerfallen, und in Sand gelegte Hünereier, in einigen Stunden völlig gar sind.

Nicht zufrieden mit solchen Erfahrungen, haben mehrere Naturforscher eigene Versuche angestellt, welche Grade von Hitze der Mensch aushalten könne. Ein Engländer, Karl Blagden, hielt mit drei andern Personen in einem eigends dazu eingerichteten Kasten eine Hitze aus, die fast 74 Grad betrug, und blieb zehn Minuten darin, und in einer Hitze von fast 80 Grad, hielt er sieben Minuten aus. Man erwäge, daß eine Hitze von 22 Grad, im eingeheitzten Zimmer, wie in der Luft, den meisten schon unerträglich dünkt. Die stärkste Empfindung hatte Blagden am Gesicht und an den Beinen, welche dem Feuerheerde am nächsten waren. Uebrigens war die Wärme nicht so unausstehlich als man wohl glauben sollte. Ja er hat nachmals eine Hitze etwas über 102 Grad, 8 Minuten lang ausgehalten, und glaubte eine noch stärkere aushalten zu können. In einer solchen Temperatur wurden Eier in 20 Minuten hart, und Fleisch war in 45 Minuten nicht nur gebraten, sondern auch ausge-

trocknet. Der Puls schlug anfangs, nachdem er schon aus dieser Hitze heraus war 144 mal in einer Minute, und also doppelt so schnell als gewöhnlich. Wasser, worauf man etwas Oehl goß, erhitzte sich bis zum Sieden. Bloßes reines Wasser aber that dieß nicht.

Aehnliche Versuche als Blagden haben andere angestellt, und ebenfalls eine gewaltige Hitze weit erträglicher gefunden, als sie vermuthet hatten. Es ist bei diesen Versuchen merkwürdig, daß der Athem an den Nasenlöchern eine angenehme Kühle hervorbrachte, daß wenn man seine eigene Haut berührte, es etwa die nämliche Kälte war, wie wenn man einen Todten angerührt hätte; daß mehrere Personen im Zimmer eine abkühlende Wirkung hervorbrachten, und daß von ihrer Anwesenheit, auch davon, wenn man den Hauch des Athems auf den Wärmemesser gehen ließ, das Queckſilber sogleich fiel. Nahm man einen Blasebalg und blies damit auf den Körper zu, so war das Gefühl unausstehlich — an einer Flasche mit Wasser, die Fordyce in eine solche Hitze bringen ließ, rieselte das Wasser, von dem sich ansetzenden Dampf, sogleich in Tropfen herab.

Man sieht aus solchen Versuchen, daß der menschliche Körper für einen hohen Grad von Hitze gemacht ist — vielleicht dadurch, wie man schließen wollen, daß er die Kraft hat, unter gewissen Umständen einen gewissen Grad von Wärme zu zerstören. So viel ist gewiß, daß die Kleidung, die Herr Blagden an hatte,

die Hitze weniger empfindlich machte — er fand dieselbe beschwerlicher, da er dieselbe einige Minuten nackt aushielt, doch wurde sie ihm, durch den Ausbruch des Schweisses, um vieles erleichtert. — Eine Bemerkung, die mancherlei Folgerungen zuläßt.

Nach solchen Versuchen ist es weniger auffallend, daß manche Personen einen außerordentlichen Grad von Wärme haben aushalten können. — Vor einiger Zeit war ein Spanier von 23 Jahren in Paris — er hieß Faustino Chocau, der fast ganz unempfindlich gegen die Hitze war. Er hielt nicht nur im Glasofen eine Hitze von 70 Grad zehn Minuten lang aus, — denn dieß ist weniger, als Blagden aushielt, — sondern er steckte, ohne Nachtheil, seine Füße in siedendes Oel, hielt ein glühendes Eisen in der Hand, und nahm es sogar in den Mund, ja er ließ sich eine Viertelstunde lang ein brennendes Licht unter Hände und Füße halten, und befand sich sehr wohl dabei. — Doch ich will die Erzählung umständlich geben, wie sie mit den Worten eines Augenzeugen lautet. Sie ist merkwürdig genug dazu.

„Wir sahn — schreibt ein Reisender aus Paris — den Spanier, der auf eine so wunderbare Weise das Feuer ertragen kann. Auf einem Gerüst, zu welchem jeder deutlich hinsehn und sich nähern konnte, stand der Spanier, ein junger Mann von angenehmer Gestalt. Er fing damit an, sich mit reinem Wasser Hände und Füsse zu waschen, um uns zu überzeugen,

daß er keine Salbe noch Präservativ habe. Dann setzte er sich hin, und hielt den Fuß perpendikulär über ein brennendes Licht, wo er ihn sechs Minuten rösten ließ, wobei er lachte und plauderte, als wäre es ihm nur Spaß. Dann nahm er glühendes Eisen in die Hände, fuhr damit über seine Arme weg, und spielte damit; dann nahm er ein andres, schweres, glühendes Eisen, und leckte daran, bis es kalt war, ohne daß er den geringsten Schmerz davon zu empfinden schien. Dann wurde ein schwerer eiserner Tritt gebracht, der so glühend war, daß sich ein Holzspahn sogleich daran entzündete, und hierauf spazierte der Spanier herum, als wäre es auf der bloßen Erde, auch trat er fest darauf hin, und blieb darauf stehn. Nun wurde Oel gesiedet. Die Zuschauer hielten einen Thermometer darein, er aber spielte darin herum, wie andre Menschen in lauem Wasser. Wir alle nahten uns, und untersuchten alles auf das strengste und genaueste, aber wir konnten keinen Trug entdecken. Nach dem Waschen ließ er uns seine Hände anfühlen, diese waren kalt, und hatten eine weiche und sanfte Haut, auch seine Zunge, die das glühende Eisen beleckt hatte, war unverletzt. Er behauptete, seine Natur sei so eingerichtet, daß er das Feuer vertragen könne."

Um vorher noch hinter die Wahrheit zu kommen, und vor jedem Betruge gesichert zu sein, erhielten die Mitglieder des Pariser National-Instituts, Pinel

und Hugard, zu Anfang July 1803 den Auftrag, den Versuchen, die man mit dem Spanier anstellen wolle, beizuwohnen, und legten alsdann den 11. July folgenden Bericht ab:

Dieser Spanier, der etwa 23 Jahr alt ist, verräth in seinem Aeußeren nichts Besonders, außer daß seine Pupille ungewöhnlich erweitert erscheint, und daß er die Narbe von einem Stiche zwischen der dritten und vierten Ribbe an sich trägt, die aber seiner Gesundheit nicht nachtheilig zu sein scheint. Seine Fußsohle sah schwarz aus, dieß rührte von einem Versuche mit heißem Oele her. Seine Zunge war mit einem weißen Schleime belegt, wie es bei einem schwachen Magen zu sein pflegt. Als man die Versuche mit ihm anstellte, schlug der Puls anfänglich achtzigmal in einer Minute. Man erhitzte hier ein Pfund Oel bis zum 85° Reaumur. Er tauchte seine Fußsohle hinein, oder vielmehr er berührte bloß die Oberfläche des Oels, und bewegte den Fuß hin und her, ohne sich im geringsten die Haut zu verbrennen, oder irgend ein Zeichen von Schmerzen zu äußern. Auf eben diese Art tauchte er schnell seine Hand ins kochende Oel, und rieb sich mit diesem heißen Oele zuletzt das Gesicht. Das Oel hatte in diesem Augenblick die Hitze von 75° Reaumur. Das Thermometer zeigte 33° Reaumur.

Hierauf erhitzte man eine eiserne Stange kirschroth, und legte ihm dieselbe zu seinen Füßen. Auch über diese fuhr er mit der Fußsohle hin und her, so daß es

rauchte, und das Oel an einigen Stellen zu brennen anfing. Vorher hatte er die kleinen Scorien *), die am glühenden Eisen hingen, zwar weggewischt, allein er glaubte dennoch, daß einige hängen geblieben wären, und dieß verursachte einige Versengung.

Alsdann erhitzte man einen eisernen Spatel auf der einen Seite rothglühend, und er bestrich mit dieser leise die Zunge, ohne sich zu versengen, oder eine Entzündung zu bewirken. Indessen bemerkte man doch, daß der Schleim die Zunge nachher nicht mehr bedeckte, und daß selbst zwei Stellen ein wenig bluteten, welches einer Rauhigkeit des Eisens zugeschrieben wurde. Man wollte versuchen, ob der Geschmack vernichtet sei, und gab ihm etwas Salpeter, Schwefelsäure und eine alcalische Auflösung zu kosten, welches er alles unterschied.

Endlich nahm er ein brennendes Licht, und fuhr damit langsam unter dem Arme und an den Schenkeln hin, ohne sich zu verbrennen. Seine Haut ist weich, und nicht callös, und obgleich sein Puls nach dem Versuche etwas schneller schlug, so war er doch im Ganzen wenig beunruhigt, und verrieth weder Furcht noch Schmerz.

Dieser Spanier war schon vorher zu Madrit der Gegenstand der öffentlichen Neugierde gewesen.

*) Die kleinen schlackenartigen Blättchen, welche sich beim Glühen des Eisens und anderer Metalle absetzen.

Die Madriter Zeitung vom 29. July des Jahrs 1803 enthält über diesen seltnen Menschen einige Notizen, welche beweisen, daß er nicht, wie man in Paris behauptet hat, aus einem Kloster entsprungen ist. Er heißt Faustino Chacon, und ist 1779 oder 1780 zu Toledo geboren. „Während er sich (sagt die Zeitung) in Estremadura im größten Elende befindet, erinnert er sich, von seiner Mutter gehört zu haben, daß er, als ein zweyjähriges Kind, ins Feuer gefallen sey, ohne sich den mindesten Schaden zuzufügen. Er kommt auf den Gedanken, sich auf diesem Wege sein Brod zu verdienen. Zu diesem Ende stellt er mehrere Versuche an, welche ihm beweisen, daß ihm die Unverbrennbarkeit geblieben ist; unter andern kriecht er ohne Schaden in einen glühenden Backofen. Von Estremadura geht er nach Xeres, und von da nach Cadix. Hier wohnt er dem letzten Bombardement der Engländer bei, und rettet mehrere Personen aus einem in lichter Lohe stehenden Hause. Hier macht er auch, unmittelbar darauf, die Bekanntschaft des Herrn Robinson, der ihn beredet, mit ihm nach Madrit und Paris zu gehn, obgleich der junge Mensch von seinem Mittel nur dann Gebrauch machte, wenn ihm alle übrigen fehlten." Im Anfange des Junius 1803 waren beide in Madrit, wo sich der junge Spanier ungefähr denselben Proben unterwarf, wie zu Paris. Die einzige Wirkung, welche das Feuer auf ihn macht, besteht darin, daß es ihm

eine Art von Krampf verursacht, welcher stärker oder schwächer ist, je nachdem er den seltenen Vorzug, den er besitzt, kurz vorher mehr oder weniger geübt hat; denn er hat bemerkt, daß eine lange Unterbrechung ihn steif macht. Uebrigens ist er ein Mensch ohne alle Erziehung, der nicht einmal lesen kann.

So weit der Bericht, des Augenzeugen. Dieser Spanier ist indessen, so selten die Erscheinung auch sein mag, doch wohl schwerlich der Einzige in seiner Art.

Etwas Aehnliches fand sich wenigstens bei einem Mädchen in Frankreich. Ein Naturforscher wollte gern wissen, welche Grade von Hitze manche Insekten aushalten könnten, aber er konnte nicht sicher die Wärmegrade des Thermometers im Backofen ausmessen, in welchen er die Insekten gesteckt hatte. Ein Mädchen erbot sich, mit dem Dinge (dem Thermometer) in den Ofen hineinzukriechen, lachte den darüber erschrockenen Naturforscher aus, kroch in den Backofen, und machte die Striche am Wärmemesser, und versicherte lustig, es sei ihr ganz wohl. Beim Herauskommen glühte sie eben nicht mehr, als es in heissen Sommertagen gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Wie man auch diese Vorgänge erklären möge, immer bleiben sie merkwürdig — und was denselben sehr ähnlich ist, ist, daß selbst in den heissesten Erdgegenden manche Thiere, z. B. Schlangen, Eidechsen,

Frösche, Schildkröten, ihre Kälte behalten. Ein Thermometer, welches an einem warmen Tage auf den Bauch eines Frosches gehalten wird, fällt augenblicklichst um mehrere Grade. Woran liegt es nun, daß diese Thiere gegen die alles lebende, alles durchdringende Wärme so unempfindlich sind?

Ich erinnere wenigstens bei dieser Gelegenheit, meine Leser an den Salamander, diese auch bei uns unter dem Namen Erdmolch, nicht unbekannte Eidechse, von welcher schon das Alterthum bemerkte, daß sie dem Feuer einigermaßen widerstehen könne. Dieß geschieht freilich wohl vorzüglich dadurch, daß dieses Thier aus seinem Munde und aus seinen Warzen eine Feuchtigkeit ausfliessen läßt, wenn es auf glühende Kohlen geworfen wird, es stünde aber sehr zu untersuchen, ob es ganz allein dadurch geschähe?

Selbstverbrennungen.

Wenn diese Menschen gegen Feuer und Wärme sehr unempfindlich waren, so hat man dagegen Beispiele von Menschen, (wiewohl man schwerlich eins aus Teutschland wird anführen können) die auf eine höchst wunderbare Art ohne gewöhnliche Veranlassungen von außen her verbrannten, und die man daher „Selbst-

brennungen" benannt hat. Es bricht nämlich aus dem menschlichen Körper auf einmal eine Flamme aus, und zerstört den Körper in wenigen Minuten, so, daß nur Asche übrig bleibt.

Man hat bemerken wollen, daß alle Personen, welche auf diese schreckliche Weise ums Leben kamen, stark getrunken haben. Durch den Gebrauch von sehr geistigen Getränken, wäre ein Uebermaaß brennbare Stoffe in den Körper gekommen, (denn so erklärt man es) die durch Annäherung von Flamme oder Wärme, selbst in Flamme übergingen, und zwar plötzlich — Also eine fürchterliche Warnung gegen das Uebermaaß im Gebrauch starker Getränke.

Es ist ferner bemerkenswerth, daß blos Frauenzimmer, und zwar blos bejahrte von diesem Unglück betroffen wurden. — Von jüngern Frauenzimmern findet man aber auch selten, daß sie starke Trinkerinnen sind. — Uebrigens, wo mich mein Gedächtniß nicht sehr trügt, hab ich jedoch auch von einem italienischen Geistlichen gelesen, welcher, da er von einem Jahrmarkt nach Hause kehrte, auf welchem er in starken Getränken etwas viel gethan hatte, in dem Nachtquartier, welches er bei einer Dame nahm, verbrannte.

Es ist ferner auffallend, daß bei diesen Verbrennungen gewöhnlich Hände und Füße verschont bleiben, und daß dieses Feuer die benachbarten, leicht entzündlichen Sachen, nur wenig beschädigte, und oft gar

nicht angriff. Goß man Wasser auf solche Flammen, so brannten nicht selten, die einmal ergriffenen Theile noch mit vermehrter Heftigkeit. In allen Fällen blieb nach der Verbrennung, eine fette übelriechende Asche, und überdieß ein klebriger Ruß übrig, welcher einen höchst scharfen und widrigen Geruch von sich gab.

Ich will meinen Lesern, jetzt einige Fälle von solchen Verbrennungen anführen.

Im Jahre 1692 lebte eine arme Frau in Paris, die drei Jahr hintereinander sich geistiger Getränke so stark bediente, daß ihr, dadurch höchst brennbar gemachter Körper, als sie einsmals des Nachts auf ihrem Strohlager schlief, ganz zu Kohlen und Asche verbrannte, und nur die Hirnschale und die äußersten Fingerspitzen blieben unversehrt.

In einem englischen Journale, erzählt Bianchini folgende merkwürdige Geschichte. Gräfin Cornelia Bandi aus Cesena, eine Dame von 62 Jahren, genoß einer vollkommenen Gesundheit. Eines Abends aber bei der Mahlzeit bemerkte sie eine ungewöhnliche Schläfrigkeit, und begab sich daher früher zu Bette, als sie sonst zu thun pflegte, ihr Kammermädchen blieb bei ihr im Schlafzimmer, bis sie eingeschlafen war. Den Morgen darauf kam das Mädchen, um ihre Gebieterin zu wecken, fand aber bloß noch ihren Leichnam in folgendem traurigen Zustande: Vier Fuß vom Bette lag ein Aschenhaufen, in welchem man zwey Beine erblickte, die vom Fuße

bis zum Knie unbeschädigt waren; zwischen den Beinen lag der Kopf der Gräfin, das Gehirn aber, die Hälfte der Hirnschale des Hinterkopfs, und das ganze Kinn, waren zu Asche verbrannt, und unter dieser Asche fand man drey zu Kohlen gebrannte Finger. Der ganze übrige Körper war aber bloß ein Aschenhaufen, und die Asche ließ beim Anfühlen an den Fingern eine schmierige, übelriechende Feuchtigkeit zurück. Eine kleine Lampe, die auf dem Fußboden stand, war mit Asche bedeckt, und alles Oel aus derselben heraus; der Talg von zwey Lichtern war auf den Tisch herabgelaufen, den Docht fand man aber noch, und die Füße der Leuchter waren feucht anzufühlen. Das Bette war im geringsten nicht beschädigt; die Laken und die Bettdecke waren zurück geschlagen, und hatten ganz das Ansehen, als wenn man eben aufgestanden ist. Die Meublen und die Tapeten waren mit einem feuchten aschgrauen Ruß überzogen, der in die Schubfächer drang und die Wäsche beschmuzte. Diesen Ruß sah man auch in der benachbarten Küche, wo er sich an die Wände und das Küchengeräthe angesetzt hatte, und ein Stück Brod in der Speisekammer, das mit demselben überzogen war, wollte kein Hund fressen. Der üble Geruch hatte sich auch in andre Zimmer verbreitet. Der englische Journalist macht hierbey die Bemerkung, daß die Gräfin Bandi die Gewohnheit gehabt hätte, sich mit dem ganzen Körper in Kampferspiritus zu baden. Bianchini ließ die Erzählung von

dieser Begebenheit zu der Zeit drucken, da sie sich ereignete, und niemand widerlegte ihn. Mehrere Gelehrte der damaligen Zeit, welche gewiß nicht zu den Leichtgläubigen gehörten, hatten kein Bedenken, die Wahrheit dieses Vorfalls anzunehmen.

Die Denkwürdigkeiten der königlichen Gesellschaft in London, liefern ein nicht minder bewundernswerthes Beispiel von solcher Verbrennung des menschlichen Körpers. Alle Zeitschriften damaliger Zeit waren voll davon; eine Menge Augenzeugen haben diese Begebenheit bestätigt, und sie veranlaßte verschiedene gelehrte Streitigkeiten. Drey Erzählungen von dieser Begebenheit, die drey verschiedene Schriftsteller anführen, stimmen vollkommen mit einander überein. Sie ist folgende.

Grace Pitt, die Frau eines Fischhändlers aus Ipswich in der Grafschaft Suffolk, ungefähr 60 Jahre alt, hatte sich seit mehrern Jahren angewöhnt, alle Nächte, beinahe unbekleidet, aus ihrer Wohnstube zu gehen, um eine Pfeife Taback zu rauchen. In der Nacht zwischen dem 9ten und 10ten April 1744, verließ sie, ihrer Gewohnheit nach, das Bette. Ihre neben ihr liegende Tochter war eingeschlafen und wurde ihre Abwesenheit nicht gewahr, als bis sie den folgenden Morgen erwachte, sich darauf ankleidete, und in die Küche ging. Hier stellte sich ihr ein schreckliches Schauspiel dar. Sie fand nämlich den Körper ihrer Mutter auf der rechten Seite liegend, den Kopf neben dem Heerde, den Rumpf aber auf dem Heer-

de selbst ausgestreckt, die Beine lagen auf dem fichtenen Fußboden, und das Ganze hatte das Aussehen eines Holzstammes, der ohne sichtbare Flammen allmählig verbrannt ist. Das Mädchen goß sogleich bei diesem Anblick zwey große Gefäße mit Wasser auf den Körper ihrer Mutter, um das Feuer zu löschen. Der Rauch und Gestank, der aus dem Leichnam kam, war so unerträglich, daß die Nachbarn, welche auf das Geschrei der unglücklichen Tochter herbeigeeilt waren, Gefahr liefen, zu ersticken. Der Rumpf des Körpers war gleichsam incinerirt (mit Asche überzogen), und einem mit weißer Asche bedeckten Kohlenhaufen ähnlich. Der Kopf, die Beine und die Schenkel hatten nicht weniger viel vom Feuer gelitten. Man sagte, die Frau habe reichlich starke Liqueure getrunken, vor Freude über eine von Gibraltar zurückkehrende Tochter. Es war übrigens kein Feuer auf dem Heerde, und das Licht war ganz in der Tille des Leuchters, welcher der Verstorbnen zur Seite gestanden hatte, verbrannt. Auch fand man noch neben dem Leichname die Kleider eines Kindes und einen papiernen Feuerschirm, die das Feuer gänzlich verschont hatte. Die Kleidung dieser Frau war von baumwollenem Zeuge.

Ein anderer merkwürdiger Vorfall, ist folgender: Man fand im Jahre 1725, die dem Trunk sehr ergebene Frau eines gewissen Millet zu Reims in der Küche auf ähnliche Art verbrannt. Da Millet ein sehr

schönes Mädchen zur Haushälterin hatte, so nahm man den Mann in Verdacht, daß er vorsätzlich seine Frau verbrannt habe, um zum Besitze jener Person zu gelangen. Alle seine Unschuldsbezeugungen, alle besondern Umstände bei der Verbrennung retteten ihn nicht von den Verfolgungen der Gerichte. Zwar wurde endlich der Mann durch ein höheres Gericht losgesprochen; aber Gram und Kummer über seine verkannte und entehrte Unschuld, richteten den Mann bald zu Grunde. Er starb in einem Hospitale.

Noch ein andrer Fall, ist dieser. Eine sehr magere achtzigjährige Frau, hatte schon seit mehrern Jahren fast nichts anders genossen als Brantewein. Sie saß einmal auf ihrem Lehnstuhl vor dem Feuer, und fing plötzlich an zu brennen. Die herbeieilenden Hausbedienten suchten das Feuer mit der Hand auszulöschen, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Das Feuer setzte sich vielmehr an ihre Hände fest, so als ob dieselben in Brantewein oder Oel wären eingetaucht worden. Da man sich des Wassers zum Löschen bedienen wollte; loderten die Flammen nur noch heftiger auf, und wurden nicht eher getilgt, als bis Alles Fleisch an dem Körper verzehrt war.

Es ist sehr zu bedauern, daß wir von keinem dieser Vorfälle, namentlich von diesem Letztern nicht, eine ganz genaue und in allen Umständen vollständige Erzählung besitzen. Es wäre auch wohl gut zu wissen, ob die Personen, welche auf diese Weise verbrannten,

alle mager waren, wie die alte Frau des letztern Falles, oder ob einige darunter zu den wohlbeleibten gehörten. — Die Räthsel solcher Vorfälle, wird man erst in künftigen Zeiten einmal besser lösen können.

Ein ganz elektrischer menschlicher Körper.

Herr Kastiljon zu Bouillon wollte am 11ten März des Jahres 1760 (wo 16 Tage lang ununterbrochen der Wind aus Norden gewehet hatte) Abend 11½ Uhr zu Bette gehn. Nachdem er das Licht ausgelöscht hatte, und alles im Zimmer dunkel war, bemerkte er mit Erstaunen, beim Zurückschlagen des Schlafrocks, den er vor dem Bette eben ausziehen wollte, daß eine helle Flamme seinen Leib, besonders seine Brust, und die Gegenden unter den Armen umgab. Im ersten Schrecken besorgte er, das Feuer möchte den Schlafrock ergriffen und angezündet haben. Er fühlte eiligst mit der linken Hand nach dem rechten Arme; es flogen aus der berührten Stelle eine außerordentliche Menge Funken heraus, die breit und bläulich waren. Er weckte seine Gattin, und diese ward ein Augenzeuge dieser Erscheinung. Er legte die Hände auf beide Arme, berührte seine Schultern, Lenden, Waden; und aus allen diesen Theilen seines Leibes fuhren ganze Ströme feuriger Strahlen heraus. Am 12ten März

war gelindere und feuchte Witterung. Er wiederholte in der Nacht die Versuche der vorigen an seinem Körper. Auch jetzt fuhren beim Reiben Funken aus seinen Gliedern, aber weniger. Die Versuche an den nächstfolgenden Tagen gaben die nämlichen verminderten Erscheinungen. Aber am 18ten März, wo das Barometer wieder den Grad der Höhe, wie am 11ten erreicht hatte, sprüheten auch wieder eben so heftig, als in der Nacht dieses Tages, die Funken aus allen berührten Theilen seines Leibes. So war er gleichsam ein lebendiges Wetterglas.

Nach Franklin wird ein Kalekutischer Hahn, wenn er durch einen elektrischen Schlag getödtet worden ist, giftig, und kann ohne Lebensgefahr nicht gegessen werden. Die Elektricität verursacht also wichtige Veränderungen in dem thierischen Körper.

Herr Kastiljon vermuthete von seiner elektrischen Leibesbeschaffenheit nicht viel Gutes, und wünschte im Geringsten nicht, durch einen elektrischen Tod in den Jahrbüchern der Naturforscher unsterblich zu werden.

Sonderbarkeiten in der Bildung des Körpers.

Familien mit sechs Fingern und Zehen.

Es ist sonderbar, wie manche Eigenheiten in der Bildung, bei ganzen Familien erblich werden, eben sowohl, wie es Krankheiten zu werden pflegen. Dieß ist aber nicht blos der Fall bei Gebrechen, sondern auch bei gewissen Ueberflüssigkeiten, — wenn man es anders also nennen will.

Reaumur, ein berühmter Naturforscher erzählt Folgendes:

Auf der Insel Malta lebte ein Mann, welcher sieben Kinder hatte. Eins darunter Gratio Kalleja kam mit sechs Fingern an jeder Hand, und mit sechs Zehen an jedem Fuße zur Welt. Was die Finger betrift, so waren sie alle wohlgebildet, und konnten alle gleich gut bewegt und gebraucht werden, die sechs Zehen aber standen kranzförmig, wodurch sie ein unförmliches Aussehen erhielten.

Dieser Gratio Kalleja erzeugte nachmals drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Salvator, hatte eben so viel Finger und Zehen, wie sein Vater,

Doch waren bei ihm nicht die Finger, sondern vielmehr die Zehen wohlgebaut.

Der zweite Sohn, Georg, und das Mädchen, Maria, das jüngste Kind unter allen, war zwar nicht mit sechs Fingern oder Zehen versehen, aber bei beiden waren die Daumen etwas mißgestaltet, und bei Georg auch die großen Zehen.

Der dritte Sohn Andreas kam ganz wohlgebildet zur Welt.

Salvator verheirathete sich, und bekam drei Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen und zwei Knaben hatten alle sechs Finger an beiden Händen, und an beiden Füßen sechs Zehen.

Georg zeugte drei Mädchen und einen Knaben, unter welchen der Sohn blos die gewöhnliche Zahl Zehen und Finger hatte. Die beiden ersten Töchter waren sechszehig und sechsfingerig, die dritte war sechsfingerig an beiden Händen, aber nur an einem Fuße mit sechs Zehen versehen. Georgs sechsfingerige Kinder sind aber sehr elend daran, denn ihre Hände sind fast zu jeder Arbeit untauglich. Eins von ihnen hat zwei Finger ohne Nägel, und bei einem andern sind zwei Finger krumm gewachsen.

Gratios dritter Sohn, Andreas, hat auch lauter richtig gebildete Kinder, wie er selbst ist, aber Maria, deren Daumen etwas mißgebildet war, hat unter zwei Söhnen und zwei Töchtern, eine Tochter, die an einem Fuße sechs Zehen hatte.

Man darf nicht glauben, daß diese Verbildungen oder vielmehr Ueberbildungen die einzigen in ihrer Art sind. Man hat in Frankreich eine Familie gehabt, die durch ihre Sechsfingrigkeit berühmt war, welche sich mehrere Geschlechter hindurch erhielt. Man ließ einem Vater dieser Sechsfingerer, durch einen geschickten Wundarzt den sechsten Finger wegschneiden, in der Hoffnung, daß die Kinder, welche er erzeugen würde, dieses Uebelstandes würden entledigt werden; allein man betrog sich sehr. Die Kinder, welche er erzeugte, hatten alle sechs Finger.

Auch in Teutschland hat man eine Familie mit sechs Zehen gehabt. Elisabeth Horstmann in Rostock hatte an jedem Fuße sechs Zehen. Ihre Tochter war ebenfalls so gebildet, und erzeugte mit ihrem Ehemann, Joh. Christ. Ruhe acht Kinder, unter welchen vier eben diese Bildung hatten. Eins dieser Kinder, Jakob Ruhe, zeugte mit seiner sehr gut gebildeten Frau sechs Kinder, unter welchen zwei Knaben, sowohl mit überflüssigen Zehen, als auch Fingern versehen waren. Einer dieser Knaben, Jakob Ernst, hatte sechs Zehen am linken Fuße, fünf am rechten; an der rechten Hand sechs Finger, von welchen man ihm den sechsten abschnitt, und an der linken Hand eine Warze, gerade an der Stelle, an welcher der sechste Finger würde gesessen haben.

Zusammengewachsene Menschen.

Helene und Judith.

Helene und Judith, den 26. Oktober 1701 in der Grafschaft Comorra in Ungarn, in dem Dorfe Szony geboren, waren an allen ihren Gliedmaßen vollkommen ausgebildet, am untersten Theile des Rückgrades bei dem Kreutze aber zusammengewachsen, so, daß sie eine gemeinschaftliche Oeffnung des Afters besaßen. Wenn daher die eine das Bedürfniß spürte, zu Stuhle zu gehn, so fühlte dasselbe auch die andre. Uriniren konnte eine jede besonders. Daher entstand in ihrer Jugend oft Streit zwischen beiden, obgleich sie einander zärtlich liebten. Die Eine mußte das thun, was die Andre wünschte. Die Gesichter standen von einander abgekehrt. Aus der Zergliederung dieser beiden Menschen nach ihrem Tode von D. Torkos ergab sich, daß die Kreutzbeine am untern Ende in Eins verwachsen waren.

Inwendig waren die großen Arterien dieser beiden Körper, so wie auch die großen Venen unterhalb der Nieren in einfache Kanäle zusammen geflossen. Die beiden Mastdärme machten am Ende Einen Kanal aus, aber die Harngänge hatten keine gemeinschaft-

liche Oefnung. Das Gefühl, das diese beiden Mädchen verspürten, war nur in solchen Theilen beiden gemeinschaftlich, die mit einander verwachsen waren.

Helena war etwas größer und gerader gewachsen, als Judith. Ein ungarischer Arzt, Namens Csuszi, hatte sie von ihren armen Aeltern eine Zeitlang gedungen, und ließ sie durch beinahe ganz Europa für Geld sehn. Bei ihrem Herumreisen lernten sie, außer dem Ungarischen, französisch und deutsch sprechen, und im Kloster, wohin man sie in ihrem neunten Jahre that, lesen, schreiben, Religion, stricken, klöppeln u. s. w. Ein Herr von der Driesch, der sie im Jahre 1722 in diesem Kloster sah, erzählt „daß es nicht selten der Fall gewesen, daß, wenn die Eine geschlafen, die Andre gewacht, wenn die Eine gearbeitet, die Andre geruhet, wenn die Eine gegessen, die Andre getrunken, oder sonst etwas vorgenommen habe." Hingegen saßen, standen und lagen sie allezeit mit großer Unbequemlichkeit beisammen, weil der zusammengewachsene Körper es nicht anders gestattete. Wenn sie mit einander sprachen, wendeten sie sich mit gebogenen Hälsen das Gesicht zu. Sie küßten sich bald aus Liebe; bald schlugen sie, wenn sie böse waren, tapfer auf einander, mit Fäusten los. War zu der Zeit, wo sie noch beide bei Kräften waren, ein Streit zwischen ihnen entstanden, so nahm die Stärkste die Schwächere über die Achsel, und trug sie davon. Jedoch waren sie mehr friedliebendes und sanftes Ge-

müths. Judith wurde endlich von einem Schlagflusse gerührt, sie hatte daher an der Sprache und am Verstande Schaden gelitten. So oft sich das Eine von diesen Mädchen nicht wohl befand, verspürte auch das Andre, ob es gleich nicht mit derselben Krankheit behaftet war, einige Gemüthsunruhe, Sinnenschwäche, und eine unordentliche Bewegung in den innern Theilen des Leibes. Als sie jedoch im Jahre 1722 in Leipzig waren, wurde Judith mit Erbrechen geplagt, ohne daß Helena etwas davon verspürt hätte. Beide hatten zu gleicher Zeit die Blattern und die Masern. Sie starben im Jahre 1723, den 22. Februar, und zwar nur einige Minuten nach einander.

Sonderbare Erscheinungen bei Taubstummen.

Der B. Beyer hat ohnlängst mit den Taubstummen zu Paris besondere Versuche angestellt, um den Grad von Taubheit zu bestimmen, der sich bei diesem und jenem Mitglied des Taubstummeninstituts findet. Er erregte auf Glastafeln einen äußerst durchdringenden Ton. Einer der Taubstummen hatte eine nur schwache Empfindung davon, und ein junges Mädchen gar keine. Die andern bezeigten ihr Erstaunen darüber, denn es war wohl der erste Ton, den sie je hör-

ten. Aber merkwürdig ist es, daß einer von ihnen, der die hellsten Töne nicht vernahm, doch außer sich vor Freude gerieth, als man auf einem kleinen Instrumente spielte, das Beyer Harmonika nennt. Dieß Instrument besteht aus Stiften, die auf einer tannenen Schachtel eingeschlagen sind. Mit einem Bogen bestrichen giebt dieses Instrument sehr angenehme, aber dabei dumpfe Töne von sich. Wer von den Hörenden am Ende des Saals stand, hörte es kaum, aber das stumme Kind hörte es sehr vernehmlich, und zeigte sich außerordentlich vergnügt darüber.

Man könnte also wohl daraus schliessen, daß die Taubheit derjenigen, die nur scharfe Töne hören, daher kommt, daß das Trommelfell zu sehr angespannt ist; daß im Gegentheil dieses Häutchen sehr schlapp bei denen ist, auf welche nur sanfte Töne Eindruck machen. Bei denen scheint dieses Häutchen ganz gelähmt zu sein, welche ganz und gar nichts hören.

Nachtwandler.

Seit undenklichen Zeiten hat man hie und da Menschen gefunden, welche des Nachts, im festen Schlafe, aufstehen, und anfangen so zu thun und zu walten, als wären sie wachend. Es begiebt sich, daß sie zu-

weilen Dinge verrichten, die man gradezu läugnen würde, wenn man nicht ähnliche bei mehrern Nachtwandlern bemerkt hätte, und die Zeugnisse dafür völlig glaubwürdig wären. Erscheinungen dieser Art, sind eben so merkwürdig, als sie zur Zeit noch unerklärt, oder so gut wie unerklärt sind. Ich erzähle hier von einem Nachtwandler der neuesten Zeit, nach dem Bericht eines mailändischen Gelehrten, Francesko Soave. Dieser Bericht ist etwas umständlich, aber desto lieber ist es mir für meine Leser, die ich dabei gänzlich ihren eigenen Betrachtungen überlasse, und um so mehr überlassen muß, da ich so manche Dunkelheiten darin nicht im Stande bin aufzuklären.

„Wir haben hier in Mailand, schreibt Soave, einen sehr merkwürdigen Nachtwandler. Es ist ein Jüngling von 22 Jahren, der in einer der größten Apotheken dieser Stadt als Provisor steht. Er war im vorigen Jahre (1779.) von einem hitzigen, mit verschiedenen widrigen Zufällen vergesellschafteten Fieber sehr gefährlich krank. Durch den Gebrauch der Chinarinde wurde er wieder hergestellt; doch behielt er von dieser Zeit an eine Schlafsucht, so daß er oft einschläft, und, nach einigen überstandenen Zuckungen, schlafend herumwandelt.

Dieses Uebel nahm im vergangenen März (1780) seinen Anfang, und hat seitdem immer zugenommen. Ich hörte sein seltsames Betragen mit Verwunderung; und voll Begierde, von der Wahrheit überzeugt zu

werden, begab ich mich den 20. Juni gegen Abend, in die Apotheke. Der Jüngling war Geschäfte halber nicht zu Hause, und kehrte erst eine halbe Stunde, in der Nacht zurück. Indessen unterhielt ich mich mit seinem Herrn, und mit dem Arzte, der ihm in seiner vorigen Krankheit beigestanden hatte, und jetzt auch alle Mühe anwandte, ihn von dieser zu befreien. Sobald er zurückkam, unterbrachen wir unser Gespräch von seinem traurigen Zustande, von welchem er nicht ohne große Betrübniß hören kann, und sprachen von ganz andern Gegenständen. Anfänglich beschäftigte er sich mit verschiednen Dingen, die zur Apotheke gehörten. Darauf gesellte er sich zu uns, und hörte unserm Gespräche zu, bis er auf der Bank, wo er saß, zu gähnen anfing, und nach und nach einschlief.

Ungefähr zwölf Minuten war sein Schlaf ganz ruhig. Wir schüttelten einigemal an ihm, und er gab kein Merkmal einiger Empfindung von sich. Darauf bekam er Zuckungen. Er hatte die Arme vor der Brust in einander geschlagen. Diese und sein ganzer Leib zogen sich zusammen, und in dieser Stellung blieb er ungefähr drei Minuten. Darauf streckte er beide Arme aus, und, nachdem er sie wieder an sich gezogen hatte, fing er fortschlafend an, um sich her zu tasten, stand auf, und ging zur Tafel der Apotheke.

Hier war eine große Laterne angezündet, und unter derselben stand ein Leuchter mit einer ausgelöschten Kerze. Er nahm den Leuchter, und ging damit in das

Laboratorium, um das Licht mit einem daselbst gefundenen Schwefelhölzchen bei dem Ofen anzuzünden. Weil er aber unter den Kohlen kein Feuer fand, so näherte jemand dem Rande des Ofens die Flamme eines angezündeten Lichts, woran er sein Schwefelhölzchen, und mit diesem sein Licht anzündete. Da es brannte, löschte er das Schwefelhölzchen aus, legte es an seinen Ort, und kehrte in die Apotheke zurück. Hier schlug er das Tagebuch auf, in welchem die Recepte steckten, die am folgenden Tage zubereitet werden mußten, nahm eins davon, und las es vor sich. Es war darin ein Absud von weissem Andorn *) und einigen andern Mitteln verschrieben. Er legte das Recept auf die Tafel, nahm eine Handvoll Andorn auf ein Papier, und ging damit ins Laboratorium. Da er hier kein Feuer im Ofen fand, ergriff er eine Kohlenpfanne, und ging die Treppe hinan in die Küche, die im ersten Stockwerk ist, wo er mit der Feuerzange unter der auf dem Heerde zusammengehäuften Asche brennende Kohlen fand. Nachdem er ihrer sechs oder sieben in die Kohlenpfanne gethan, auch die übrigen, wie vorher, mit der Schaufel unter die Asche verborgen, auch Zange und Schaufel an ihren Ort gestellt hatte, ging er die Treppe herab ins Laboratorium zurück. Hier that er die brennenden Kohlen in den Ofen,

*) Es gibt mehrere Pflanzen, die im Teutschen diesen Namen führen.

legte todte Kohlen hinzu, blies sie mit dem Blasebalg an, goß Wasser in einen kleinen Kessel, that die Hand= voll Kraut hinein, und setzte es auf das Feuer. Dar= auf kehrte er in die Apotheke zurück, um das Uebrige auf dem Recepte noch einmal zu lesen. Wir hatten das Recept wieder in das Tagebuch, und dieses an= ders wohin gelegt. Er suchte es an dem Orte, wo er es hingelegt hatte, und da er es nicht fand, wurde der Zusammenhang seiner Ideen und Handlungen unter= brochen. Er blieb unbeweglich stehn, und schien wie= der in den natürlichen Schlaf zu kommen.

Aber dieser Schlaf dauerte nur zwei Minuten. Er fing wieder an, sich zu regen, und ging ins Laborato= rium zurück. Hier nahm er, wie er sonst bei müßigen Stunden zu thun pflegte, ein Buch von dem darin be= findlichen Büchergestelle, und zwar das Manuscript einer Moralphilosophie, welches er oft wachend zu lesen pflegt, und auch in der Nachtwandlung des vori= gen Morgens gelesen hatte. Er betrachtete das Buch von außen, und suchte sein hineingelegtes Zeichen; und da er es nicht fand, bezeigte er einige Ungeduld. Hierauf öffnete er das Buch Seite 233, die er nannte, und blätterte fort, bis zu Seite 262; wo er sprach: Hier ist es, und leise vor sich las, und zwar so, daß er alle Worte, wie sie im Buche standen, aussprach.

Er hatte anderthalb Seiten gelesen, als er das Knistern des Feuers im Ofen hörte, wo sein Herr

Wasser auf die Kohlen gegossen hatte, um sie auszulöschen. Er stand auf, nahm einen Brennkolben, und trug ihn zum Destillirofen. Von da ging er zum Kohlenkästchen, und da er nicht Kohlen genug darin fand, nahm er die wenigen, die darin waren, und warf sie in den Ofen. Darauf ging er mit dem Kästchen in den Keller, um es mit Kohlen zu füllen. Im Keller rafte er mit einer Schaufel die größten Kohlen zusammen, und weil die Schaufel nicht fest am Stiele steckte, stampfte er mit dem Ende des Stiels auf die Erde, um dieselbe zu befestigen. Hierauf schaufelte er die Kohlen in seinen Kasten. Da ihm dieß aber zu lange währte, weil die Kohlen von der Schaufel herunterfielen, so warf er diese weg, und legte jene mit den Händen in den Kasten. Als dieser gehäuft voll war, hob er ihn auf, und ging damit fort, um sich wieder in das Laboratorium hinauf zubegeben. Es traf ihn aber vor der Kellerthüre ein Zug frischer Luft, die aus einem tiefern Keller kam, und so viel über ihn vermochte, daß er das Kästchen fallen ließ, und rückwärts fiel. Er wurde von seinem Herrn, der ihm zur Seite stand, aufgefangen. Ein jeder empfindliche Eindruck von Kälte und frischer Luft, die ihn von allen Seiten her umgibt, unterbricht nicht nur augenblicklich den Zusammenhang seiner Ideen, sondern macht auch, daß er zur Erde fällt.

Wir legten ihn auf den Erdboden, wo er vier oder fünf Minuten natürlich sanft schlief. Hierauf ergriff

ihn die vor dem Wandeln hergehende Zuckung, und da diese vorbei war, betastete er mit den Händen den Ort, wo er war, richtete sich auf, ging die Kellertreppe hinauf ins Laboratorium, und dachte weder an den Kasten noch an die Kohlen, sondern ging dem Büchergestelle entgegen, um sich mit Lesen die Zeit zu vertreiben. Da dieß sein Herr sah, lief er mit einem leinenen Lappen hinzu, und wischte ihm, ohne daß er es merkte, die durch die Kohlen geschwärzten Hände ab, damit er keines von den Büchern beschmutzen möchte. Er betrachtete sie, und wählte den ersten Band der ins Italienische übersetzten praktischen Chemie des Macquer. Auch in diesem Buche suchte er sein hineingelegtes Zeichen, und da er es nicht fand, sagte er etwas unwillig: wer mag doch wohl Vergnügen darin finden, mir immer die Zeichen aus den Büchern zu nehmen? Darauf schlug er das Buch auf, und da er die vierte Methode des zweiten Kapitels fand, wo vom Silber gehandelt wird, sprach er: hier ist es, und las ohne abzusetzen, den ersten Absatz mit vernehmlicher Stimme; da er aber im zweiten, welcher so anfängt: „— wenn das Silber mit dem Golde vermischt wäre, so würde man nach der Auflösung das Gold auf dem Grunde des Gefäßes finden, in der Gestalt eines Staubes —" auf die Worte: in der Gestalt eines Staubes kam, sprach er: das kann nicht sein; das sollte kein metallischer Staub,

sondern ein Kalch sein. Er las die Periode noch einmal, und sagte aufs neue: Hier muß ein Fehler sein: das Gold sollte sein Phlogiston haben, und daher müßte es ein Kalch, und kein Staub sein. Sein Herr, welcher es schon mehrmals vergeblich versucht hatte, in die Folge seiner Ideen zu dringen, und mit ihm ein Gespräch zu führen, hielt dieß für eine bequeme Gelegenheit, einen neuen Versuch zu machen, stellte sich, als käme er von ungefähr hinzu, und fragte ihn, was er lese, und woran er einen Anstoß fände. Ich finde hier etwas, antwortete er, das ich nicht verstehe, und ich glaube, es muß ein Fehler darunter stecken. — „Was steht im Buche?" erwiederte der Herr, „lesen Sie es laut!" Darauf las er die Worte mit lauter Stimme, und der Herr sagte: „gut, was ist hier gefehlt?" „Daß auf dem Grunde des Gefäßes ein Goldstaub sich finden soll, und kein Kalch," antwortete er. Sein Herr suchte ihn mit verschiedenen Gründen von dem Gegentheile zu überführen, er aber antwortete, wenn die Reihe an ihn kam, sehr bescheiden, ohne ihm Recht zu geben. Der Streit dauerte eine Weile, bis sein Herr, ihn zu überzeugen, daß das Gold in diesem Falle nicht kalzinirt werden könne, ihm sagte, er solle daß Kapitel suchen, welches von der Auflösung des Goldes handelt. Er suchte es im Register, und fand es. Darauf befahl ihm sein Herr, die

zweite Methode zu suchen. Diese war im Register mit 53 bezeichnet. Er suchte 53, fand die Methode, und las sie laut. Da er einen Theil davon gelesen hatte, wollte ich versuchen, was geschehen würde, wenn ich ein weißes Papier zwischen seine Augen und das Buch hielte. Auf einmal wurde die Folge seiner Ideen unterbrochen, er wurde auf der Bank, wo er saß, unbeweglich, und fiel in einen starken natürlichen Schlaf.

Nach einer kurzen Zeit bekam er die gewöhnlichen Zuckungen, und griff um sich, um zu erfahren, wo er sey. Weil sich auf dem Tische, der vor ihm stand, verschiedne Bücher, zwei Leuchter und andre Dinge befanden, so wurde es ihm schwer, den Ort zu erkennen, wo er war. Er fuhr zweimal mit der Hand durch die Flamme des Lichts, ohne ein Merkmal einiger Empfindung von sich zu geben. Da wir endlich den Tisch abräumten, fand er sich, stand auf, und ging im Laboratorium herum, bis er bei einer Schüssel, worin Citronenschaalen eingeweicht waren, stehen blieb, sie versuchte, und sagte: es schmeckt nach nichts. Darauf goß er das Wasser davon ab, ging zum Brunnen, zog frisches Wasser herauf, und goß es drauf.

Da er dieses verrichtet hatte, fiel ihm ein, an seinen Studiertisch zurück zu kehren; er fand im Vorbeigehn ein Körbchen mit Geisraute (Galega) angefüllt. Von dieser nahm er eine blühende Pflanze, um ihren botanischen Charakter zu betrachten. Er

legte sie auf den Tisch, brach eine Blume davon ab, und, indem er sie betrachtete, sagte er: „sie ist ein Polypetalum papilionaceum.“ Darauf suchte er auf dem Bücherbrete ein geschriebenes Compendium von Tourneforts System, schlug darin das Register auf, und fand, daß Polypetala papilionacea zu der zehnten Klasse gehörten. Alsdann nahm er Wittmann's Buch de Herbarum facultatibus, und da er hier unter der zehnten Klasse Galega, ruta capraria etc. fand, fing er an, die Charactere der Blüthe genau durchzugehn, und wenn das Buch mit der Sache übereinstimmte, sagte er: es trift ein. Als er aber dahin kam, wo es im Buche heißt: carina oblonga, compressa deorsum gibba, stutzte er, und sagte: was heißt das, Gibba? und nachdem er sich ein wenig bedacht hatte, nahm er ein Wörterbuch, suchte Gibbus, und fand höckrig. Da dieses mit der Sache übereinkam, sagte er: es trift ein. Darauf kam er zur Pflanze selbst. Das Buch sagt Altitudo humana. Hierbei erstaunte er, und sagte: „Potztausend! Ich habe nie so große gesehn.“ Die Blätter der Pflanze beschreibt das Buch, foliola orata vel lanceolata, emarginata. Er nahm daher ein Blatt, und wollte es auf dem Tische ausbreiten, um den angegebenen Charakter zu betrachten; da es aber verwelkt war, sprach er: es wird so sein, man kann es so nicht erkennen. Hierauf fiel ihm ein, auch die Staubfäden der Blume zu zählen; da er

sie aber nicht wohl unterscheiden konnte, sagte er: es ist doch wirklich gut, und wir haben es schon oft gesagt: das Linnéische System ist gut; aber nur für ihn selbst. Indessen suchte er ein beschriebenes Papier, worauf eine allgemeine Klassification nach dem Linnéischen System aufgezeichnet war. Es steckte im Fache zwischen zwei Büchern. Sein Herr zog es hervor, und legte es oben auf die Bücher, damit es ihm desto mehr in die Augen fiel; er suchte es aber, wo es vorher stand, und da er es nicht fand, durchsuchte er das geschriebene Compendium des Tournefort von Blatt zu Blatt bis ans Ende. Da dieses sein Herr sah, schob er es zwischen die ersten Blätter dieses Buchs, und glaubte, er würde es kennen, wenn er rückwärts blätterte. Aber die Sache ging ganz anders, als der Herr erwartete; denn da er das Buch zumachte, und einen neuen Gegenstand von ungefähr wahrnahm, wurde die Folge seiner Gedanken gänzlich unterbrochen. Er blieb einige Zeit unbeweglich; darauf wurde er wieder rege, und sagte: so eben fällt mir die Schachtel ein. Zugleich ging er gegen die Ladenthüre, die auf die Straße führt, und da sein Herr merkte, daß er Willens war, eine Schachtel, die er Jemanden auszubefern gegeben hatte, wiederzuholen, kam er ihm zuvor, und zog den offenen Flügel der Thüre zu, ohne sie jedoch zuzuschließen, wozu er keine Zeit mehr hatte, weil der Nachtwandler dazu kam. Da dieser die

Thüre angezogen fand, sagte er: es muß ein starker Wind wehen, öffnete sie durch einen Stoß, und ging auf die Straße. Die Luft war den Abend nicht sehr kühl, und hatte die Kraft nicht, ihn sogleich zur Erde zu werfen, wie jene des Kellers. Sie wirkte jedoch soviel auf ihn, daß seine Ideen unterbrochen wurden, und er unbeweglich stehen blieb. Sein Herr führte ihn sachte in den Laden zurück, ließ ihn daselbst auf den Erdboden legen, wo sein Schlaf wieder natürlich wurde.

Nach einigen Minuten befielen ihn die gewöhnlichen Zuckungen, und nachdem er durch Umsichgreifen seine Lage erkannt hatte, richtete er sich auf, ging im Laden hin und her, und sagte: Sey nur ruhig; sie kommt davon. Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Sein Herr und dessen Frau merkten, daß er von der Krankheit seiner Tante sprach, und daß seine Worte an seine Schwester gerichtet waren, die sehr betrübt darüber war. Die Frau des Apothekers stellte sich, als wäre sie seine untröstliche Schwester, und ließ sich mit ihm ins Gespräch ein. Sie sagte ihm, das Uebel wäre viel gefährlicher, als er glaube, und sie selbst befände sich nicht wohl, und bat ihn, ihr den Puls zu fühlen. Er that dieses, griff aber etwas neben den Puls, und sagte: ich fühle nichts. Sie beharrte aber darauf, daß ihr übel wäre, und verlangte ein Arzneimittel von ihm, wor-

auf er antwortete: gut, ich will mit meinem Herrn sprechen. Darauf stand er von dem Stuhle auf, worauf er sich gesetzt hatte, und wollte auf seiner Schwester Kammer gehn, worin er bald zu sein glaubte: stieß aber mit dem Leibe gegen den Tisch der Apotheke so hart, daß er dadurch gestört wurde, und wieder natürlich schlief.

Er bewegte sich wieder, erforschte den Ort durch Herumfühlen, ging zum Tische, und schlug das Receptbuch auf. Von den Recepten kam ihm eins vor die Augen, worin Mandelöl verschrieben war. Er öffnete die Büchse, worin dieses war, und da sie fast leer war, begab er sich ins Laboratorium, um neues auszupressen. Da er aber zur Presse kam, fand er, daß schon Mandeln darunter gelegt waren, und steckte die Handhabe in den Schraubenbaum, um ihn umzudrehn. Am Ende der Handhabe hängt ein eiserner Ring, an welchem ein starkes Seil befestigt wird. Dieses ist an seinem andern Ende um eine horizontale Walze gewunden, welche vermittelst eiserner Hebel umgedreht wird, und die Schraube in Bewegung setzt. Dieses ganze Geschäft ging ihm sehr wohl von statten, außer daß er ein wenig absetzte, da er den kalten eisernen Hebel in die Hände nahm; so wie aber derselbe von seinen Händen erwärmt worden war, nahm auch seine Thätigkeit wieder zu, und er brachte das Geschäft glücklich zu Ende.

Als er in den Laden zurück kam, stellte sich die Frau des Apothekers, als wäre sie eine Magd, die von der Straße käme, um eine Unze Mutterkrautwasser, mit dem Safte von Citronenkernen vermischt, zu holen. Sie klopfte auf den Ladentisch, und da er sich zu ihr wandte, brachte sie ihr Verlangen vor, und fragte zugleich, wie viel es koste. Fünf Soldi, antwortete er, und fragte sie, ob sie ein Gefäß dazu mitgebracht hätte. Nein, sagte sie — also noch einen Soldi fürs Fläschchen, setzte er hinzu. Darauf nahm er ein leeres Fläschchen, legte es auf die Waageschale, und da er wußte, wie viel es wog, legte er anstatt desselben ein gleich schweres Gewicht mit einer Unze auf die Schaale, und goß eine Unze des verlangten Wassers in das Fläschchen. Darauf holte er einen metallenen Mörser, dessen Kälte ihn anfänglich etwas stutzig machte, aber nicht ganz verwirrte. Er warf eine kleine Handvoll Zitronenkerne hinein, stieß sie, goß die Unze Mutterkrautwasser auf die zerstoßenen Kerne, mischte alles wohl durch einander, seihte es durch ein Papier in ein Becken, goß diesen Saft in das Fläschchen, und, nachdem er es mit einem papiernen Stöpsel zugestopft hatte, gab er es dem verstellten Mädchen. Dieses hatte die sechs Soldi in Händen, um zu bezahlen, aber auf mein Anrathen warf es, ohne die Münze zu nennen, eine ganze Lira auf den Tisch, damit er das übrige herausgebe. Er sah sie an, und sagte: zwanzig

Soldi *), und steckte sie durch die gewöhnliche schmale Oefnung in den Tischkasten. Es ist ein halber Scudo, sagte die Magd. Zwanzig Soldi sind es, antwortete er. Nein, mein Herr, ein halber Scudo ist es, erwiederte die Magd. Endlich wurde er zornig, öffnete den Tischkasten, nahm die Lira heraus, warf sie mit Verachtung auf den Tisch, und sagte: Da hat sie ihren halben Scudo, und mir gebe sie ander Geld! Sie hob das Geld von der Erde auf, wohin es gefallen war, und sprach: Sie haben Recht; ich habe mich geirrt; geben Sie mir auf diese Lira heraus! Er steckte diese Münze aufs neue in den Tischkasten, und nahm drei Fünfsoldistücke für sie heraus. Ich möchte gern funfzehn einzelne Soldi, sprach sie, denn ich brauche sie. Er nahm daher die drei Fünfsoldistücke zurück, und gab ihr funfzehn einzelne. „Das sind fünf und zwanzig Soldistücken," sagte das Frauenzimmer. Funfzehn und fünf macht zwanzig, sprach der Nachtwandler. — „Ich danke Ihnen also für das Fläschchen, das Sie mir schenken," sprach sie scherzend. — Ei, das hätte ich bald vergessen, erwiederte er: ich bekomme einen Soldi zurück, her da-

*) So viel beträgt eine Lira. Lira heißt eigentlich, wie das franzöf. Livre, ein Pfund, und wird in 20 Soldi eingetheilt, der Soldi aber enthält 12 Denare.

Bayerische Staatsbibliothek München

mit! und da er dieses sagte, nahm er ihr lächelnd einen Soldi aus der Hand. Darauf ging er ins Laboratorium, wusch daselbst den Mörser und das Becken sauber aus, und setzte jedes an seinen Ort.

Indessen schrieb der gegenwärtige Arzt ein Recept, worin er einen halben Denar ätzenden Queckſilbersublimats *), ein Quentchen Weinsteinsalz, vier Quentchen Vitriolöl, mit sechs Unzen Zitronenwasser vermischt, verschrieb. Er hatte schon mehrmals den Versuch gemacht, dem Nachtwandler unrichtige Recepte vorzulegen, um zu sehn, ob er die Fehler gewahr würde, und er hatte sie jederzeit wahrgenommen, auch das letztemal ein von ihm unterschriebenes Recept, ohne es weiter zu lesen, verworfen. Damit ihm solches auch dießmal nicht widerführe, unterschrieb er den Namen eines andern sehr angesehenen Arztes. Ich nahm das Geschäft auf mich, ihm das Recept einzuhändigen, und klopfte am Ladentische. Er kam sogleich, nahm mir das Recept ab, las es zweimal mit Zeichen der Verwunderung, und sagte, auch dieses ist sonderbar. Darauf las er es zum drittenmale mit großer Aufmerksamkeit, wandte sich zu mir und sprach: „Sie müssen wiederkommen, jetzt kann ich Sie nicht abfertigen.“ — „Es ist mir aber sehr viel daran gelegen, daß ich jetzt abgefertigt werde,“ antwortete ich. „Ich

*) ein starkes Gift.

kanns ohne meinen Herrn nicht thun?" — „Er ist zu Hause," sagte ich. „Nein," erwiederte er, „er ist ausgegangen." — „Ich habe ihn zurückkommen sehn; sein Sie so gut, und rufen Sie ihn!" Er ging ins Laboratorium, und rufte ihn. Dieser war ihm schon dahin zuvorgekommen, und fragte: „was gibts?" — „Da hat mir jemand ein Recept gebracht, das ich nicht verstehe." — „Das muß etwas seltsames sein." — „Was ist es denn?" — „Sie werden es sehen; es liegt da in dem Laden." — Der Herr befahl ihm, dasselbe zu holen. Er ging in den Laden, und da sein Herr, der ihm nachfolgte, sah, daß er das Recept in Händen hatte, befahl er, es ihm vorzulesen, und er las es. „Welche Schwierigkeiten finden Sie hierin?" fragte der Herr? — „Scheint Ihnen das eine Kleinigkeit, antwortete er, ein halber Denar ätzenden Sublimats?" — „Gut, aber durch das Laugensalz (das Weinsteinsalz nämlich) wird es gemildert." — „Was vermag ein Quentchen gegen einen halben Denar? Hierzu kommen nun noch die vier Quentchen Vitriolöl. Dieses nimmt das Laugensalz an sich, und der Sublimat behält seine ganze Stärke?" — „Was ist also zu thun?" — „Ich würde das Recept zurückschicken." — „Aber der Arzt würde böse darüber werden." — „Das

ist besser, als daß der Kranke stirbt; doch können Sie thun was Ihnen beliebt." Da er dieses gesagt hatte, ging er ins Laboratorium, und zog Wasser aus dem Brunnen, ohne daß man errathen konnte, wozu er es gebrauchen wolte. Sein Herr folgte ihm, und versuchte, das Gespräch von dem Recept weiter fortzusetzen; er war aber jetzt mit andern Gedanken beschäftigt, und hörte die Stimme seines Herrn nicht mehr.

Ich war begierig zu wissen, ob er als Nachtwandler Geruch hätte. Daher war die Hausfrau so gefällig, die Rolle einer Magd aufs neue zu spielen, und klopfte an den Zahltisch des Ladens. Das erstemal hörte er nicht, darauf pochte sie etwas stärker, und schrie: „Holla! ist niemand da?" „Ists möglich," sprach er, „daß kein Mensch im Laden bleibt?" und ging hinein. Die Frau vom Hause stellte sich, als wäre sie das Mädchen, welches das Mutterkrautwasser geholt hätte, und es nun zurückbrächte, weil es blosses Wasser wäre, das keinen Geruch hätte. Er läugnete es und sagte, es wäre das verlangte Wasser, er habe nicht gefehlt. Es riecht ja nicht, sprach sie. Er nahm das Fläschchen, roch daran, und setzte es schweigend auf den Tisch. „Nun was sagen Sie dazu?" fragte sie. „Genug," sagte er, „ich habe ihr Mutterkrautwasser gegeben; und ich weiß, was ich gethan habe." — „Aber ohne Geruch." — „Ich weiß,

was ich ihr gegeben habe, und gehe sie fort!" — „Ich gehe nicht, wenn Sie mir nicht entweder ein anderes Wasser, oder mein Geld zurückgeben." Hierauf sagte er etwas ungeduldig: „solche Verdrüßlichkeiten begegnen nur mir;" ohne etwas anders hinzuzufügen, setzte er das Fläschchen auf die Seite, nahm die sechs Soldi aus dem Tischkasten, gab sie ihr wieder, und sprach: „reise sie glücklich."

Noch nicht zufrieden mit dieser Erfahrung, verlangte ich ganz entschiedene Proben zu sehn. Der Apotheker that in ein Papier Anis- und in ein anders Camillenpulver, und gab sie dem Arzte, welcher vorgab, beide von einem andern Apothekerburschen empfangen zu haben, und nicht zu wissen, in welchem das Anis- und in welchem das Camillenpulver wäre, er möchte es ihm doch sagen. Er nahm die Papiere und roch daran, ohne sie aufzumachen. Da er sie aber durch den Geruch nicht unterscheiden konnte, eröffnete er sie, und unterschied durch die Farbe eins von dem andern, ob sie gleich einander sehr ähnlich sahn.

Um uns noch mehr davon zu überzeugen, ob der Nachtwandler ohne Geruch sei, stellte sich die Frau vom Hause, als käme sie von außen, um Camillenpulver zu holen. Er gab es ihr. „Es riecht aber nicht," sagte sie zu ihm, „versuchen Sie es." Er roch zweimal daran, und sagte: „Ich habe den

Schnupfen, aber sie kann sich darauf verlassen, daß die Camille gut ist."

Der vierte Versuch war ganz entscheidend. Jedermann weiß, wie stark der Geruch der Bibergeiltinktur ist. Der Arzt stellte sich, als käme er, um diese Tinktur zu holen. Er nahm das Gefäß, und hielt es dem Arzte vor, nachdem er den Deckel abgenommen hatte. „Es ist verraucht" sprach der Arzt: „es riecht nicht mehr." — „Das ist nicht möglich," sagte der Nachtwandler. „Riechen Sie daran" erwiederte der Arzt, und hielt es ihm vor die Nase. — „Ich habe den Schnupfen" sprach der Nachtwandler zum zweitenmal: „ich kann daher die Sache nicht entscheiden; ich weiß aber, daß man hier alles ordentlich behandelt."

Obgleich sein Arzt bisher immer gegenwärtig war, so hatte er ihn doch nicht erkannt. Um sich ihm zu erkennen zu geben, stellte er sich, als käme er diesen Augenblick zu ihm, nannte sich bei Namen, und fragte ihn, wie er sich befände. — „Ich befinde mich wohl." — „Haben Sie diese Nacht wohl geschlafen?" — Mir deucht, ja." — „Wissen sie nicht, ob Sie nach ihrer Gewohnheit im Schlaf umher gewandelt sind?" — „Ach! das weiß ich nicht." Nach einigen andern Fragen, sagte ihm der Arzt, er wäre wirklich im Nachtwandeln begriffen, ob er es nicht ge-

wahr würde? Diese Frage zerriß ihm den ganzen Zusammenhang seiner Gedanken. Er schlief natürlich, ohne weiter zu antworten.

Kurz darauf regte er sich wieder, nahm das Tagebuch, und schrieb in einem Artickel etwas hinzu, was vergessen worden war.

Zu gleicher Zeit fiel ihm das Recept mit dem Andornabsud in die Hände; er las es, und da er untergeschrieben fand, für die Frau Magdalena, ohne den Zunamen, so schrieb er diesen hinzu. Hierauf schickte er sich an, diesen Absud zu bereiten, ohne sich zu erinnern, daß er dieses kurz vorher schon einmal unternommen hatte. Er nahm eine Handvoll Andorn auf ein Papier, ging damit ins Laboratorium, und that alles, wie vorher, außer daß er den Schöpflöffel fallen ließ, da er damit nach dem Wassereimer, der nicht da war, wo er zu hängen pflegte, vergeblich reichte, fiel rückwärts in die Arme seines Herrn, und schlief wieder natürlich.

Kurz darauf kehrte er in den Laden zurück, und setzte sich nieder. Die Hausfrau spielte alsdann noch einmal die Rolle einer Magd, und brachte ihm ängstlich die Nachricht, daß einer seiner Freunde in den letzten Zügen liege, und daß seine oder seines Herrn Gegenwart verlangt würde. Er bezeigte seine Verwunderung darüber, und sagte: „Wie kann das sein? vorgestern speiste ich zu Mittag bei ihm, und er befand sich sehr wohl! Er fügte

hinzu: er dürfe jetzt den Laden nicht verlassen, weil sein Herr nicht zu Hause, und sonst niemand da wäre; sobald aber jemand käme, wolle er sich eilends dahin begeben. Das Frauenzimmer stellte sich, als ginge sie fort; er aber verlor alles Andenken daran, und schlief wieder natürlich.

Diese und andre ähnliche Handlungen verrichtete er bis in die vierte Stunde der Nacht; alsdann suchte sein Herr durch verschiedene Mittel, die ihm sonst gelungen waren, die Idee, zu Bette zu gehn, in ihm zu erwecken; in welchem Falle er alles thut, was er wachend sonst zu thun pflegt; nämlich er schließt sich in die Kammer ein, und wirft durch ein Loch, welches in der Thür ist, den Schlüssel heraus. Aber an diesem Abend konnte man ihn hierzu nicht bringen. Gewalt darf man gegen ihn nicht gebrauchen, denn in diesem Falle kommt ihm die Idee, von Dieben überfallen zu werden, in den Kopf, und er schlägt wie ein Rasender um sich. Sie wählten daher das Mittel, ihn kalt anzublasen, und eingeschlummert ins Bette zu tragen. Da sie hiermit beschäftiget waren, ging ich nach Hause.

Den folgenden Morgen kehrte ich in die Apotheke zurück, um zu erfahren, wie sich die Sache geendigt hätte, und ich hörte, daß sie ihn, endlich durch das Anblasen eingeschläfert, in seine Schlafkammer getragen, und daselbst eingeschlossen hätten; daß man ihn auch des Morgens früh gefragt habe, wie er geschla-

fen, und daß er geantwortet hätte, sehr wohl, ohne sich seiner nächtlichen Handlungen zu erinnern.

Er war ausgegangen, um seine Schwester zu besuchen, und da ich mich mit seinem Herrn im Gespräch unterhielt, kam die Nachricht, daß er daselbst plötzlich eingeschlafen wäre, einen harten Fall auf die Erde gethan hätte, und nun im Bette läge.

Jetzt befindet er sich auf dem Lande bei einer andern Schwester, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft und die Entfernung von Geschäften einige Besserung verursachen möchten. Man hat aber Nachricht, daß sich sein Uebel in nichts gebessert hat, und er mehremale hart zur Erde niedergefallen ist.

Was ich erzählt habe, schließt Soave, davon bin ich Augenzeuge gewesen; und viele andre Personen haben ähnliche und noch wunderbarere Handlungen von ihm gesehn; denn auch bei Tage überfällt ihn oft der Schlaf, so daß sogleich die Zuckungen und das Herumwandeln erfolgen."

Von mehrern ältern Beobachtungen über Nachtwandler, erzähle ich nur eine einzige..

Ein ehmaliger Erzbischof von Bourdeaux erzählte von einem jungen Geistlichen, den er selbst beobachtete, folgendes: Dieser Nachtwandler stand des Nachts auf, nahm Papier, arbeitete Reden aus, und schrieb sie nieder. Wenn er eine Seite voll geschrieben hatte, überlas er sie von oben bis unten mit lauter Stimme

(jedoch ohne Hülfe der Augen). Misfiel ihm etwas, so strich er es aus, und schrieb die Verbesserungen mit der größten Richtigkeit darüber. Der Erzbischof sah den Anfang einer seiner Reden; sie war gut ausgearbeitet und richtig geschrieben. Eine Verbesserung darin setzte den Erzbischof in Erstaunen. Er hatte in einer Stelle gesetzt: Ce divin enfant, (dieses göttliche Kind) und strich beim Ueberlesen das divin weg, und setzte dafür adorable (anbetungswürdige). Weil er nun merkte, daß das ce, welches vor divin stand, vor adorable nicht stehen könne, setzte er ein t hinzu, so daß man nun cet adorable enfant las. Um sich zu überzeugen, daß der Nachtwandler keinen Gebrauch von seinen Augen mache, hielt ihm der Erzbischof einen großen Pappendeckel unters Kinn, der ihm den Anblick des Papiers raubte; allein er fuhr fort zu schreiben, ohne daß er es merkte. Der Erzbischof wünschte zu wissen, wornach der Nachtwandler die Gegenwart der ihm vorliegenden Gegenstände beurtheile; er nahm ihm daher das Papier weg, worauf er schrieb, und legte ihm mehrmals andere Stücke Papier hin; allein er ward es immer gewahr, weil diese Stücke mit den andern in der Größe nicht übereinkamen. Denn wenn man ihm ein dem seinigen an Größe vollkommen gleiches Papier vorlegte, so hielt er es für das seinige, und schrieb die Verbesserungen an die Stellen hin, wo sie auf dem Papier, das man ihm genommen hatte, stehen sollten.

Unter seinen auf diese Art beschriebenen Papieren war auch eine ziemlich richtige musikalische Composition. Ein Rohr hatte ihm zum Lineal gedient; er zog mit Hülfe desselben in gleicher Entfernung die fünf nöthigen Linien, setzte den Schlüssel und die übrigen musikalischen Zeichen an die gehörigen Stellen, schrieb hierauf die Noten hin, die er anfangs alle offen ließ, und wenn er zu Ende war, füllte er diejenigen Noten aus, welche ausgefüllt werden sollten. Die Worte waren darunter geschrieben.

Einmal begegnete es ihm, daß er sie mit zu großen Buchstaben schrieb, so daß sie nicht gerade unter den Noten, worauf sie sich bezogen, standen; er ward dieses Fehlers bald gewahr, wischte, um ihn zu verbessern, was er geschrieben hatte, mit der Hand wieder aus, und schrieb die Zeile mit der Musik weiter unten auf dem Papiere mit größter Richtigkeit wieder hin.

Einmal in einer Winternacht träumte ihm, daß er am Ufer eines Flusses spazieren ginge, und ein Kind hineinfallen sähe, welches in Gefahr wäre zu ertrinken. Die strenge Kälte hinderte ihn nicht, demselben zu Hülfe zu eilen; er warf sich eilends in der Stellung eines Menschen, welcher schwimmt, auf sein Bette, machte alle Bewegungen eines Schwimmenden nach, und nachdem er sich eine Zeitlang mit dieser Arbeit ermüdet hatte, fühlte er in einer Ecke des Bettes ein zusammengerolltes Stück von der Decke, hielt es für das Kind, ergriff es mit einer Hand, und bediente sich

der andern, um schwimmend wieder ans Ufer des Flusses zu gelangen, legte seinen Bündel an selbigem nieder, kam schauderud vor Kälte und mit den Zähnen klappend heraus, und sagte zu den Umstehenden, ihn friere, und er werde vor Kälte sterben; sein ganzes Blut sei wie Eis. Er forderte darauf ein Glas Branntwein, um sich zu erwärmen; weil keiner da war, gab man ihm Wasser, das sich im Zimmer befand; er kostete es, erkannte den Betrug, und forderte nochmals mit der größten Heftigkeit Branntwein, wobey er der Größe der Gefahr, worin er sich befände, erwähnte. Man brachte ihm hierauf ein Glas Branntwein; er trank es mit Vergnügen aus, und sagte, daß er sich nun viel besser befände. Indeß wachte er doch nicht auf, sondern legte sich ins Bett, und fing an, ganz ruhig zu schlafen. — Man erzählt von eben diesem Nachtwandler, daß man ihm nur die Lippen mit einer Feder zu berühren brauchte, um ihn von unangenehmen Gegenständen, von welchen er träumte, ab, und auf andere ganz verschiedene zu bringen.

Zum Schluß dieses Aufsatzes gebe ich noch eine alte Erzählung, deren Wahrheit man aber wohl nicht grade sehr genau wird nehmen müssen.

Ein Fuhrmann und ein Mönch hatten eine Reise zusammengemacht, und kamen ins Nachtquartier an, wo sie sich gütlich thaten und dann niederlegen wollten.

Freund, sagte der Mönch, vor dem Niederlegen, Ihr müßt nicht unruhig werden, wenn ich etwa des Nachts aufstehe, und umhergehe. Ich bin ein Nachtwandler, und wenn es mir ankommt, nehm ich mein Brevier, und fange an zu beten und zu singen, gerade so als ob ich in der Kirche wäre.

„Ei, sagt der Fuhrmann, da macht Euch keine Sorge, denn mir gehts auch so. Ich treibe des Nachts auch mein Fuhrwesen, als ob ich wachte; ich klatsche, peitsche die Pferde an, rufe, schreie, lenke, hot, har, hüh — Ihr braucht Euch auch nicht daran zu kehren."

Die Menschen legten sich beide nieder. Der Mönch stand zuerst auf; er ging im Schlafgemach hin und her; er murmelte vor sich hin, schrie und sang dann überlaut. Der Fuhrmann stand nun auch auf, ergriff seine Peitsche die neben ihm lag, klatschte, und rief: „Hot Schimmel; har Rappe;" und gab bei jeder Ausrufung dem armen Mönch, der statt Schimmels und Rappens dienen mußte, einen tüchtigen Hieb. Der Fuhrmann wurde über die widerspenstigen Pferde wild; die Peitschenhiebe vervielfachten sich, und wurden stärker; der arme Mönch, längst aus seiner Nachtwandelei erwacht, jammerte und schrie kläglich — aber der Fuhrmann erwachte unglücklicherweise nicht, sondern peitschte und hetzte den Mönch in alle Winkel der kleinen verschlossenen Kammer herum. „Du Bestie rief er, willst du nicht ziehen? — willst du hinten aus-

schlagen? — Ich schlage dich noch todt du Rakker!" setzte er mit einem derben Fuhrmannsfluche hinzu.

Der Fuhrmann hieb so lange, bis er den Arm nicht mehr rühren konnte — der Mönch schrie, brüllte, seufzte und stöhnte um Hülfe und Erlösung, aber seine Erlösung kam erst, mit der völligen Abmattung des Fuhrmanns.

„Ziehst du nun?" rief der Fuhrmann, indem er sich erschöpft niederlegte.

Die für den Mönch so unglückliche Nachtwandlung des Fuhrmanns, hatte doch einen glücklichen Erfolg. Nie ist dem Mönch die alte Krankheit des Nachtwandelns wiedergekommen.

Einiges von Menschenhaaren.

Auch auf dem Menschen gibt es ein Erzeugniß, welches ihn mit dem Pflanzenreich verbindet, und selbst mehr eine Pflanze zu sein, als einem Thier anzugehören scheint — es sind die Haare. Wie eine Pflanze entstehen sie aus einer Wurzel, die man mit einer Zwiebel vergleichen könnte, wie denn überhaupt das ganze Haar mit einem Zwiebelgewächse einige Aehnlichkeit hat, — wachsen, und sterben mit einer weissen oder weiß grauen Farbe ab.

Diese Wurzeln liegen unter einer Fetthaut, aus welcher die Haare entstehen, und man findet sie daher auch auf unnatürlichen Gewächsen, z. B. auf Speckgeschwülsten; ja man hat deren in dem Magen, und an andern innern Theilen des Körpers gefunden. Am Kopfe sind diese Haarwurzeln länglichtrunde Zwiebeln, dahingegen die Wurzeln der Haare der Augenlieder und Augenbraunen, eine kugelrunde Gestalt haben, und an andern Stellen, blos länglicht und dünn sind.

Diese Wurzelzwiebel ist aber nicht einfach, sondern besteht aus zwei übereinander gelegten sehr zarten Häuten, von welchen die innere mit Blut umflossen ist, wodurch das Haar ohne Zweifel seine Nahrung erhält.

Das Haar selbst besteht aus zwei Häuten oder Scheiden, indem es von jeder Haut der Zwiebel eine eigene Scheide erhält; bei seinem Durchbruch, durch die Oberhaut des Körpers, erhält es auch von dieser noch eine dritte Haut, oder einen Ueberzug, wodurch es noch stärker oder fester wird. Diese drei Hüllen schließen es bis zu seiner Spitze ein. Die innern Säfte, die das Haar enthält, verdunsten größtentheils, wenn es in die freie Luft kommt, und es wird hornartig, wodurch es sich dann den Nägeln nähert, mit welchen es auch beim Verbrennen, einen ähnlichen Geruch hat. Daß die Haare von da an, wo sie über die Oberhaut hervortreten, gefühllos sind, ist sattsam bekannt.

Betrachtet man die Menschenhaare durch das Vergrößerungsglas, so erscheinen die meisten rund, andere hingegen sind eckig, oder auch mehr oder minder platt. Das Haar selbst besteht aus einer Oberhaut, unter welcher, fünf bis sechs Bündel von feinen Gefäßen, der Länge nach aneinander hinlaufen, welche durch querlaufende Gefäße mit einander vereinigt, und gleichsam zusammengeknüpft sind. In der Mitte des Haares findet sich eine die ganze Länge durchgehende offene Röhre, worin, bei Lebendigen, eine Art Mark liegt, wodurch das Haar erst seine eigenthümliche Farbe erhält. Werden die Haare abgeschnitten, so wachsen sie vermittelst des Markes wieder, indem dieses immer weiter fortrückt, und auch die Scheiden, oder Ueberzüge zu einer Verlängerung nöthigt. Mit dem Verlust des Markes aber, wird das Haar ganz trocken und weiß, indem sie nur die Farbe der Oberhaut behalten. Auch pflegen sie alsdann durchsichtig zu sein, spalten sich leicht, und fallen aus.

Man findet Leute, die ihr dunkleres Haar, bis in ein hohes Alter behalten haben, dahingegen andere schon in früher Jugend graues Haar bekamen. Vorzüglich sollen Sorgen, Furcht und Schrecken auf das Grauwerden der Haare wirken, wovon man noch in den letztern Revolutionszeiten, in den Gefängnissen zu Paris mehrere Beispiele gefunden hat. Man erinnere sich, daß bei großer Furcht und Grausen es uns ist,

als ob die ganze Haut, namentlich die Kopfhaut, zusammengezogen würde.

Der Herzog Franz Gonzaga von Mantua, ließ einen seiner Verwandten, wegen des Verdachtes einer Verschwörung, ins Gefängniß setzen, wo die Todesstrafe an ihm vollzogen werden sollte. Am folgenden Morgen berichtete man dem Herzog, daß der Gefangene vor Entsetzen, eisgraue Haare in der Nacht bekommen habe, wodurch der Herzog so zum Mitleiden bewegt wurde, daß er dem Gefangenen das Leben schenkte.

Von mehrern Personen, die auf ähnliche Weise zu grauen Haaren kamen, weiß man, daß ihre Haare nachmals die vorige Farbe wieder erhielten. So hatte ein Mann aus Kummer über den Krebs graue Haare bekommen. Nachdem aber der Krebs glücklich ausgeschnitten und geheilt war, erholte sich das Haar wieder, und wurde aufs neue schwarz.

Die Menge der Haare auf gleichem Raum, ist an verschiedenen Stellen des Körpers sehr verschieden. Es fand jemand bei genauem Nachzählen, daß auf dem vierten Theil eines Quadratzolles

	Haare
auf dem Wirbel oder Scheitel des Kopfs	293
auf dem Hinterhaupte	225
auf dem Vorderhaupte	211
an dem Kinn	39
an verborgenen Orten	34
unter den Armen	23

Haare

auf dem Knochen des mittlern Theils der Hand, welcher zu dem kleinen Finger gehört 19

und auf der vordern Seite des Schenkels 13

standen. Hiernach könnte man nun berechnen, wie viel Haare auf dem ganzen Kopfe stehen möchten, wenn man nur die Fläche des Kopfes ausmessen wollte.

So wie die Haare an verschiedenen Stellen der Menge nach verschieden sind, so sind sie es auch der Dicke und der Farbe nach. Die dicksten Haare findet man an verborgenen Orten; nächstdem sind sie auf der Brust, dann unter den Achseln am stärksten; hierauf folgen der Dicke nach, die längern Haare der Nase, dann die Haare am After, hierauf die auf dem Kopfe, dann die der Augenbraunen, und am dünnsten unter allen sind die Haare der Augenlieder.

Der Farbe nach standen auf gleichem Raume der lichtgelben Haare am meisten; schwarzbraune etwas weniger, und der ganz schwarzen am allerwenigsten.

Was die Länge der Haare betrift, so ist sie bekanntlich, nach den verschiedenen Theilen des Körpers sehr verschieden. Die Kopfhaare, werden in der Regel nicht länger, als etwa eine Elle, doch hat man auch hier einige, wiewohl seltene, Ausnahmen von drei und vier Ellen. Das außerordentlichste Beispiel von einem langen Haarwuchse fand man an einem Zimmer-

meister in Eidam, dessen gemahltes Bildniß noch dort auf dem Prinzenhofe soll aufbewahrt werden. Dieser Mann trug seinen Bart bei der Arbeit beständig in einem Säckchen — ohne Zweifel, weil er einer so seltenen Zierde sich nicht berauben wollte. Ließ er seinen Bart frei, so reichte derselbe nicht nur, bis auf die Erde herab, sondern auch von da bis an die Mitte des Körpers hinauf — der ganze Bart maß 9 Fuß.

Die Haupthaare können jährlich drei bis vier Zoll wachsen, und das größte Gewicht derselben, wenn sie nämlich von Puder und Pomade gereinigt sind, soll nicht leicht über 20 bis 24 Loth betragen; doch soll nach Berechnungen die freilich sehr ungewiß sein mögen, Absalons berühmtes Haar, über zwei Pfund gewogen haben, denn auf so viel hat man die zweihundert Sekel nach Königsgewicht schätzen wollen.

Auch über die Festigkeit und Haltbarkeit der Haare hat man Versuche angestellt, und gefunden, daß ein fünf Zoll langes Haar ein Gewicht von $5\frac{5}{10}$ Loth trug, ohne zu zerreißen, ein acht Zoll langes trug ein wenig über fünftehalb Loth, ein zwölfzolliges gerade fünftehalb und ein vierzehn Zolliges vier und ein Viertheil Loth. Nach einem engländischen Schriftsteller trägt das Haar eines Kindes von 8 Jahren 7812 Gran (480 Gran machen eine Unze oder zwei Loth) — das Haar eines Jünglings von 22 Jahren trüge 14285 Gran und die Haare eines Mannes von 57 Jahren, sollen sogar, 103,091,296,725,000 Gran getragen

haben, wozu freilich ein etwas starker Glaube gehört, (vorausgesetzt, daß nicht irgendwo ein Schreibfehler obwaltet) indem dieß ein Gewicht gäbe, zu dessen Fortschaffung mehr Pferde erforderlich sein würden, als auf Erden nicht vorhanden sind. — Ohne den Fehler dieser Rechnung weiter zu untersuchen, ergibt sich doch aus dem Vorigen, wie es möglich gewesen ist, daß starke Menschen mit ihren Haaren große Lasten haben heben oder fortziehen können.

Zu Venedig sahe man einmal einen jungen Menschen, welcher auf einem Tische stand. An zwei starken Haarbüscheln, die ihm über das Gesicht herunter hingen, hatte er einen Strick befestigen lassen, welcher einem erwachsenen Esel um den Leib ging. War nun alles fest zugeschnürt, so hob er den Esel blos dadurch in die Höhe, daß er den zuvor niedergebeugten Kopf in die Höhe hob. Er hielt auf diese Weise, das zappelnde und ängstliche Thier über eine Minute lang in der Luft empor.

Auf die Haarfarben, scheint der Himmelsstrich einen bedeutenden Einfluß zu haben. Bei den Bewohnern der wärmsten, aber auch der allerkältesten Gegenden sind die Haare schwarz; in den nächst wärmern Gegenden findet man dieselben fast überall dunkel, in den nächst kältern aber die hellern, blondern und weißern Haare. Die Thiere des heißen Afrikas haben fast ohne Ausnahme dunkel gefärbte Haare, dahingegen in den kältesten Gegenden, manche Thiere, die unter ge-

mäßigten Himmelsstrichen dunklers Haar hatten, häufig ganz weiß werden z. B. die Haasen. Merkwürdig ist es, daß dieß auch nicht selten, mit den Federn der Vögel der Fall ist. Doch mag die Farbe der Haare nicht allein vom Himmelsstrich abhangen, denn wie vielfarbige Arten Haare findet man nicht unter uns, und überhaupt unter allen gebildeten Völkern.

In unsern Gegenden herrscht wohl die größte Verschiedenheit in den Haarfarben. Die gewöhnlichere Farbe dürfte wohl die braune sein, welche man in allen Schattirungen, vom dunkelsten, bis zum hellsten antrift. Unter den weißen und blonden finden sich zwei Arten, von welchen die eine ins Graue, die andere ins Gelbe übergeht, welches dann ins Goldgelbe, und bis zum brennend rothen steigt. Das goldgelbe Haar galt bei unsern alten Vorfahren, und bei den Römern für eine große Schönheit, und die Letztern bedienten sich zuweilen eines goldgelben Puders, ja ein Kaiser nahm sogar statt des Puders, den Goldstaub selbst.

Immer sind die Haare ein Gegenstand des Schmucks und des Putzes gewesen, und auf mannichfaltige Weise gekräuselt, geflochten, gebunden worden. Ganz haarlos sein, ist von den ältesten Zeiten an, für etwas Entehrendes gehalten *), und das Wort „Kahlkopf" war schon bei den Israeliten ein Schimpfwort. Dennoch ist gegenwärtig gerade im

*) Hat man vielleicht den ganz haarlosen Menschen, für einen Erzliederlichen gehalten?

Morgenlande die Sitte den Kopf zu scheeren, am allerhäufigsten, wogegen aber der Bart desto sorgfältiger gepflegt wird, und in einer ungemeinen Achtung steht. — Bei den Teutschen war in ältern Zeiten das Haarabschneiden, eine höchst beschimpfende Strafe, die aber jetzt nirgends mehr in Ausübung gebracht wird.

Eine eigene in Pohlen sonst sehr bekannte Krankheit, ist der Weichselzopf. Sie besteht darin, daß eine gewisse Feuchtigkeit aus den Haaren ausschwitzt, vermittelst deren die Gefäßbündel so fest aneinander kleben, daß sie durchaus von einander nicht zu trennen sind. — Man hat auch Fälle, wo die Gefäße nicht durch die Haut haben dringen können. Da sie gleichwohl aber fortwuchsen, so krümmten sie sich wurmförmig unter der Haut, und bildeten große Eitergeschwülste, aus welchen dann freilich, zum höchsten Befremden des Aberglaubens, und doch so natürlich, Haare herauskamen.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß das Haar des Menschen auch nach dem Tode noch eine Zeitlang fortwächst, und sich bei einbalsamirten Körpern, ungemein lange in seiner Gestalt erhält. Als man das Grab der Tullia, der Tochter Ciceros des berühmten Römers, am appischen Wege entdeckt hatte, fand man die Haare dieser Römerin nach anderthalb Jahrtausenden noch völlig unversehrt, gekräuselt, wie sie es ursprünglich gewesen waren, und mit goldenen Zierrathen geschmückt.

Zweite Abtheilung.

Unmenschlichkeiten.

Gerechtigkeit der Mamelucken in Aegypten.

Die Mamelucken sind nichts anders als ein militärisches Korps, welches größtentheils aus gekauften Sklaven ergänzt wird. Die Regierung des Landes ist fast allein in den Händen der Beis, unter deren Kommando diese Leute stehen, und die sich wenig an den Pascha kehren, welchen der Großherr oder Sultan nach Aegypten sendet. Dieser hat ihnen gar nichts zu sagen, und muß zufrieden sein, wenn er selbst unangetastet bleibt, und die gesetzlichen Abgaben für den Großherrn empfängt. So rauben und plündern also die Mamelucken, ohne daß ihnen jemand Einhalt thun darf.

Wie sie nun namentlich mit Christen zu Werke gehen, wird sich aus dem ergeben, was wir eben von dem engländischen Kaufmann John Antes, nach seiner eigenen Aussage erzählen wollen.

Antes hatte sich schon neun Jahre zu Cairo (Kahira) aufgehalten, und sich vor den Antastungen der Mamelucken glücklich gehütet. Er kannte ihre Bosheit und Tücke, und nahm sich daher desto mehr in acht. Indessen mußte er im November d. J. 1779 dennoch in ihre grausamen Hände fallen.

Antes wohnte in einem beengten Theile der Stadt, an einem Kanal des Nils, der von dem Oktober bis zum Julius einen um so unerträglichen Geruch von sich gab, da man alle Art Unflath in denselben ausleerte. Er erging sich daher, um reiner zu athmen, auf dem Felde vor Cairo, und nahm auch oftmals seine Vogelflinte mit, denn die Jagd der Taucher, Schnepfen, Strandläufer und anders Geflügels, steht hier jedermann, um so mehr frei, da sich der träge Türke nie die Mühe nimmt, sich mit der Jagd zu belustigen.

Im November des genannten Jahres hatte Antes mit dem Secretair des venetianischen Gesandten einen Gang aufs Feld gemacht, und war eben eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Heimweg begriffen, auf welchem sie noch einige Schnepfen schossen, als sie gerade, da sie vor dem Stadtthor angekommen waren, von einigen Mamelucken des Osman Bei erblickt wurden, welchen sie mit seinem Gefolge gar nicht wahrgenommen hatten, indem derselbe hinter einigen Schutthügeln ritt, deren es viele um Cairo gibt.

Zwei dieser Mamelucken sprengten sogleich mit gezogenem Säbel in der Hand, in vollem Gallop auf die Europäer los, und einige Leute zu Fuß liefen ihnen nach. Im Umsehen waren Antes und sein Begleiter ihrer Pelze und Shawls, und alles dessen beraubt, was nur irgend einigen Werth hatte. Dann forderte man von ihnen noch hundert Machbubs (türkische Zechinen, die ziemlich einen Dukaten Werth haben) und bedrohete sie, falls diese Summe nicht im Augenblick erlegt würde, sie zu dem Bei zu führen, wo es ihnen übel genug ergehen sollte.

Der arme Engländer zog seine Börse, die zwar von diesen Räubern angenommen, aber mit Verachtung ihm vor die Füße geworfen wurde, als man fand, daß nicht mehr als etwa ein zehn bis zwölf Thaler an Silbergeld darin war. „Dahkab! (Gold!) schrien sie. — Antes erwiederte er habe kein Gold bei sich, er wolle ihnen aber gern einige Goldstücke geben, wenn sie mit ihm nach seinem Hause gehen wollten. Die Mamelucken fluchten fürchterlich, weil sie ohne ausdrückliche Erlaubniß ihres Herrn nicht mitgehen durften. Indessen versammelten sich wohl noch zehn ihrer Raubgesellen zu ihnen, die alle „Dahkab" forderten, und da sie eben so wenig ihr Begehren erfüllt bekamen, die Drohung der erstern wiederholten, ihn zum Bei zu führen. Endlich sagte der Anführer der Bande: „So gehe selbst hin, und hole Gold! Dein Begleiter

bleibt indessen bei uns, und wenn du nicht wieder kommst, schlagen wir ihm den Kopf ab."

Der Venetianer weinte und zitterte vor Furcht so sehr, daß er selbst den Engländer jammerte, und dieser lieber allein in den Klauen der Raubthiere bleiben wollte. Er schickte daher den Venetianer ab, das Gold zu holen. — Aber, weil es dunkel zu werden anfing, durften die Mamelucken nicht so lange von ihrem Herrn abwesend bleiben, bis der andere zurückkäme. Einer von ihnen ritt daher zum Bei, und meldete ihm ohne Zweifel, daß sie einen Europäer erwischt hätten, an welchem sie wohl einen guten Fang würden gethan haben; und bald darauf kam er mit dem Befehl zurück den Gefangenen vor den Bei zu führen.

Hierauf nahmen ihn zwei Kerls zwischen ihre Pferde und führten ihn an den Ort, wo sich ihr Herr mitten unter seinem Gefolge niedergesetzt hatte.

Antes redete ihn an: „Ich stehe unter Ihrem Schutze!" — Jeder Türke, welcher nichts Böses im Sinne hat, antwortet hierauf: „Ihr seid mir willkommen!" Aber leider erfolgte diese Antwort nicht, sondern der Bei warf einen grimmigen Blick auf ihn, und fragte:

„Wer seid Ihr?"

Ich bin ein Engländer; war die Antwort.

„Ja; ja! schon recht. Ich merke schon. Ihr seid gewiß der Mensch, der neuerlichst dieß und das

gestohlen hat. Was habt Ihr sonst hier bei Nacht zu thun?"

Antes rechtfertigte sich, daß, obwohl es jetzt Nacht sei, so wär es doch noch eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang gewesen, als er wieder in die Stadt zurück gewollt habe. Da sei er seinen Leuten in die Hände gefallen, und aufgehalten worden.

Keine Antwort vom Bei erfolgte; aber einem seiner Offiziere gab er einen Wink, den Engländer aufs Schloß zu führen. Dieß lag etwas von der Stadt entfernt, und in einer Gegend, wo die meisten Beis eigene Häuser haben. Rings umher ist eine große Ebene, wo die Mamelucken sich in den Waffen üben. Jeden Monat hat hier ein Bei seinen Posten, um die Stadt zur Nacht gegen die Ueberfälle der Araber der Wüste zu schützen. Dießmal war die Reihe diesen Posten zu versehen, gerade an Osman Bei.

Nachdem der Befehl ertheilt war den Engländer wegzuführen, wollte dieser noch etwas sagen, aber er konnte vor den Leuten des Beis nicht zum Worte kommen. Einer stieß ihn da, der andere dort in die Rippen; andere spuckten ihm ins Gesicht, indessen einer ihm einen Strick von Dattelfasern um den Hals legte, welche viel rauher als Pferdehaare sind. Ein zerlumpter Kerl erhielt nun den Befehl den Gefangeren fortzuführen, welchen ein anderer mit Pistolen und Säbel als Wache begleitete. Der Weg ging an einem Garten vorbei, welcher mit Limonien, Pomeranzen

und andern niedrigen Bäumen besetzt, und mit einer niedrigen Lehmwand eingefaßt war. Antes hielt es für leicht, sich in diesen Garten zu retten — aber auch das Messer hatte man ihm genommen, mit welchem er sich den Strick abschneiden wollte.

Der Mensch, welcher ihn führte, sagte: „Gib doch der Wache Geld — sie läßt dich laufen.“ — Kaum hörte die Wache das Zauberwort Geld, als sie sogleich herangesprengt kam, und fragte ob er noch mit Gelde versehen sei? — Antes erwiederte, daß er gern alles geben wollte, was er bei sich habe, wenn man ihn nur frei ließe. In der That gab er den Beutel hin, welchen ihm die Mamelucken gelassen hatten. Die Wache nahm ihn, steckte ihn, ohne ein Wort in die Tasche, und der Gefangene — wurde fortgeschleppt, und ins Schloß gebracht. Hier führte man ihn in ein Loch, welches halb unter der Erde lag, legte ihm eine starke Kette um den Hals, deren Gelenke nicht kleiner waren, wie an einer Wagenkette, hing ein Vorlegeschloß davor, und befestigte aus andere Ende einen Klotz.

Antes durch Gehen, Angst und Anstrengungen aller Art erschöpft, war durstig geworden, und forderte zu trinken, welches ihm auch die Bedienten — vielleicht in Hoffnung einer Belohnung, brachten, und zwar so viel, als er begehrte. Aber um keinen Preis wollten sie ihm Feder und Dinte bringen, oder die Abgabe eines Briefs an einen seiner Freunde besorgen.

Antes fürchtete sich vor einer Erkältung, da man ihm ja Alles vom Leibe gerissen hatte, und es ihn zu frieren anfing. Vielleicht fror es ihn doch mehr vor Angst und Furcht, als vor Kälte; indessen bekleidete ihn niemand.

Nach Verlauf einer halben Stunde, kam der Bei mit allen seinen Leuten, welche Wachslichter vor ihm hertrugen, im Schloß an, und begab sich, als er vom Pferde gestiegen war, in eins seiner obern Zimmer, und schickte zwei Kerls ab, die dem Engländer die Ketten abnahmen, und ihn dem gestrengen Herrn vorführten. Während Antes die Treppe hinaufstieg, hörte er das unglückliche Werkzeug rasseln, womit man die Bastonade zu geben pflegt, und errieth leider wohl, welches traurige Schicksal ihm bevorstand, und sah es noch mehr, als er ins Zimmer trat, wo ein netter persischer Teppich ausgebreitet war, auf welchem man Leuten die Bastonade gibt, welchen man eine Art Auszeichnung erweisen will, indessen man ganz gemeine Leute ohne weitere Umstände auf den bloßen Fußboden niederwirft.

„Wer seid Ihr?" fragte der Bei.

„Ein Engländer" war die Antwort.

„Was ist Euer Gewerbe?" (wovon lebt Ihr?)

„Ich lebe von dem, was mir Gott bescheert, erwiederte Antes *)

*) Antes scheint in der That, auch nachdem er sein Schicksal beschrieben hat, nicht gewußt zu haben, welche für

„Nieder! nieder mit ihm!" schrie der Bei hierauf! Und als Antes wissen wollte, was eigentlich sein Verbrechen sei, war die Antwort:

„Du fragst noch Hund! was du gethan hast? Nieder mit ihm!"

Ein Kerl packte den armen Engländer, und streckte ihn auf den Bauch hin. Dieß ist bei solchen traurigen Gelegenheiten die gewöhnliche Lage, bei welcher die Beine, nicht ausgestreckt, sondern gerade aufwärts gerichtet werden, damit man die Fußsohlen desto besser treffen kann. Dann brachte man einen starken, etwa sechs Schuh langen Stock, an dessen beiden Enden eine Kette befestigt war. Diese Kette schlang man ihm um die Füße, und knebelte dieselben fest zusammen, indessen zwei mit kurzen Pritschen versehene Kerls die Füße in die Höhe hielten, und nun den Befehl zum Losschlagen erwarteten.

So lag der Arme, als sich ihm ein Offizier näherte, der ihm ganz leise ins Ohr flüsterte: „Laß dich doch nicht schlagen! Gib lieber dem Bei tausend Thaler!

ihn gefährliche Antwort er gab. Er bediente sich nämlich einer Redensart, welche den Arabern eigen ist, die vom Raube und Plündern leben, und die dadurch ihr Gewerbe andeuten. Hieraus wird man sich den folgenden Befehl des Beis erklären, und vielleicht vermuthen dürfen, daß Antes wohl um etwas besser würde durchgekommen sein, hätt' er das Gefährliche dieser Antwort gekannt und vermieden.

Gewiß er läßt dich los!" — Antes hätte die tausend Thaler gern gegeben; allein sobald er sie geboten hätte, würde der Bei gewiß einige seiner Leute abgeschickt haben, und diese hätten dem Engländer, nicht nur seine ganze Baarschaft, sondern auch noch eine sehr ansehnliche Summe genommen, welche blos bei ihm in Verwahrung lag, und einem andern gehörte. Entschlossen sagte Antes: Mafisch: (kein Geld!) und die Bastonade begann auf den Wink des Beis.

Anfangs war dieselbe erträglich. Ohne Zweifel rechnete man noch auf Geld, aber unser Engländer, der ohnedieß glaubte, daß sein Leben auf jeden Fall verloren müsse gegeben werden, und der traurige Beispiele ähnlicher Art kannte, bot doch kein Geld, sondern empfahl seine Seele Gott. Nachdem man ihn einige Zeit geprügelt hatte, und glaubte, nun würde er mürbe genug sein, flüsterte ihm der vorige Offizier wieder das Wort: Geld: in die Ohren — aber jetzt verlangte man zweitausend Thaler.

„Mafisch!" antwortete Antes, und nun wurde er so entsetzlich bastonirt, daß es ihm mit jedem Schlage auf die Fußsohlen war, als würde er mit einem glühenden Eisen getroffen.

Man überzeugte sich nun wohl, daß er kein Geld habe, aber man glaubte doch er würde Sachen von Werth besitzen, und gab ihm das leise zu verstehen. Antes wußte, daß gut gearbeitete Feuergewehre den Türken oft lieber als Geld sind, und bot eine schöne,

stark mit Silber beschlagene Flinte an, denn diese konnte ausgehändigt werden, ohne daß seine Geldkasse geöffnet wurde. Der Bei fragte den Offizier, was Antes gesagt habe, und der Offizier hielt einen Finger in die Höhe, machte eine hämische Miene und sagte: „Ein Schießgewehr."

„Schlagt auf den Hund zu!" rief der Bei, und nun hieben die Menschen mit allen Kräften los.

Wie entsetzlich auch anfangs der Schmerz war, so verlor er sich doch allgemach in Gefühllosigkeit, und es kam dem Geschlagenen so vor, als ob man auf einen Wollsack schlüge. Da nun alles Schlagen nichts half, so vermuthete der Bei, der Mensch möchte wohl arm sein, und rief seinen Leuten zu: „Laßt ihn gehen!" Hierauf machte man die Füße los, und zwang den Elenden kriechend in sein Gefängniß zu gehen, wo ihm die Kette wieder, wie zuvor um den Hals gelegt wurde, und als Antes die Stockmeister fragte, warum man ihn schlösse, da er seiner Füße wegen ja doch nicht entlaufen könne, antwortete man: „Der Bei wills so haben!"

Nach einer halben Stunde, ließ ihn der Bei wieder vor sich kommen. Die Kette wurde ihm abgenommen, und man brachte ihn, indem man ihm unter die Arme griff, bis ans Zimmer des Beis. — Hineingehen sagte man müsse er selbst, wo er nicht aufs neue die Bastonade haben wolle. In der That erwartete Antes nichts anders. Er wußte wohl, daß bei manchem die

Bastonade drei Tage hintereinander wiederholt worden war, und daß sie über zweitausend Streiche empfangen hatt . . — (Freilich können solche Unmenschlichkeiten nur sehr starke Naturen überstehen, die dann auch gewöhnlich auf Lebenszeit den Gebrauch ihrer Füsse verlieren. Schwächern Menschen stürzt schon bei sechshundert Schlägen, das Blut aus Mund und Nase heraus, und sie geben gewöhnlich bald ihren Geist auf).

Man dachte indessen nicht an eine neue Bastonade, sondern nur daran, wie man ihn mit guter Art los werden möchte.

Der Bei fragte einen seiner Offiziere: „Ist das der Mann von dem du mit mir sprachst?"

Der Mensch trat näher, besah sich den Kaufmann, den er dicht ansahe, als wollt er ihn höchst genau betrachten, schlug dann die Hände zusammen, und sagte laut: „Ei mein Gott ja, das ist Er. Es ist der „bravste Mann in Kairo; es ist mein vertrautester „Freund. (Wohl zu merken, Antes hatte diesen Menschen im Leben nicht gesehen). „Wär ich nur „gleich da gewesen, ich würde Ihnen seine Unschuld „betheuert haben."

Der Mensch machte noch ein langes Geschwätz, bis ihm der Bei in die Rede fiel und sagte: „So nimm ihn hin; ich überlasse ihn dir. Ist er um etwas gekommen, so sieh zu, wie du es ihm wieder verschaffst."

Antes mußte nun forthinken, bis er dem Bei aus dem Gesicht war. Dann ergriffen ihn zwei Leute seines neuen Freundes unter die Arme, und führten ihn in die Wohnung desselben.

Hier wurde ihm zu essen angeboten, aber der Appetit war dem armen Manne vergangen. Willkommener und wohlthätiger war ihm ein ziemlich gutes Bett, zumal da er fast ganz nackt war, und nichts von seinen Kleidungsstücken zurückbekam. Man hatte ihm nur einen alten abgetragenen Shawl zugeworfen.

Antes fragte warum man ihn denn so unmenschlich behandelt habe.

„Es kommt von Gott! Es steht so im Buche des Schicksals geschrieben," war alle Antwort die er erhielt.

Antes in seinem Unwillen erwiederte, es möge wohl eher vom Teufel kommen, und der gute Freund schien das auch gar nicht übel zu nehmen. Vielmehr salbte er ihm die Füsse mit einer Wundsalbe, und verband sie mit alten Lappen. Freilich war das nicht hinreichend dem Verwundeten eine schmerzenvolle, und schlaflose Nacht zu ersparen.

Am andern Morgen fragte der Wirth, ob sein Gast den Aufseher des Zollwesens kenne, und auf erfolgte Bejahung, machte er Anstalten, ihn zu demselben hinzubringen. Er ließ einen Esel vorführen, stieg aber selbst zu Pferde, und führte ihn nach der Stadt

zu. Nahe vor der Stadt sprach er zu Antes: „Nehmet doch die Lappen von den Füssen ab; es ist ja eine Schande, in diesem Aufzuge durch die Stadt zu reiten."

„Für mich ist es keine Schande, erwiederte Antes, aber wohl für die, welche mich in diesen Zustand versetzt haben."

„Es kommt von Gott" war die kurzsilbige Antwort.

Man kam bei dem Zollaufseher an, und dieser mußte noch eine hübsche Menge Geschenke, deren Werth auf 120 Thaler sich beliefen, an den sogenannten Freund und dessen Leute zahlen.

Sechs Wochen lag Antes, ehe er nur wieder an Krücken gehen lernte, über drei Jahre blieben die Füsse geschwollen, und noch nach zwanzig Jahren liefen dieselben bei starkem Gehen, sehr an. Nicht sowohl die Bastonade, als das Zusammenschnüren mit der Kette sollen dieß Uebel vorzüglich veranlaßt haben. Während des Krankenlagers, wurde Antes von mehrern Türken und Mamelucken besucht, welche er glaubte unter seine Freunde zählen zu dürfen, aber keiner derselben hatte einer andern Trost für ihn, als: „Es kommt von Gott!" Uebrigens wußte keiner ein Mittel Gerechtigkeit gegen einen solchen Unmenschen, wie Osman Bei war, zu erhalten.

Freilich kann man da keine Gerechtigkeit erhalten, wo von dem was Gerechtigkeit ist, oft nicht der entfernteste Begriff vorhanden zu sein scheint, und wo man sich jede grausame Willkühr erlaubt, falls sie nur etwas einbringt. Plünderungen machen die ganze Regierungskunst der Beis und ihrer Untergebenen Gehülfen aus. Die Fellahs oder Landleute in Aegypten, dürfen es sich daher gar nicht merken lassen, wenn sie einige Thaler Geld erworben haben, sondern sie verbergen dasselbe, und ihre strengen Gebieter müssen nichts bei ihnen sehen als Schutt, Lumpen und Elend. Stets muß der Fellah bedauernswerth scheinen, stets muß er klagen und jammern, um Mitleid zu erregen, damit ihn niemand in dem Verdacht haben könne, als besässe er etwas. — Nicht nur die armen Fellahs plündert man ohne Umstände aus, sondern man fordert auch die reichsten Leute vor, ohne nur die Mühe sich zu geben, einen Vorwand zu ersinnen — man fordert sie, und sie müssen die geforderten Summen zahlen, wenn sie nicht die Bastonade haben wollen, und in allen Rechtshändeln bekommt fast ohne Ausnahme derjenige Recht, der das meiste Geld bieten kann.

Zwei syrische Christen, welche einer um den andern die Zölle gepachtet hatten, waren zu großen Reichthümern gelangt, aber sie geriethen in einen Streit, bei welchem der eine einige Worte sagte, die dem andern sehr empfindlich waren. Voll Erbitterung ging dieser zum Bei in Kahira, an welchem eben das Kommando

war. „Die Stadt hat nicht mehr Raum genug, sprach er, für mich und für jenen. Ich verlange, daß du einem von uns beiden den Kopf abhauen lässest: willst du meinen Gegner hinrichten lassen, siehe so sind hier zehntausend Zechinen. Sie sind Dein."

Was er verlangte geschah auf der Stelle. Sein Gegner mußte erscheinen, und wurde hingerichtet. Man sieht zugleich, wie schrecklich hier selbst Christen sein können.

Wie fürchterlich die Wuth der Eifersucht bei dem Aegypter sich äußern könne, davon erfuhren die Franzosen ein Beispiel — doch muß man nicht glauben, daß die Eifersucht in Aegypten allein so schrecklich sei, sie ist es eigentlich im ganzen Morgenlande, und war es sonst im Abendlande auch sehr häufig.

Am zweiten Tage darauf, als die französischen Truppen aus Alexandrien marschirt waren, trafen einige Soldaten, nahe bei Beda, eine Frau in der Wüste, die ein kleines Kind auf einem Arme trug; mit dem andern Arm tappte sie in der Luft hin und her, um zu entdecken, ob irgend etwas in der Nähe sei, woran sie sich stoßen könnte. Die Soldaten werden begierig zu wissen, was dort eigentlich vorgeht, und gehen näher hin. Da sahen sie was sie leicht hätten vermuthen können, eine arme Unglückliche, der die Augen ausgestochen waren — ein junges Weib, in Gefahr mit dem Kinde das sie trug, vor Hunger und

Durst, in der öden Wüste zu verschmachten. Die mitleidigen Franzosen gaben der Verlassenen von ihrem Brod und Wasser; aber da stürzt sogleich ein Wüthender heran, der in der Ferne seine Augen an dem Opfer seiner Rache geweidet hatte. Er stürzt herbei, der Elenden das Brod uud Wasser zu entreißen, welches ihr das Leben erretten sollte. Halt! ruft der Wüthende; sie hat ihre Ehre befleckt; sie hat die meinige beschimpft — dieß Kind ist der Sohn ihrer Schande.

Die Soldaten wollen nicht leiden, daß der Unmensch ihre Gaben dem Weibe entreiße — aber das macht ihn rasend. Ein Dolchstoß stößt das Weib nieder; dann ergreift der wüthende Teufel das Kind, hebt es in die Höhe, und zerschmettert es am Erdboden, und nun blickt er trotzig die Umstehenden an.

Welche schreckliche Menschen! — Es scheint nicht als ob dieser allein so fürchterlich war. Die Menschen alle können es werden, nur die Menschen unter einem heißen Himmel werden es leichter. — Als die Franzosen auf einer Insel in Aegypten landeten, erfuhren sie, wie weit die tolle Raserei gehen kann. Die Weiber — die Mütter, muß ich sagen — ertränkten ihre Kinder, welche sie nicht fortbringen konnten, und die erwachsenen Mädchen verstümmelten sie. — O möge immer ein großer Theil, meiner jüngern Leser, diese Unmenschlichkeit nicht verstehen. — Eins derselben, war durch einen unglücklichen Schnitt außer

Stand gesetzt, eins der allerdringendsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Die Hindus in Hindostan gehören zu den sanftesten Menschen auf Erden (in „Natur und Menschen" ist das schon erwähnt worden) aber was sind ihre Fürsten? Ihre Subahs und Nabobs und alle ihre Gewaltigen?

Ich weiß nicht mehr, in welchem Orte Hindostans es war, wo eine böse Seuche herrschte. Die Einwohner legten ihre Kranken auf die Straßen — welches freilich wohl sehr widersinnig, aber doch einmal in Hindostans Sitten begründet sein mag. Der Subah wollte ausreiten; und sein Elephant wurde angetrieben, ohne daß man Rücksicht nahm auf die Elenden, die ihm nicht ausbeugen konnten. Wäre das Thier so grausam gewesen, als der Mensch, sein Herr, wie viele würden nicht halb zertreten, den Geist haben aufgeben müssen! — Aber das Thier war menschlicher. Es ging seinen Weg mit aller Behutsamkeit, und mit der erforderlichen Langsamkeit, um niemand zu beschädigen, ohne sich an das Treiben des Kornaks (Elephantenführers) zu kehren, der es in einen schnellern Trab bringen wollte, und da, wo es unvermeidlich auf einen Kranken hätte treten müssen, hob es denselben vorsichtig mit seinem Rüssel auf, und legte ihn bei Seite hin.

Herr Campbell war von den Truppen Hyder Alis, dieses bekannten indischen Fürsten gefangen genommen worden, und wurde unglaublich unmenschlich behandelt. Sein Freund Hall, mit dem er zusammengefesselt war, starb an seiner Seite, und er hatte fürwahr wohl Ursache, den Glücklichen zu beneiden. Campbell wartete den Morgen ab, in der Hoffnung, daß man ihn dann, von dem Leichnam befreien, und diesem die Fessel lösen werde. Des Morgens wurde auch wirklich dem Kommandanten von dem Tode Halls Bericht abgestattet; aber niemand kam den Leichnam wegzuschaffen. Es verging der Tag, es war wieder Abend geworden, und immer noch, war der unglückliche Campbell mit der Leiche seines Freundes zusammengefesselt, und auf die Anfragen der indischen Soldaten bei dem Kommandanten, erfolgte keine Antwort. Außer dem Schrecklichen, so lange an Freundes Leiche angekettet zu sein, kam noch das Schreckliche der Fäulniß, unter einem so heißen Himmelsstrich, wo selbst das Fleisch eines am Morgen geschlachteten Thieres, am Abend schon in Verwesung überzugehen anfängt. — Und doch blieb der Leichnam mehrere Tage und Nächte mit dem Lebenden, in Ketten geschmiedet, der keinen Athemzug thun konnte, ohne durch die Fäulniß verpestete Luft einzusaugen, die aus der Leiche empordampfte.

Heere von Fliegen und ekelhaften Insekten befielen die Leiche, und bekrochen alsdann zu Hunderten,

Hände, Gesicht und Speisen des Lebenden, der fast wahnsinnig geworden wäre. Endlich da, wie der Leichnam den höchsten Grad der Verwesung erreicht hatte, und fast in Stücken zu zerfallen drohete, willigte der Kommandant ein, den Todten hinweg zu schaffen.

Meine jüngern Leser dürfen nicht glauben, daß so empörende Grausamkeiten nur außerhalb Europa ihren Boden hätten; leider finden sich schreckliche Fälle auch in Europa immer noch nur allzuhäufig. — Für jetzt sei es genug nur einen zu erzählen, der aus den neuesten Zeiten entlehnt ist.

Der Freund der Menschheit hat noch nicht das Schicksal vergessen, das die Warschauer Vorstadt Praga im Jahr 1794 traf. Noch erst vor einigen Jahren hat ein alter polnischer Patriot den russischen Fürsten Subow, den man einer thätigen Mitwirkung zu Pohlens Unglück vorzüglich beschuldigt, bei seiner Durchreise durch Warschau nach Praga beschieden, um den Schatten der daselbst Erschlagenen im Zweykampf mit ihm Genugthuung zu geben.

Wie es bei der Eroberung Pragas hergegangen sein möge, und wie hart man durch dieselbe, an alle Greuel bei Magdeburgs Eroberung erinnert wird, ersieht man aus der Nachricht eines preußischen Offizianten, welche er als Augenzeuge geben konnte, und öffentlich bekannt machen ließ.

„Nach der Eroberung Praga's fuhr ich — so erzählt uns dieser Mann — von Warschau nebst fünf russischen Offizieren über die Weichsel dahin. Das Schauspiel, das sich mir dabot, preßte mir Thränen aus den Augen; 17 bis 18000 Menschen beiderlei Geschlechts, jung und alt, Mütter mit ihren Säuglingen, lagen in Haufen, die hoch aufgethürmt waren; zerstreut umher sah man Leichen von Soldaten, niedergestoßene Pferde, zerbrochene Wagen, Stangen, getödete Hunde, Katzen und Schweine, denn man hatte auch die friedlichen Hausthiere nicht verschont. Die Körper der Erschlagenen waren nackt; hin und wieder zuckte unter den Leichnamen ein Arm oder ein vorgestreckter nackter Fuß. Die ganze Stadt Praga war in Feuer und Rauch gehüllt. Häuser, Stallungen, Gartenzäune und Bäume brannten, unter den Flammen stürzten krachend die Gebäude zusammen, und die ganze Scene ward noch fürchterlicher durch das mancherlei Geschrei, welches dazwischen schallte. Wie Hügel lagen blutige Kleidungsstücke, die Beute der Sieger, aufgethürmt.

Ich bat einige Kosaken mir den Ort zu zeigen, wo ich die von den Pohlen vorher aufbewahrten preußischen Gefangenen anträfe. „Dort weiter hin gegen die Weichsel liegen sie," gaben sie zur Antwort: „wir kannten sie nicht, und sie starben im Sturm als brave Soldaten." Ich ging mit meinen Begleitern und einem Schwarm Kosaken an den mir angezeigten Ort,

und fand daselbst ungefähr 250 preußische Gefangene niedergehauen; unter ihnen lagen einige, welche noch laut winselten, und mir durch ihre Jammertöne das Herz zerrissen. Ich ließ sogleich die Haufen auseinander werfen, und zog mit Hülfe der Kosaken, welche gern diese menschenfreundliche Hülfe verrichteten, 32 Mann, welche noch Leben verriethen, unter den Haufen der Todten hervor. Die Kosaken luden die Unglücklichen auf ihren Rücken, und schleppten sie, so gut sie konnten, durch die Ruinen und über die Feuerplätze an das Ufer der Weichsel, wo ich sie auf Kähnen in mein Lazareth abführen ließ. Die Kosaken belohnte ich für jeden Geretteten mit zwey pohlnischen Gulden.

Als ich zum zweitenmal über die Weichsel fuhr, sah ich, daß sich die vorigen Haufen von Kleidungsstücken und andern Sachen ansehnlich vermehrt hatten. Die Russen wollten gern verkaufen, aber es durfte sich kein Kauflustiger sehen lassen. Sechzehn Juden, welche die Gewinnsucht dahin getrieben hatte, wurden sogleich bei ihrer Ankunft von den Kosaken auf Kriegesart empfangen. Sie ergriffen dieselben bei den Haaren, und stießen sie mit den Köpfen an die Wände, Mauern, Bäume oder Zäune, daß sogleich das Mark und Blut herausspritzte. Das Geld, das die Juden bei sich hatten, vertheilten die Kosaken unter sich. Mehrmals blitzten ihre Augen auf meine Person, aber ein preußischer Offizierrock vom Regiment Jung-

Schwerin, den ich anhatte, ein ganz neues Russisches Kordon auf meinem Hut, und ein dergleichen Portepee an meinem Säbel, schützten mich vor ihrer Habsucht.

Eine dritte Fahrt nach Praga verschafte mir ein ganz eigenes Vergnügen. Als ich an das jenseitige Ufer kam, hatte das Feuer schon so weit um sich gegriffen, daß ich mich nicht hinein wagen wollte. Das Tödten dauerte noch. Ein fürchterliches Kindergeschrei zog mich zu einem Hofe, aus welchem es erscholl. Eine Menge Judenkinder hatte sich dahin geflüchtet, und die Kosaken beschäftigten sich zum Zeitvertreibe sie todt zu schlagen. Ich bat sie inne zu halten, und mir lieber die Kinder zu verkaufen. Das thaten sie gern; ich bezahlte einen pohlnischen Gulden für jedes Kind, und rettete auf diese Art 35 Unschuldige vom Tode. Meine Begleiter riethen mir nicht lange zu säumen, damit der Handel die Verkäufer nicht reuen möge; und wirklich funkelten ihre Augen, indem sie ihre sichelförmigen Säbel schwangen. Ich eilte mit meinen Kindern über die Weichsel, wo mir von einigen Juden, welche sich am Ufer vorfanden, mein ausgelegtes Geld wieder bezahlt wurde.

Dritte Abtheilung.

Narrheiten.

Narren und Esel der Vorzeit.

Um die christliche Religion den Heiden annehmlicher zu machen — und — um die heidnischen Ausgelassenheiten, beizubehalten, hatte man mancherlei Feste der Heiden in das Christenthum aufgenommen, nur mit einigen Abänderungen. Die lustigen Saturnalien — ein wahres Karneval oder Fasching, wurden bald nachgeahmt, nur daß man dieselben, da sie eigentlich in die Mitte des Decembers fielen, auf Weihnachten verlegte. Hieraus entstand das Narrenfest.

Anfangs nahmen an den Thorheiten nur die Chorknaben Antheil — man betrachtete das Ganze als bloßes Kinderspiel; bald aber mischten sich die untern Kirchendiener mit in dieses Spiel ein, und selbst einige Laien; die vornehmern Geistlichen aber ergötzten sich durch Zuschauen. Man nannte daher damals dieses Fest, das Fest der Unterdiakonen, (subdiaconi) der Decemberfreiheit u. s. w. — Nach

und nach nahmen immer angesehenere Leute, an den Narrenstreichen Antheil.

Die jungen oder ältern Narren, trieben ihr Wesen von Weihnachten, bis zum Sonntag nach heil. 3 Könige oder nach Epiphanias. Der tollste Tag aber pflegte, der Neujahrstag, oder der Tag der unschuldigen Kindlein zu sein, daher auch das Fest oft von den unschuldigen Kindlein benannt wurde. In der Haupt und Kathedralkirche wählten sie sich einen Narrenbischof, der seinen Sitz auf dem bischöflichen Chor einnahm, das Hochamt hielt, oder in seiner Gegenwart halten ließ; sich Bischofsmütze und Kreutz vortragen ließ, und überhaupt alle geistlichen Gebräuche auf eine lächerliche und Hanswurstmäßige Weise verrichtete, und auf die nämliche Art den Seegen sprach. Die Narrenklerisei, war in Maskenkleidern dabei gegenwärtig, und beging nicht nur Narrheiten, sondern auch Schändlichkeiten, indem schändliche Lieder gesungen, schändliche Tänze getanzt wurden u. s. w.

In einigen Stiftern, die unter keinem Bischof standen, wählte man einen Narrenpabst.

Man hat noch von einem solchen Narren und Eselstage, ein vollständiges Ritual zu Sans (im heutigen Departement Yonne). Hier sangen erst fünf Bassisten, nach einem sonderbaren Halleluja, in falschen Tönen, die Verse:

Haec eſt clara dies, clararum clara dierum haec eſt feſta dies, feſtarum feſta dierum.

(Das iſt unter den herrlichen Tagen und Feſten, der Herrlichſte) Der Narrenbiſchof hielt das Hochamt, und ſeine Prieſter ſpielten indeſſen auf dem Altar mit Würfeln, aßen und tranken auf demſelben, und warfen ſtinkende Sachen, auf die heiligen Räuchergefäße u. ſ. w. In andern Gegenden, hielt man es ein wenig anders. — Eine Hauptſache dabei war, daß dem Volke ordentlich mußte zugetrunken werden.

Am erſten Tage des Narrenfeſtes, gab der Almoſenier — denn ein ſolcher geiſtlicher Herr hatte eine große Menge Bedienten und Offizianten — des Pabſts oder Biſchofs, dem Volke in einigen Verſen Ablaß, im Namen ſeines Herrn, und ſagte Verſe mit großer Feierlichkeit her. Der Inhalt derſelben war etwa folgender:

„Im Namen des Erzbiſchofs, meine Herrn!"
„der liebe Gott gebe Euch allen Unglück an der Leber,
„einen vollen Korb voll Vergebung, und ein Paar
„Finger voll Krätze unters Kinn!"

Am zweiten Tage gabs noch mehr ſolcher Geſchenke.

„Mein Herr, welcher gegenwärtig iſt, gibt Euch
„20 Körbe voll Zahnweh, und fügt den ſchon
„gemachten Geſchenken, noch einen alten Pferde-
„ſchwanz bei.

Die Priester waren völlig in Hanswurstkleidern verlarvt, oder als Thier maskirt. Einige aber waren so schamlos, sich dem Volke ganz nackt darzustellen. Demjenigen unter den Priestern, welcher sich bei diesen Bacchanalien am tollsten bewiesen hatte, wurde Bart und Kopfhaar abgeschoren.

In welchem Ansehen diese Raserei stand, ergibt sich sattsam daraus, daß niemand diesen Greuel tadeln durfte, welcher nicht für einen Ketzer gehalten, und in den Bann gethan sein wollte — ja ein hochgelahrter Pariser Doctor behauptete, dieses Fest sei Christo eben so angenehm, als das Fest der Empfängniß.

Mit diesem Narrenfeste hing das Eselsfest genau zusammen, ja man hat beide sogar für einerlei Fest halten wollen. Die erste Veranlassung zu demselben mag wohl die Erzählung von der Flucht der Maria nach Aegypten gegeben haben, wiewohl nach einer Handschrift in der Pariser Bibliothek die Absicht desselben war, diejenigen Propheten in Prozession vorzustellen die von Christo geweissagt haben.

Das schönste Mädchen des Orts, ritt auf einem prächtig aufgeschirrten und mit Kutten behängten Esel, mit einem Kinde auf dem Arm, durch die Straßen der Stadt, unter Begleitung des Pöbels und der Geistlichen, und dabei wurde ein Lied geschrien, unter welchem man, so natürlich als möglich das Eselsgeschrei nachzuahmen suchte. Bei dem Anfang des Fests

versammelte man sich an den Kirchthüren, und stimmte einen Gesang an, der sich also schloß:

Sint hodie procul inuidiae,
procul omnia maesta;
Laeta volunt quicunque
volunt asinaria festa:

(Fort heute, mit allem Verdruß und Bekümmernissen.
Fröhlich will sein, wer das Eselsfest feiert!)

Unter dem Gottesdienste stand der Esel neben dem Altar, und, wenigstens am Ende jedes Liedes wurde das Geschrei desselben nachgeahmt. Ja, zur höchsten Erbauung der Andacht, stimmte zuweilen der Esel selbst mit seinem Geschrei ein. Auch hatte man denselben wohl gewöhnt, eine Weile recht fromm am Altar zu knien. Nach gesprochenem Segen, schrie der Priester dreimal wie ein Esel, und die Gemeine antwortete auf gleiche Weise, statt des Amens, mit einem lauten Yahnen. Das Hauptlied, welches häufig an diesem Feste gesungen wurde, war folgendes, was ich für einen Theil meiner jungen Leser hersetzen will.

Orientis partibus,
aduentauit asinus
pulcher et fortissimus,
sarcinis aptissimus,
hez sir' ane hez! (heh messer asino heh!)

Hic in collibus Sichen
enutritus sub Ruben
transiit per Jordanem
saliit in Bethlehem
hez sir ane hez!

Saltu vincit hinnulos
damas et capreolos
super dromedarios
velox Mandianeos
hez sir ane hez.

Aurum de Arabia
thus et myrrham de Saba
tulit in ecclesia
virtus in ecclesia,
hez sir ane hez!

Dum trahit vehicula
multa cum sarcinula
illius mandibula
dura terit pabula
hez sir ane hez!

Cum aristis ordeum
comedit et carduum
triticum a palea
segregat in area
hez sir ane hez!

Amen dicas asine,
iam satur ex gramine
Amen amen itera
aspernare vetera
hez sir ane hez!

Meine des Lateinischen unkundige Leserinnen verlieren sehr wenig dabei, wenn sie den Sinn des köstlichen Lateins nicht verstehen. Es ist ein Lobgesang auf den Esel, der am Schlusse jeder Stanze, „Heh, Herr Esel Heh!" angesungen wird. Es wird gesagt, wie das schöne Packthier aus dem Morgenlande gekommen, über den Jordan nach Bethlehem gegangen sei, Gold, Weihrauch und Myrrhen getragen, Disteln und Dornen gefressen und in den Scheuern das Getreide ausgetreten habe. Zuletzt wird der Esel aufgefordert, sein wiederholtes Amen, durch ein ordentliches Yahnen zu schreien.

Bis in das funfzehnte Jahrhundert erhielt sich dieser Unsinn, und man war so verliebt darein, daß man selbst die gegen denselben gegebenen päbstlichen Befehle, nicht achtete. — Hätten wir eine recht ausführliche Geschichte dieser Narrheiten — oder vielmehr Verrücktheiten — sie müßte sonderbar erbaulich sein. — Mit ihnen hängt das Folgende — die Narrengesellschaft in Frankreich, genau genug zusammen.

Narrengesellschaft in Frankreich.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstand zu Dijon in Frankreich eine Narrengesellschaft, die sich Mère - Folie oder Mère - Folle nannte. Der Zweck derselben war, die letzten Tage des Karnevals auf eine recht lustige Weise zuzubringen. Zu dem Ende verkleideten sich die Mitglieder derselben an diesen Tagen in sonderbare Trachten, die aus Grün, Roth und Gelb zusammen genäht waren, setzten Mützen von den nämlichen Farben auf, die mit Schellen behangen waren, und trugen Stecken, wie sonst die Hofnarren trugen, nämlich lange, mit einem Narrenkopfe oben statt des Knopfs. Auf Leiterwagen durchzog nun die abentheuerliche Bande die Gassen von Dijon, wobey sie allerhand Lieder und Spottgedichte auf ihre Mitbürger absangen. Der Anführer hieß Mère - Folle. Wie ein Souverain hatte er seinen Hof, seine Leibwache, seine Oberbeamten, seinen Kanzler, Oberstallmeister, und alle Würden der Könige. Die Infanteristen des Zugs, die oft aus mehr als 200 Menschen bestanden, trugen ein Schild, auf welchem die Worte standen: stultorum infinitus est numerus (der Narren gibts unermeßlich

viel). An solchen Tagen speiste man auch gemeinschaftlich. Uebrigens hatte die Gesellschaft ihre Statuten, ihr Siegel, ihre Beamten und Vorsteher, und ein Ballhaus diente ihr zu den Zusammenkünften.

Wenn sich in Dijon etwas Lächerliches ereignete, z. B. wenn ein alter Mann ein junges Mädchen, oder ein Lahmer eine höckerichte Weibsperson geheirathet hatte, und dergleichen, so setzte sich die Gesellschaft sogleich in Activität. Auf gemahlten Wägen fuhr ein Chor singender Glieder der Gesellschaft voraus, und besang die drollige Geschichte der Zeit. Dann folgte ein Theater auf einem ungeheuer großen Wagen aufgeschlagen. Auf ihm stellten Mitglieder der Gesellschaft die gleich den berüchtigten Personen gekleidet waren, die eben vorgefallene Geschichte dar; dabei machte man mit Geigen Musik. Dies alles zusammen hieß die Mère-Folle marschiren lassen. Es war nichts Seltenes, daß man die vornehmsten Personen Frankreichs, ja Prinzen vom Geblüte selbst, z. B. Heinrich von Bourbon, unter der Gesellschaft antraf.

Diese Gesellschaft ward durch einen Befehl Ludwig des 13ten im Jahre 1630 aufgehoben, aber noch hat sich von ihr her der Gebrauch zu Niort erhalten, daß man einen Mann, der sich von seiner Frau hat prügeln lassen, auf dem Esel herumgeführt. Erst vor wenigen Jahren noch hat eine solche Prozession statt gehabt. Ein Mann nämlich zu Saint-Eanne in der Nachbarschaft von Niort hatte sich von seiner Frau

schlagen lassen, und dies wurde bekannt. Sogleich kamen nun die Einwohner von Saint = Maixent, la Mothe = Saint = Heraye, Exoudun, Pamprou und Saint = Eanne, an der Anzahl 1200 zusammen, ausgerüstet mit Kesseln, Triangeln, Bockshörnern und Feuerzangen, bemächtigten sich ihres Delinquenten, setzten ihn auf den Esel, und traten den Marsch mit ihm unter der abentheuerlichen Musik auf den obenbenannten Instrumenten an. Ungeachtet der allgemeinen Lustigkeit fiel nicht die mindeste Unordnung vor. Die ganze Gesellschaft stand unter den Befehlen eines General = Commandanten, dessen Ordres mit unerbittlicher Strenge vollzogen wurden. Der Marsch, das Maas Wein und Essen, das einer verzehren durfte, war genau bestimmt; so durfte einer nicht mehr als eine halbe Bouteille Wein trinken, und wer dieses Maas überschritt, dem wurden die Gläser zerschlagen.

Der Narrenorden in Teutschland.

Die Narren haben, wie wir sehen, immer und überall in der Welt Aufsehen gemacht, und waren auch eine lange Zeit an den Höfen teutscher Fürsten, bei Prälaten, Aebten, bei den Stadtmagistraten u. s. w. wichtige Personen. Ihren Muthwillen, oder ihre Freiheit vielmehr, mochten sie wohl, im Vertrauen auf den

Schutz ihrer mächtigen Herren, allzuweit treiben, und Kaiser Maximilian sahe sich genöthigt das Gesetz zu geben, „jeder solle seinen Narren also halten, daß er niemanden beschwerlich falle," und die Stadt Lüneburg hatte vorher schon verorduet, wenn ein durchreisender Possenreißer, einen braven Mann lächerlich machte, so sollte man ihn zuvörderst Besserung angeloben lassen. Dann gab man demselben drei Würfel in die Hand, und er mußte so viel Strafe erlegen, als er Augen geworfen hätte. Doch, um der Narrheit nicht allzunahe zu treten, waren die Narren des Magistrats selbst von dieser Strafe ausgenommen.

Was die Dichter und Bänkelsänger noch heut zu Tage bei den Negern und andern Völkern sind, waren damals diese Narren so ziemlich bei den Teutschen — Sänger und Instrumentalisten, Mimiker u. d. gl. die vorzüglich bei großen Festgelagen unentbehrlich schienen. — Die Hofnarren an teutschen Fürstenhöfen, sind noch in frischem Andenken z. B. der Obrist von Rosen, Peter Klaus u. s. w.

Das Narrenwesen war ehemals so in Ansehen, daß der letzte Graf zu Cleve, Adolph der 2te im Jahre 1381 einen Narrenorden, oder eine Geckengesellschaft stiftete, unter welche sich viele Grafen und Herren aufnehmen ließen, die als Ordenszeichen die Figur eines Narren auf dem Rocke trugen, dessen Kappe und Jacke roth und silbergewürfelt, die schwarzen Schuhe aber mit langen krummen Schnäbeln versehen waren.

Die Strümpfe mußten gelb sein, und die goldenen Narrenschellen durften an Kappe, Schuhspitzen, Armen und Leibe nicht fehlen. Dieses Ordenszeichen war entweder von Silber gearbeitet, oder auf den Rock gestickt, und es stand eine, für Arme bestimmte Strafe darauf, wenn ein Ordensglied ohne seinen Orden ging. Auch wurde jährlich ein Ordensconvent gehalten, auf welchem jeder, der nicht triftige Abhaltungsursachen aufführen konnte, zu erscheinen verpflichtet war. Uebrigens scheint, was diese Menschen trieben, nicht närrischer gewesen zu sein, als das, was ganz ernsthafte Gesellschaften auch treiben.

Einige Proben altrabbinisches Unsinns.

Meinen jungen Lesern sind vielleicht manche Fabeln und Erzählungen alter Rabbinen bekannt — denn man findet manche derselben auch in Jugendschriften, — welche eine echte Weisheit enthalten. Ich will ihnen aber hier Proben von einer Art ungeheures Unsinns geben, der sich ebenfalls von Rabbinen herschreibt, und einen traurigen Beweis gibt, wie weit die Vernunft des Menschen, auch wenn derselbe noch nicht verrückt ist, sich vergessen könne. — Proben, die um

so auffallender sein müssen, wenn man erwägt, daß sie von den Lehrern eines Volks kommen, welches so vortrefliche Religionsbücher hatte, als kein Volk älterer Zeit. Es sind Dinge darunter, die man sich versucht fühlen möchte, für eine Art Gotteslästerung zu halten, wenn sie jemand je im Scherz hervorgebracht hätte, und die uns den Seegen besserer Religionserkenntnisse, recht schätzbar machen.

Ich will es zuerst erwähnen, daß, nach den Rabbinen, Adam anfangs so groß war, daß er von einem Weltende bis zum andern reichte, und daß er dem Schöpfer bald selbst zu groß schien, daher ihm dieser die Hand auf den Kopf legte, und ihn so zusammendrückte, daß er nur noch tausend Ellen behielt; — daß Gott die Eva erst schmückte und ihr den Haarzopf flocht, und sie dann tanzend und springend dem Adam als Braut zuführte; — daß Gott drei Stunden des Tags, zur Erholung von seinen Arbeiten, mit dem Leviathan spielt; daß er sich mit den Rabbinen im Himmel disputirt, und oft gegen sie Unrecht behält, ja oft selbst in einer zweifelhaften Frage, einen Rabbinen zum Schiedsrichter aufruft; — daß Gott jeden Morgen zu sich selbst betet, daß er seinen Willen thun möge; und daß er „Wehe! wehe!" über sich selbst ruft, daß er wie ein brüllender Löwe dieses Wehe durch die Nächte ruft, darüber, daß er seinen Tempel zerstört und sein Volk unglücklich gemacht hat, und

Thränen der Reue vergießt, bis sein Volk wieder zu Jerusalem wird eingezogen sein. — Ja bis dahin wird er aus seiner himmlischen Wohnung ausziehen, und der Thau des Himmels wird sein Haupt benetzen, bis zum Augenblick von Israels Befreiung; aber sein größtes Unglück wird sein, daß er nicht mit seinem lieben Leviathan wird spielen können.

Vorzüglich scheint hiernächst die rabbinische Unvernunft in Uebertreibungen aller Art zu bestehen. Ihre Größe Gottes bestand in einer ungeheuren körperlichen Größe. Er war nämlich, nach den Berechnungen der Rabbinen zwei Millionen und 360,000 Meilen lang. Aber was für Meilen? Nicht solche kleine Dinger, wie sie auf Erden üblich sind, sondern Gottesmeilen sind es, deren jede 100,000 Gottesellen hält, die aus vier Gottesspannen, und einer Handbreit besteht. Eine Gottesspanne aber, nach irdischem Maaße, geht von einem Weltende bis zum andern, und der Himmel und aller Himmel Himmel sind nur eine solche Gottesspanne breit; die Erde aber mit allen Abgründen ist einen Gottesfuß lang, und eben so breit.

Nach einem andern Rabbi ist zwar Gott lange so groß nicht, aber doch noch groß genug; nämlich vom rechten Arm bis zum Linken, 770,000 Meilen, und vom rechten Auge bis zum Linken 300,000 Meilen (welche Verhältnisse!) die Hirnschale hält 30,000 Meilen Länge und Breite, und dennoch die Kronen auf

dem Kopfe 600,000 Meilen Länge; der Bart aber ist 11500 Meilen lang.

Man darf sich nicht wundern, wenn sich die Aussagen der Rabbinen und ihre Behauptungen widersprechen, denn, ganz ernstlich gemeint, hat dennoch jeder vollkommen recht, und wer ein Rabbi ist, der ist untrüglich — natürlich, da er ja gegen Gott selbst Recht behalten kann.

Der Vogel Bar juchne legte Eier, deren eins, wenn er es aus seinem Neste warf, weil es etwa faul geworden war, dreihundert Zedern niederriß, und mit seinem Safte 60 Dörfer überschwemmte. —

Der große Hahn Sis, reicht mit seinem Kopfe über das Firmament, und kräht im Himmel die Nachtwachen. Sein Fuß steht bis aus Schienbein im Meere, wiewohl das Meer so tief war, daß eine Axt, die ein Zimmermann hineinfallen ließ, sieben Jahre nöthig hatte, ehe sie den Grund erreichen konnte. —

Eine Gesellschaft Rabbinen ging einmal in eine Wüste spatzieren, und sahe große Gänse, die so fett waren, daß ihnen die Federn ausfielen, und aus ihren Bäuchen ganze Flüsse Fett ausflossen. Der Rabba Bar Chana wollte gern wissen, ob die Rabbinen auch wohl eine Portion von diesen Fett-Gänsen, in der künftigen Welt bekommen würden. Er wandte sich an die rechten Leute, die ihm ohne Zweifel diese Fragen am Besten beantworten konnten, — an die Gänse

selbst. Und da hob die eine Gans den Flügel, und die andere das Bein auf; anzudeuten, daß sie ein jeder zu seiner Portion, einen Flügel und ein Keulenstückchen haben sollten.

Ein anderer Rabbi sahe einen großen Frosch; der war so groß wie das Dorf Akra, welches 60 große Häuser enthielt. Eine große Schlange kam und fraß den Frosch, und wie sie denselben gefressen hatte, kam ein großer Rabe, und verschlang die Schlange, und dann setzte er sich auf einen großen Baum.

Der Leviathan ist nach den Rabbinen ein großer Wallfisch, wiewohl andere den Teufel selbst darunter verstehen. Dieser frißt die andern Fische, unter welchen einige 600 Meilen lang sind. Der liebe Gott bedachte wohl, daß ein solches Ungeheuer vielen Schaden anrichten könnte, deswegen verhütete er es, daß sich derselbe fortpflanzen möchte. Das Weibchen des Leviathans aber schlachtete er gar, und pöckelte es ein, um die Rabbinen nebst dem Volke Israels im ewigen Leben damit zu bewirthen.

Die heiligen Juden im ewigen Leben, werden wachsen und bis neunhundert Ellen groß werden. — Der Glanz der Sonne wird dreihundert und drei und vierzig mal stärker werden, als er gegenwärtig ist, und der Mond wird leuchten wie die Sonne. Der Weitzen wird dann auf Erden hoch, wie ein Palmbaum wach-

sen, und damit niemand Mühe haben möge das Mehl aus den Körnern zu mahlen, so wird Gott einen gewaltigen Wind ausgehen lassen, welcher gegen den Weitzen blasen, und das Weißmehl desselben auflösen wird. Dann geht der Gerechte hinaus und holt sich eine Handvoll — die wenigstens zehn Malter enthält. — Ein Weitzenkorn wird so groß sein, wie die beiden Nieren des größesten Ochsen. Eine Taube wird alsdann das größeste Schiff anfüllen, und aus jeder Beere, wird man, wie aus einem Stückfasse, rothen Wein abzapfen können. Die Dornen selbst werden edle Früchte bringen — und die Fruchtbarkeit wird so groß werden, daß jeder Israelit wird 600,000 Kinder bekommen.

Für den berüchtigten König Og zu Basan, der schon mit bei der Sündfluth war, waren zur Leibes Nothdurft und Nahrung jährlich erforderlich 365,000 Stück Ochsen, 365,000 Stück Rindfleisch, und 365,000 Maaß Getränke. Es war wirklich wenig, was der Mann seiner Größe nach aß, denn das Wasser der Sündfluth, welches doch vierzig Ellen hoch, die höchsten Berge überströmte, reichte ihm kaum bis an die Fersen. Vater Noah erhielt denselben während der Sündfluth mit Vorrath aus seinem Kasten. Zur Dankbarkeit dafür setzte er sich auf Noahs Kasten, und ritt auf demselben, wie auf einem Pferdchen.

Wie groß die Beine dieses Heidenprinzen waren, ergibt sich aus des Todtengräbers Abba Saul Erzählung. — Dieser verfolgte einmal ein Reh. Das Reh flüchtete sich in einen hohlen Knochen, und Abba Saul war rasch hinter her; drei Meilen lief er, ohne daß er das Ende absehen konnte, — dann kehrte er um. Hinterher erfuhr er, daß das Schienbein dem Könige Og zu Basan einst gehört hatte. Die Fußsohlen dieser königl. Majestät waren vierzig Meilen lang, und übrigens war er doch eigentlich Elieser, Abrahams Knecht, welcher sechzig Städte erbauete, deren kleinste sechzig Meilen hoch war, der dem Abraham von dem König Nimrod geschenkt wurde, nachdem Abraham unversehrt aus dem Feuer herauskam, worein ihn Nimrod hatte werfen lassen.

Abraham war nach dem Talmud nicht größer als 74 Menschen oder etwa 450 Fuß — aber nach einem teutschen Rabbiner, war sein Schritt drei Meilen, und er mußte also 6 Meilen groß sein. Er erbauete aber selbst nach dem Talmud seinen siebenzehn Söhnen die er mit Ketura zeugte, eine Stadt von massivem Eisen, die höher war, als die Sonne am Himmel steht. Die Sonne konnte also nicht in die Stadt scheinen; damit nun doch die armen Söhne Abrahams Licht hätten, gab er seinen Kindern eine Schüssel voll von jenen leuchtenden Perlen und Edelsteinen, deren sich Gott einst bedienen wird, die Welt zu erleuchten.

Moses wollte gern auf der Welt leben bleiben, und bat Gott ihn nicht sterben zu lassen; Gott machte Schwierigkeiten, wiewohl Moses bat, ihn als ein vierfüssiges Thier, oder doch als einen Vogel nur, der mühsam sein Futter suchen müsse, auf Erden zu lassen. Gott schlug es ihm ab — es ginge unmöglich an, meinte er; und — Moses ergab sich.

Da nun Moses Stunde gekommen war, so erhielt der Engel Gabriel den Auftrag von Gott, ihm die Seele seines Knechtes zu bringen; Gabriel ist aber dazu viel zu empfindsam, und sagt: er könne denjenigen unmöglich sterben sehen, der allein so viel werth wäre, als alle sechsmalhunderttausend Juden zusammen, die er aus Aegypten geführt habe. — Michael soll dann hingehen, und die Seele des Mannes abfordern. Aber der Erzengel Michael entschuldigt sich: „O Herr der Welt! Ich war sein Lehrer — Er mein Schüler!! wie könnte ich ihn sterben sehen!"

Sammael der böse Geist, und zugleich der Engel des Todes, übernahm nun den Auftrag den die vorigen ablehnten, und übernahm ihn mit Vergnügen! Er rüstete sich aus mit dem Schrecken des Zorns, gürtete das Schwerdt des Todes um, und zog an alle Grausamkeit. Sammael zog aus, und ersahe schon von ferne den Moses, der aber eben, in den letzten ablaufenden Augenblicken seines Lebens saß, und den heiligen Namen Gottes schrieb. Wie da der Glanz

seines Angesichts strahlte, dem Glanze der Sonne gleich, da überfiel den grausamen Engel des Todes eine heftige Furcht, und er zweifelte selbst, ob ein Engel mächtig genug sei, dem Moses seine Seele zu nehmen. — Er stand vor Moses; aber er konnte ihn nicht anreden. — Moses der ihn schon lange gesehen hatte, hub selbst an:

Moses. Die Gottlosen haben keinen Frieden! Was willst Du?

Sammael. Ich bin gesendet, deine Seele zu holen.

Moses erzählt nun, welch ein außerordentlicher Mensch er sei, und welche Thaten er gethan habe; und spricht, es sei ihm unter allen Lebendigen keiner gleich. — Sammael getraut sich nicht ihn anzugreifen, und zieht ab, und berichtet dem Allerhöchsten, wie es ihm gegangen sei. Aber er bekommt nochmals von Gott den Befehl, Moses Seele zu bringen.

Sammael gehorcht. Das Schwerdt des Todes aus seiner Scheide gezogen, erscheint er vor Moses. Dieser wird aufs Höchste aufgebracht, nimmt einen tüchtigen Stock, auf welchem der heilige Name stand, und durchprügelt den Todesengel gewaltig damit. Dieser entflieht, aber Moses eilt ihm nach, ihn immer zerbläuend, reißt ihm das Horn seiner Herrlichkeit von der Stirne, und schlägt ihm ein Auge aus.

Endlich kam der Allmächtige selbst vom Himmel herab nachdem er zuvor seinem Diener verheißen hatte, selbst für die Beerdigung desselben zu sorgen, und kam in Begleitung seiner vorzüglichsten Engel. Michael bereitete dem Sterbenden ein Bette, Gabriel legte ein feines Leinentuch auf das Kopfkissen, und Moses Seele, und Gott fingen nun ein Gespräch an, nachdem sich Moses zuvor erst, in die Lage eines Gestorbenen gelegt hatte. — Mit Thränen im Auge bückte sich Gott, und nahm mit einem Kusse Moses Seele zu sich.

Was die Rabbinen von sich selbst halten mögen, da sie untrüglich sind, läßt sich leicht erachten. — Wer Theil hat an einer Mahlzeit, wo ein Rabbi anwesend ist, sagt einer derselben, für den ist es eben so gut, als genösse er den Glanz der göttlichen Majestät — Ein anderer: Wer einen Rabbi zu Tische bittet, für den gilt es eben so viel, als ob er täglich opferte — Wer einem Rabbi seine Tochter zum Weibe gibt, für denselben eine Mühe übernimmt, ihm Güter schenkt, der ist gleichsam mit Gottes Majestät vereinigt.

Um der Juden willen ist die Welt geschaffen; um ihretwillen leuchtet Sonne und Mond; ja Gott hat die Juden überall auf Erden zerstreut, damit er die Völker allenthalben seegnen könne — sonst hätten sie nichts bekommen können.

Alle Buchstaben konnten reden, noch ehe sie erschaffen waren; ja die beiden hebräischen M hatten das Glück, daß Gott so zärtlich mit ihnen that, in Worten, Umarmungen und Küssen, daß sie vor Freuden zu singen anfingen.

Das Gesetz legte einmal einen Sack an, stellte sich vor Gott hin, und sagte: „Herrscher der Welt; ich klage. Deine Menschen haben mich zu einer Zither gemacht, auf welcher die Heiden Musik machen." „Was sollen sie anders thun, liebe Tochter, antwortet Gott, wenn sie vergnügt sind und vollauf zu essen haben?" — „Herr der Welt, spricht das Gesetz im Sacke; sie sollten mit mir und den Propheten umgehen, oder wenn sie die Mischna und Gemara studirt haben, so sollten sie mit diesen umgehen."

Hin und wieder liegt doch auch da und dort in der rabbinischen Weisheit manches gute Körnchen. Wir wollen zum Beweis zwei Erzählungen anführen, die indessen jedoch so außerordentlich viel Vorzügliches nicht haben, als manche darin zu finden glaubten.

Der Teufel und Noah bestellten einmal das Feld zusammen. Der Teufel pflanzte einen Rebstock, und schlachtete an demselben zuerst ein Schaaf; dann einen Löwen, zuletzt ein Schwein, und beträufelte den Stock mit ihrem Blute. — Also ist der Mensch

sanft beim ersten Becher, muthig beim zweiten, viehisch beim dritten.

Tharah, Abrahams Vater, ein Götzendiener und Töpfer, verfertigte Götzenbilder zum Verkauf, aus Thon. — Da Tharah verreisen mußte, sollte Abraham indessen den Verkauf besorgen. Kam ein Käufer, so fragte ihn Abraham: wie alt bist du? dann lachte er den Menschen aus, der schon so alt sei, und einen Götzen kaufen wollte, der erst seit gestern und heute wäre gemacht worden. Die Käufer schämten sich, und gingen. Ein altes Weib kam zuletzt, und brachte ein Maaß Mehl um es den Götzen zu opfern. Abraham ergrimmt darüber, zerschlug alle Götzen, und gab dann dem größesten unter ihnen, den er verschonte, den Prügel in die Hand, und sagte dem wiedergekommenen Vater: die Götzen hätten sich über das Mehl gestritten — jeder hätte etwas haben wollen, und da wäre der Größeste endlich böse geworden, und hätte die andern todgeschlagen, um das Mehl allein zu behalten.

Tharah den der Betrug des Sohns ärgert führt denselben zum König Nimrod, damit er bestraft werde. Dieser verlangt Abraham soll das Feuer anbeten. — Abraham antwortete, das Wasser ist mächtiger, es löscht das Feuer aus. — „So bete denn das Wasser an!" — Nein, die Wolken enthalten das

Wasser! — „Nun so bete die Wolken an!" — Auch nicht, der Wind verjagt sie ja. —

Nimrod ergrimmt, da er sich verspottet sieht, und will den Spötter seinem Gott, dem Feuer, opfern — aber Abraham kam wohlbehalten aus dem Feuer heraus. — Erstaunt über dieses Wunder, beschenkte Nimrod den Abraham, mit dem König Og zu Basan.

Verrücktheit in Titulaturen.

Die tollen Albernheiten in Titulaturen und Großprahlen — an welchen es denn leider auch in Europa nicht fehlt, — hat man doch im Morgenlande unstreitig am weitesten getrieben. Namentlich sind die Fürsten Hindostans darin über alle Maaße ausschweifend.

Mögen meine Leser sehen, was sie zu folgenden Titeln sagen, die sich der Sultan Auho Allum, Maharaiah de Rajah gab, welcher Sultan von Menangcabow auf Sumatra war.

„Der Sultan Menangcabow, dessen Residenz „Paggarudschug ist, welcher — (sehr bescheiden) „König aller Könige ist, und Sohn des Rajah „Izurdeezulcar = Rainny und Mukununto „besaß, welches der Prophet Adam vom Himmel „gebracht hat; Herr des dritten Theils vom Walde

„Makummat, welcher unter andern Holz zum
„Fliegen enthält; Herr der mit dem Barte des
„Dschandschih, aus dem Palaste der Stadt Rom
„gezierten Lanze, deren Feste in dem Monat Dul-
„hadschih gefeiert werden, wo alle Alims, Pü-
„kiahs (Fakirs) und Mulanokarrihs Gott
„loben, und bitten; — Herr des Goldes von zwölf
„Körnern, genannt Kudarat, Kudarattih,
„welches einem Menschen gleicht; — welcher seine
„Schatzungen in Gold nach dem Lessang (Scheffel)
„empfängt; — dessen Betelgefäß von Gold, und mit
„Diamanten besetzt ist; — welcher Besitzer des
„Schwerdtes ist, genannt Kurihse-Mendang-
„Dschirih, welches 190 Scharten hat, die es in
„dem Gefechte, mit dem Erzteufel Se Kattih
„Muno erhielt, welchen es erlegte; — welcher Herr
„ist des frischen Wassers im Ozean, so weit ein Schiff
„in einem Tage segelt; — Besitzer einer Lanze aus
„einem Zweige des Idschu; — eines Kalewang,
„welches in einen ungemachten Chinday gewickelt
„ist und eines aus der Seele des Stahls verfertigten
„Dolches, welcher seinen Widerwillen durch sein Ge-
„räusch ausdrückt, wenn er in die Scheide gesteckt
„wird, und sein Vergnügen, wenn er herausgezogen
„wird; — Herr einer Dattel, die so alt ist als die Welt;
„Besitzer eines vom Himmel gekommenen Feuers-
„gewehrs, Namens Subahanahuuatanatla;
„eines Pferdes von dem Geschlechte Sorimbera-

„nih, welches alle andere übertrift; — Sultan „des brennenden Berges, und der Berge Guntang „Guntang, welche Palembang und Dschambih scheiden; welcher nach seinem Gefallen tödten „kann, ohne eines Verbrechens schuldig zu sein; Besitzer des Elephanten Settih Dewa; Statthalter „des Himmels, Sultan des goldenen Flusses und „Herr der Luft und der Wolken; Herr eines Balli „dessen Pfeiler von der Staude Dschelattang „sind; — der Gandangs (Trommeln) die aus den „heiligen Zweigen der Stauden Pulut und Silo„surih verfertigt sind; — der Gong (auch wohl „eine Art Trommel) welche bis zum Himmel tönet; „des Büffels Se Biun nuang Sattih, dessen „Hörner zehn Fuß von einander stehen, des unbesiegten Hahnes Sengunanih, des Kokosbaumes des„sen erstaunliche Höhe und die Schlangen und Würmer womit er besetzt ist, ihn zu ersteigen unmöglich „machen; — der Blume Sirih Mendschirih „von himmlischem Geruche; — der, wenn er sich „schlafen legt, nicht eher erwacht, als bis der Gan„dang Nolet ertönet; — dessen ein Auge wie die „Sonne, und das andere wie der Mond ist u. s. f.

Ein anderer Sultan eben dieses Reichs, läßt von sich sagen, daß er schon in den Wolken da gewesen sei, ehe noch die Welt erschaffen wurde. Daß er mit den größten Gaben, und mit der tiefsten Weisheit ausgerüstet sei, so viele zinsbare Könige zu regieren. Seine

Gerechtigkeit und Gnade würden in den entferntesten Ländern empfunden, und würden bis ans Ende der Tage verehret werden. Wenn er seinen Mund öffnete, so sei er voll Güte, und seine Worte so angenehm als Rosenwasser. Sein Athem sei wie der sanfte Wind des Himmels, und von seinen Lippen gingen Gerüche süsser als Benzoe und Myrrhen; Ambra und Moschus dufteten die Nasenlöcher, und seine Gesichtsfarbe glänzte wie Diamanten. Er sei schrecklich, unüberwindlich in Schlachten, und es gleiche ihm schlechterdings keiner an Tapferkeit.

Nachdem er nun, ganz anspruchslos, wie man sieht, seine Eigenschaften hererzählt hat, erwähnt er nun auch alle Raritäten die er besitzt; nämlich den Zeug Sanfista Kallah, der sich selbst webt, und jährlich einen Faden von feinen Perlen hinzuthut, und wenn der Zeug fertig sein wird, wird die Welt nicht mehr sein. — Er hat das Schwerdt, Se Mandang Dscherei, welches 190 Scharten auf dem Schlachtfelde erhalten hat, und womit Kattin Muno getödtet ist. Der Dolch Hangin Singa haut und sticht von selbst, und er hat schon viele Nationen damit bezwungen. Auch besitzt er ein Stück Geld in Gestalt eines Menschen, welches ihm von einem Gott der Wälder ist gegeben worden. — Vieler andern Schnurpfeifereien die er sich zu besitzen rühmt, will ich nicht weiter erwähnen.

Thorheiten des Geitzes.

In der Mitte des Jahrs 1804 starb zu Kork in England der Schottländer Wigram, welcher ein Vermögen von mehr als 700,000 Thaler hinterließ, die er sich theils durch seinen Geitz erspart, aber mehr noch durch seine Spekulationen erworben hatte.

Da er zuerst in die öffentliche Welt eintrat, so trank er jeden Abend, in einem stark besuchten Gasthause ein Nößel Bier. Alle Stöpsel von den Flaschen nahm er mit, deren er nur immer habhaft werden konnte. Innerhalb acht Jahren, hatte er so viele gesammelt, oder vielmehr gestohlen, daß er sie für 180 Thaler verkaufen konnte. Diese Summe machte den ersten Stamm zu seinem nachmaligen Reichthum, welcher schnell anwuchs. Aber eben so wuchs sein Geitz. Wenige Tage vor seinem Tode, konnte man ihn nicht dahin bringen, sich einige Pfund Fleisch zu kaufen, um eine gute Suppe davon zu kochen. „Ja, sagte er; die Suppe hätt' ich wohl gern; aber Fleisch mag ich nicht; und was sollte denn aus diesem werden? — Nein ich lasse kein Fleisch kaufen!" Während er einen solchen Kauf zu theuer fand, hatte er um seinen Hals

einen schmutzigen Beutel, worin dreihundert Guineen waren. Mit diesem Halsschmuck, starb er.

Ein andrer eben so reicher als geitziger Mensch in England, Cuttler hieß er, reiste immer zu Pferde und ganz allein, um so wenig Aufwand als möglich zu machen. Kam er des Abends in einem Gasthofe an, so stellte er sich, als sei ihm nicht wohl, damit man ihn nicht zum Essen nöthige, für welches er hätte bezahlen müssen. Vom Stallknecht ließ er sich ein wenig Stroh ins Zimmer bringen, um es in die Stiefeln zu stecken, ließ sich dann ein Bette zurecht machen, und legte sich nieder. War nun der Knecht fort, so stand er wieder auf, zündete das Stroh aus den Stiefeln bei seinem Lichte an, und bratete sich am Feuer desselben einen Hering, mit dem er sich versehen hatte. Dieser, nebst etwas Brod, welches er ebenfalls in der Tasche mit sich führte, und eine Flasche Wasser, machten ihm eine herrliche Abendmahlzeit, und der Wirth hatte keinen Gewinn. Von einigen andern englandischen Geitzigen, von den berüchtigten John und Harvey Elves und von Dalzer, will ich ein andermal Nachricht geben.

Auch in Teutschland würden wir manchen merkwürdigen Geitzigen finden, wenn wir nur eigends darum suchen oder vielmehr, nur darauf merken wollten. —

So lebte vor länger als einem halben Jahrhundert in einer bekannten teutschen Stadt, ein reicher Mann, der mit einem Vermögen von mehr als zweimalhunderttausend Thalern starb, und niemand hinterließ als zwei Töchter. Er hatte sich dieses Geld durch glückliche Pachtungen erworben, und verschloß sich mit seinen Schätzen und Kindern in sein Haus, welches er in der Stadt hatte. Sein und der Kinder Abendessen bestand im trockenen Brod, und dieses wurde nicht so reichlich zugetheilt, daß man nicht bei völlig gutem Appetit hätte bleiben können.

Ein wachsamer Haushund, war fast halb verhungert, und doch that es seinem Herrn weh, dieses nützliche Thier beköstigen zu müssen. Der Gedanke, seine Schätze, ohne Beihülfe dieses Wächters zu schützen, peinigte unsern Mann. Er fand endlich, glücklich einen Ausweg. Er bemühete sich einige Wochen das Bellen des Hundes bis zur Natürlichkeit nachzuahmen, und mit dem Eifer, wie er das Werk begann, mußte es ihm freilich wohl gelingen. — Welch ein glücklicher Gedanke! Hier ließ sich ein doppeltes Profitchen machen. Man ersparte nicht nur die Kost des Thieres, sondern man konnte es auch noch für einige Groschen verkaufen. — Der Hund wurde verkauft, und unser spekulative Kopf, ohnedieß des Nachts bei jedem kleinen Geräusch wach, stieg vor Mitternacht, und nach Mitternacht, einigemal aus seinem Bette auf,

und bellte mit aller Kunst und Macht zu seinen Fenstern hinaus.

Es konnte nicht fehlen, daß sich nicht zu den Töchtern dieses Mannes mehrere Freier hätten finden sollen. Man wußte ja, welche reiche Parthien sie waren. Aber die Freier hatten kaum ein Wort vom Heirathen merken lassen, so wurden sie zum Hause hinausgetrieben. Seine Töchter wäre unser treflicher Finanzirer wohl gern losgewesen — was ließ sich nicht an Kost und Kleidung ersparen! allein beim Worte Heirath dachte er an Mitgift und Ausstattung. — Fatale Gedanken für ihn! Ein junger Mann, ein Verwandter unsers Geitzigen wußte indessen diese Gedanken zu beseitigen. Er besuchte den reichen Vetter, er machte sich ihm gefällig, denn er sprach von schlechten Zeiten, und von Sparsamkeit, als von der ersten und einzigen Tugend, und beiläufig sagte er auch einmal, da man von den Töchtern des Hauses sprach, daß, wenn er sich auch entschließen könnte, eine zu heirathen, er doch kein Geld und keine Ausstattung verlange. — Das waren liebliche Worte für das Ohr des Vaters, — und in wenigen Tagen, war unser junger Vetter bestimmter Bräutigam der einen Tochter, und der Alte selbst hatte sie ihm mehr angetragen, als er sie gefordert hatte. — Unser junger Mann ließ einen andern Verwandten kommen, unterrichtete ihn, wie er sich zu benehmen habe, und in kurzer Zeit, war ihm die zweite Tochter zugesagt.

Ueberglücklich war unser Hausvater am Tage der Verlobung. Er wurde zwei zehrende Geschöpfe los, die er ja nicht wie den Hund, hatte verkaufen dürfen; er konnte des Jahrs an dreißig Thaler ersparen. Im Uebermaaß seines Glücks, gab er einen herrlichen Abendschmaus, denn er holte eine alte, halb verschimmelte Knackwurst, und bediente, nebst ein wenig Brod, die Töchter und Schwiegersöhne damit.

In eine sehr gute Berechnung hatte ein Kaufmann in einer berühmten teutschen Handelsstadt, den Geitz seines Arztes genommen. Er schickte demselben mit jedem Neujahr, und nach etwas langwierigen Kuren, außer der reichlichen Bezahlung, auch noch ein Dutzend Flaschen mit Champagner, und er hatte den Vortheil davon, daß unser Arzt, ihn und sein Haus, bei seiner starken Praxis, am besten bediente.

Der Arzt starb, und seine wahrhaft lachenden Erben, hatten eine reiche Erbvertheilung. Sie freuten sich des Thoren, der nur für sie gespart hatte, und machten sich bei der Vertheilung einen guten Tag. Dem Champagner sollte zugesprochen werden, von welchem ein reicher Vorrath vorhanden war. Sie bedauerten nur, daß ein großer Theil der Flaschen verdorben zu sein schien, welche sie bei Seite legten. Von den übrigen wurde eine Flasche geöffnet; aber kein Knall trieb den Stöpsel, kein Dampf kam aus der Flasche, keine Perlen stiegen in der Flasche empor.

Man schenkte ein — man kostete, und man fand, — recht gutes reines Wasser. Man öffnete die zweite, die dritte — man öffnete alle Flaschen — und siehe in allen, war nur Wasser.

Die Flaschen waren von dem Kaufmann. Dieser Schlaukopf hatte sehr richtig angenommen, daß ein Geitzhals, wie sein Arzt, nimmermehr einen so theuren Wein, wie der Champagner ist, anrühren würde, wiewohl derselbe bei längerem Liegen verdirbt. Er hatte daher den Champagner lieber selbst getrunken, die Flaschen mit Wasser füllen, sie auf Champagner Art mit Pech und Drath wieder zumachen lassen, und sie alsdann dem Arzte verehrt, der ihm tausendfältige Danksagungen dafür machte.

Vierte Abtheilung.

Merkwürdigkeiten aus der Natur.

Luftreise des Kapitain Sowdens mit Garnerin.

Meine Leser, die schon manche Seereise mögen gelesen haben, sollen nun auch einmal eine Luftreise lesen.

Seit der Erfindung der Luftbälle durch die Gebrüder Montgolfier, hat man verschiedene Versuche gemacht, Nutzen von dieser Erfindung zu ziehen, aber erst in neuesten Zeiten, ist man darin etwas vorwärts gekommen, wiewohl noch nicht so weit, daß man hoffen dürfte, einen Luftball bald eben so gewiß richten und führen zu können, wie ein Schiff auf dem Wasser. Indessen sind mancherlei merkwürdige Entdeckungen in den letzten Jahren gemacht worden, die wenigstens zur Erweiterung der Naturwissenschaften beitragen, wenn sie auch nicht sogleich aufs bürgerliche Leben anzuwenden sind. Namentlich hat sich Hr. Prof. Robertson, durch zwei im Jahre 1803 zu Hamburg angestellte Luftfahrten, manches Verdienst erworben. Der

Franzose Garnerin, der vor einigen Jahren die berühmtesten Städte Teutschlands mit seinen Luftfahrten belustigte, hatte keinen andern Zweck, als Geld zu verdienen, und Hr. Hermbstädt zu Berlin, konnte das Glück nicht erlangen, mit ihm aufzusteigen. Wie wir sehen, so war der Kapitain Sowdens in London glücklicher.

Doch zur Sache.

„Als wir zuerst aufstiegen, so lautet Sowdens Erzählung, verspürten wir einige Regentropfen. Nachdem wir ungefähr die Höhe von 3000 Fuß *) erreicht hatten, bat ich den Herrn Garnerin nicht eher höher zu steigen, als bis wir über die Stadt (London) weggefahren wären, damit die Einwohner das Vergnügen, uns zu sehen, genießen möchten. Wir fuhren also über London weg, und in einer kleinen Entfernung davon stiegen wir durch einige sehr dicke Wolken, in welchen ich drei verschiedene Lagen unterscheiden konnte, in die Höhe. In der untersten Lage zeigte das Quecksilber im Wetterglas 15 Grad (wahrscheinlich ist das Thermometer gemeint), und ich mußte meinen Oberrock anlegen; als wir aber immer höher kamen, wurde die Luft immer milder, und nach und nach stieg das Quecksilber auf 5 Grade über die Sommerhitze. Die Bewegung des Fahrzeugs war jetzt ganz

*) Eine geographische Meile hat nach gewöhnlicher Rechnung etwa 23,700 Fuß rheinländisch.

unmerklich, und wir fühlten nicht mehr davon, als wenn man auf einem Lehnstuhl im Zimmer sitzt. Ich schlug nun dem Herrn Garnerin vor, unsere Proviantkästchen hervorzuthun, wo wir Schinken, ein gebratenes Huhn, Gebackenes und zwei Bouteillen Mandelmilch fanden, denn Wein oder andere geistige Getränke würden wegen der dünnen Luft gefährlich gewesen sein. Die Kälte der Wolken hatte uns Appetit gemacht, und so aßen wir mit vielem Behagen. Jetzt theilten sich die Wolken unter uns, und das Land gewährte uns einen unvergleichlich schönen Anblick. Entweder ist die dünne Luft daran Ursache, oder das starke Licht, das die Erde zurück wirft, genug ich fand, daß meine Augen, die sonst sehr blöde sind, so scharfsehend wurden, daß ich die kleinsten Gegenstände auf der Erde leicht erkennen konnte; die Erde kam mir wie ein großes Panorama oder eine Landkarte von ungefähr funfzig Meilen im Umkreiß vor, wo wir nicht nur die verschiedenen sich durchkreutzenden Wege und Abschnitte auf derselben mit den Augen verfolgen konnten, sondern sogar auch das Geleise der Wege und die Furchen der Aecker unterschieden. Das Gehör war feiner als auf der Erde, denn in der Höhe von 15000 Fuß konnten wir das Rasseln der Wagen auf den Landstraßen, das Brüllen des Rindviehes, und den Zuruf der Leute, die uns (? wohl nur den Ballon?) sahen, deutlich vernehmen, (??) ob wir gleich zur nämlichen Zeit uns selbst kaum sprechen hören konnten; und ich bin

überzeugt, daß jemand auf der Erde bei einer starken Stimme, und mit einem Sprachrohr, vollkommen von jemanden, der so hoch, wie wir, in der Luft sich befände, vernommen werden könnte *). Ueberhaupt fiel mir das auf, daß ich gerade das Gegentheil von allem fand, was man gemeiniglich von den obern Regionen annimmt. Eine große Anzahl berühmter Gelehrter, welche genaue Kenntnisse davon zu haben vorgaben, versicherten mich, daß die Kälte zunehmen werde, je höher ich steigen würde; dafür fand ich, daß die Hitze mit der Höhe zunahm, so daß ich meinen Oberrock und meine Jacke ablegen mußte. Auch glaubt man allgemein, daß das Herabsehen von einer so stupenden Höhe einen so schwindlig macht, daß man nicht fest zu sitzen im Stande ist; ich aber sah mit einem so ungewöhnlichen Vergnügen herab, und empfand nicht das Mindeste vom Schwindel, hingegen machte das Herumschauen in dem weitausgedehnten Gesichtskreiß um mich herum meine Augeu so blöde, daß ich oft einiger Minuten Zeit bedurfte, ehe ich wieder ganz hell sehen konnte. Ich empfand keine Beschwerde beim Athemholen, noch urangenehme Stöße, oder sonst etwas bei der Bewegung des Ballons; denn

*) — Also in dieser Höhe hörte Sowdens den Zuruf der Leute vernehmlich — und sogleich darauf ist er überzeugt, daß jemand mit starker Stimme und einem Sprachrohr von der Erde aus sich bis zu dieser Höhe vernehmlich machen könnte?? — —

ob wir gleich mit unermeßlicher Geschwindigkeit dahinfuhren, verspürten wir doch nicht den mindesten Wind oder Druck der Luft, vielmehr war die Windstille so groß, daß die Flaggen, die wir in unsern Händen hielten, und die, mit denen der Ballon ausgeschmückt war, herabhingen, und sich nicht bewegten. Ich bemerkte, daß zwischen jeder Lage der Wolken nicht nur die Atmosphäre, sondern auch der Wind um verschiedene Grade sich abänderte; denn als wir von London aus durch die erste Wolke durchfuhren, änderte sich der Wind, der vorhin ungefähr Südwest gewesen war, in Südsüdost, wodurch wir über St. Alban's in Herfordshire kamen: Als wir noch höher stiegen, wurde der Wind fast West, wodurch wir über den Eppinger Forst getrieben wurden, den ich ganz deutlich unterschied: er sah wie ein Stachelbeergebüsch aus. Dadurch wußte nun Herr Garnerin auf der Karte unsern Weg anzugeben, wo er fand, daß wir uns bald über der See befinden müßten; nicht lange darauf entdeckten wir sie auch ganz deutlich. Herr Garnerin sagte, daß er nun keinen Augenblick verlieren dürfte, und daß wir mit aller möglichen Geschwindigkeit herabfahren müßten, und zugleich deutete er auf eine sehr dicke Wolke, die gerade unter uns war, und sagte: „Sehen Sie dieß närrische Ding, da müssen wir hindurch, halten Sie sich nur fest an, es kann ein bischen Halsbrechens geben." Ich erwiederte: „von Herzen gerne." Wir öffneten nun die Klappe, und san-

ten mit aller Schnelligkeit. Als wir in die Wolke hineinstürzten fand ich, wie Herr Garnerin vermuthet hatte, daß sie so viel Wind und Regen enthielt, als mir nur je im Leben vorgekommen ist. Die Anziehung des Wassers, die Gewalt des Windes, und die immerwährende Auslassung von Gas durch die Klappe schleuderte uns mit solcher Gewalt gegen die Erde, daß ich der Erfüllung der Prophezeihung des Herrn Garnerin entgegen sah. Herr Garnerin behielt aber alle seine Gelassenheit und Geistesgegenwart bei, und da wir mit solcher Schnelligkeit sanken, so befahl er mir an, in dem Augenblick, wo die Gondel die Erde berühren werde, mich an den Reif, der an den Boden des Netzes befestigt war, auf welchem die Gondel hing, zu halten, und mich selbst im Netze aufzurichten, wodurch wir uns allein vor der Gefahr, in Stücken zerschmettert zu werden, schützen könnten. Der Ballon stieg aber nicht unmittelbar von der Erde wieder in die Höhe, sondern trug uns, dem Boden parallel, mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit fort, und das eine ziemliche Strecke weit, ehe der Anker fest saß. Nun glaubten wir uns gerettet, da wir nahe an einem Bauernhause waren, aus welchem mehrere Menschen heraus kamen, und uns zusahen; aber ungeachtet wir ihnen Stricke zuwarfen, und um Hülfe riefen, so waren sie so bestürzt, daß weder Drohungen noch Bitten sie vermochten, uns beizustehen; denn wie ich nachher hörte, hielten sie uns für zwei Hexenmeister,

da es eine für sie ganz ungewöhnliche Erscheinung war, daß zwei Männer mit der Eile eines Couriers aus den Wolken niederfuhren. In dieser Lage befanden wir uns drei Minuten lang, als ein neuer Windstoß unser Ankertau zerriß, und wir wieder 600 Fuß hoch in die Höhe fuhren.

Bei der Eilfertigkeit, die Stricke für die Bauern zurecht zu machen, hatte Herr Garnerin das Seil, das die Klappe (Ventil) öffnete, aus der Hand fahren lassen, wodurch nun diese von dem Wind wieder zugedrückt wurde. Er verlangte nun, ich sollte mich bemühen, es wieder zu fangen, was mir auch am Ende gelang, indem ich im Netz hinauf kletterte, wobei mir aber der Wind die zinnernen Röhren, wodurch das Seil lief, und welche am Boden des Ballons festgemacht waren, mit solcher Heftigkeit gegen mein Gesicht stieß, daß mir bald alle Besinnung vergangen wäre. Nachdem ich es erreicht hatte, stiegen wir wieder nieder, wurden aber mit solcher Gewalt kreutzweiß hin und her geworfen, bald gegen die Erde, bald gegen die Luft zu, daß ich dem Herrn Garnerin öfters den Vorschlag that, den Ballon zu verlassen und uns zu retten; er verwarf ihn aber immer und erinnerte mich an mein Versprechen, ihn nicht zu verlassen. Mittlerweile wurden wir gegen mehrere Bäume geschleudert, deren einer uns bald das Leben gekostet hätte; denn da ich meinen Rücken gegen den Baum zugekehrt hatte, erhielt ich einen solchen Schlag an

meinen Kopf, daß ich der Länge lang in die Gondel hinstürzte, und da Herr Garnerin mir helfen wollte, wäre er beinahe darüber über Bord gefallen, und zwei Stricke rissen entzwei, die die Gondel hielten. Zu gleicher Zeit aber rissen einige Aeste Löcher in den Ballon, und Herr Garnerin rief: „der Ballon ist zerrissen, und wir sind gerettet.“ Ein frischer Windstoß machte uns vom Baume los, und wir kamen zum zweitenmal auf die Erde, aber mit einer minder heftigern Erschütterung nieder. Wir stiegen nun aus, aber mit so erschöpften Kräften, daß wir uns nur mit Mühe dem Ballon nachschleppten, der noch 200 Schritt weit wegflog, wo wir ihn ganz in unsere Gewalt bekamen, indem wir uns auf ihn legten, und so das übrige Gas ausdrückten. Es regnete so stark, daß ich dem Herrn Garnerin vorschlug, den Ballon im Felde liegen zu lassen, und ein Haus aufzusuchen, wo wir Obdach und Erfrischungen fänden.

Der Durchmesser dieses Ballons ist ungefähr 20 Fuß, der Umfang 1200 Fuß und der Inhalt beträgt mehr als 8000 Cubikfuß. Die entzündbare Luft oder das Wasserstoffgas, das ihn ausfüllt, ist ungefähr 13mal leichter, als die atmosphärische Luft; ein Cubikfuß entzündbare Luft wiegt 41½ Gran, indeß die nämliche Masse atmosphärische Luft 538 Gran wiegt. Die entzündbare Luft zusammen, die im Ballon war, wog also 44 Pfund, indeß eben so viel atmosphärische Luft 562 Pfund gewogen haben würde.

Wenn man nun annimmt, daß das Gewicht des Ballons und der Gondel 100 Pfund betragen hätte, so würde der Ballon bei einer Vermehrung des Gewichts mit 400 Pfund in der atmosphärischen Luft geschwommen sein, indem dann ihre beiderseitige specifische Schwere einander gleich gewesen wäre. Wäre aber die Last in der Gondel leichter als 400 Pfund, so würde der Ballon mit einer diesem verminderten Gewicht verhältnißmäßigen Geschwindigkeit aufsteigen. Da aber der Ballon in einem Fluidum aufsteigt, das um so dünner wird, je höher man kommt, so hört der Ballon zu steigen auf, wenn seine specifische Schwere wieder mit der dieses Fluidums gleich ist. Will man nun höher steigen, so muß man Ballast auswerfen, und der Ballon steigt wieder, bis wieder ein Gleichgewicht zwischen ihm und der Luft statt hat. Will man niedersteigen, so ist eine Klappe an dem Ballon, welche einwärts geht, und welche durch einen Strick aufgezogen wird, und nun fällt der Ballon in dem Maaße, als Gas ausströmt.

Der Adler kann in einer Minute 6013 englische Fuß weit fliegen, Herr Garnerin's Ballon aber mag sich 6492 Fuß weit in der nämlichen Zeit bewegen. Ein Falke Heinrichs des Zweiten, Königs von Frankreich, flog von Fontainebleau weg, und wurde 24 Stunden nachher auf der Insel Malta gefangen. Dieß Thier hatte also 1000 englische Meilen in 24 Stunden gemacht, war also in einer Minute 3696 Fuß weit

geflogen. Nach der Schnelligkeit, mit der Herrn Garnerin's Ballon flog, würde er in $13\frac{1}{2}$ Tagen ganz um die Erde herum fliegen; die Schnelligkeit dieses Ballons ist das Doppelte von jener, mit welcher Diamond und Hambletonian *) neben einander liefen, und die Hälfte der Schnelligkeit des Flugs der Brieftauben, von denen eine einst im Jahr 1779 von London nach Tipton Church, in Staffordshire, welche Orte 110 Meilen **) von einander liegen in 53 Minuten flog.

So erzählt der Kapitain Sowdens. Es ist wirklich manches in dieser Erzählung ein wenig wunderbar, denn nach dem Berichte Robertsons, und nach den Berichten aller, welche große Berghöhen erstiegen haben z. B. Saussures auf den Montblanc, Humbolds auf die höchsten Cordilleras, wächst die Kälte mit der Höhe, und man findet auf bedeutenden Berghöhen, fast die nämlichen Erscheinungen, welche man in einer hohen Luftgegend findet. Doch könnten besondere Ursachen wohl eine Verschiedenheit bewirkt haben.

Was Herr Robertson bei seinen Fahrten bemerkte, ist, so weit es für meine Leser gehört, etwa Folgendes.

*) Zwei berühmte Rennpferde, die damals schnellsten Läufer in England.

**) Englische nämlich, deren 5 auf eine teutsche gehen, und also 22 Meilen.

Bei seiner zweiten Fahrt, am 11ten August 1803 fuhr er zwischen zwei großen Wolken hin, welche sich zu theilen schienen. Sie waren nicht in ihren obern Theilen flächenförmig gestaltet, wie es von der Erde aus, aussieht, sondern vielmehr kegelförmig, und schienen sich mit großer Schnelle zur Erde herabzustürzen. Dieß war aber nur eine Täuschung des Auges, welches daher rührte, daß der Luftball in jeder Secunde funfzig Fuß höher stieg, so wie bei schnellem Fahren die Bäume sich fortzubewegen, und wir selbst auf einem festen Punkt zu bleiben scheinen. Nach dieser Berechnung ging der Luftball, in welchem Herr Sowdens war, über die Hälfte schneller, als der Luftball Robertsons; denn funfzig Fuß in einer Secunde, geben in der Minute nur 3000 Fuß. Herr Robertson stieg bei dieser zweiten Reise nur 8500 Fuß auf, bei der ersten war er aber 3670 Toisen, und also höher hinauf gestiegen als Garnerin (indem 3808 Toisen eine Meile oder 23700 Fuß machen). Von zwei mitgenommenen Tauben, die er frei ließ, begab sich eine beinahe senkrecht, mit der Schnelle eines Sturzes auf die Erde herab; sie hatte die Flügel zwar ausgebreitet, bewegte sie aber nicht; die andere flatterte nur einige Augenblicke, und hing sich alsdann fest an die Gondel an, welche unten den Luftballon umgibt. Die Schmetterlinge, welche er mitgenommen hatte, konnten sich nicht in der dünnen Luft erheben, sondern umflatterten die Gondel mit schwachem Fluge, und blie-

ben an derselben. Mit einem starken Brennglase konnte er erst nach einigen Minuten, Schwamm und Schwefel zum Brennen bringen, auch gaben die Lichtstrahlen, die durch ein Prisma gebrochen wurden, keine klar von einander verschiedenen Farben, sondern ein bleiches verworrenes Licht, und die Gewichte an einer Schnellwage verloren von ihrer Schwere. Es ist noch zu bemerken, daß der Wärmemesser bei dieser Fahrt, da wo die Tauben herausgelassen wurden, nur einen Grad über dem Gefrierpunkt stand.

Bei der ersten Fahrt am Ende des Julius, mit welcher Herr Robertson 3600 Toisen hoch hinaufstieg, war der untere Dunstkreis sehr rein, aber der obere schien etwas nebelig zu sein. Je höher er stieg, desto mehr nahm die Kälte zu, und die Sonne, welche heller schien, als seit 8 Monaten nicht geschehen war, konnte man sehen, ohne geblendet zu werden. Die Kälte war nicht außerordentlich, aber es nahm das Sausen vor den Ohren, was schon begonnen war, zu und war mit Uebelbefinden vergesellschaftet. Das Barometer stand auf $12\frac{4}{100}$ Grad, als auswärts der Gondel, die Kälte unerträglich war, und die beiden Luftfahrer (Herr Choest war mitgefahren) konnten kaum dem Schlafe widerstehen. Das Blut trat Herrn Robertson in die Augen, und der Kopf desselben war so angeschwollen, daß er den Hut nicht mehr aufsetzen konnte. In dieser Höhe gaben Glas und Siegellack kein Zeichen mehr von Electricität und keine Spur da-

von ließ sich hervorbringen; die Inclinationsmagnetnadel schien alle magnetische Kraft verloren zu haben, und konnte nicht wieder zu der Richtung gebracht werden, die sie auf der Erde hatte. Die Luftschiffer konnten sich kaum hören, wie laut sie auch sprachen. Eine Art Geräusch, welches eigends verursacht wurde, war den Ohren unerträglich. Von zwei mitgenommenen Vögeln, starb der eine in der verdünnten Luft, der andere lag matt auf dem Rücken, wiewohl er die Flügel bewegte. — Bei einem mäßigen, durch Kalk hervorgebrachten Grad von Hitze, fing das Wasser an zu kochen.

Man sieht, daß an manchen Stellen ein ganz artiger Unterschied zwischen Sowdens und Robertsons Erzählung ist, aber zugleich auch, wie interessant es sein müßte, durch wiederholte Luftreisen, mit den obern Luftgegenden näher bekannt zu werden. Indessen ist die Sache allerdings, sowohl gefährlich als kostspielig.

Das Salzwerk zu Wieliczka.

Es müssen in der Natur ungeheuere Salzvorräthe, oder aber, Mittel zur Erzeugung des Salzes vorhanden sein. Es würde ermüdend werden, zum Beweis dessen, nur in Teutschland allein, die Salzquellen

aufzuzählen. Ich will nur einige der wichtigsten anführen, ehe ich das wunderbarste Salzwerk beschreibe.

Im Oestreichschen Kreise im Lande ob der Ens, gaben die schon seit 1303 entdeckten Quellen zu Hallstadt und Ischel sonst wenigstens über 600,000 Centner Salz. Aussee in Steiermark gab über 100,000 Centner. In Baiern sind die reichen Werke zu Reichenhall und Traunstein, an welchen über 3200 Personen arbeiten. Das Steinsalz im Salzburgischen gibt eine reiche Ausbeute. Die Hölen und Kammern des Berges, aus welchem Salz gehauen wird, sind überaus groß, und in einigen dieser Hölen soll sogar die ganze Stadt Hallein stehen können. Die Soole zu Schwäbischhall, wird in 111 Pfannen versotten, und der Quellen im Hessischen sind so viele, daß sie nicht einmal alle benutzt werden können, wie denn wohl überhaupt lange nicht alle Quellen Teutschlands benutzt sind. Z. B. in Böhmen, wo es der Quellen viele, aber wenig oder gar keine Anstalten gibt, Salz daraus zu sieden. Manche Oerter bereiten aus Mangel an Absatz, an Holz, oder auch an zweckmäßiger Einrichtung, lange so viel Salz nicht, als sie könnten. Dieß ist der Fall mit den alten Werken zu Allendorf an der Werra, wiewohl diese 14 Gradirhäuser und 42 Siedhäuser haben, aber nicht hinlänglichen Absatz; und mit den Werken zu Nauheim (im Hanauischen) die aus Mangel an Holz nicht so viel Salz fertigen, als sie könnten. Ich will

der Salzwerke am Haarstrang, zu Werl, Ravensberg und a. im Westphälischen, des Bruchberges in Hannover, welches fast den ganzen Harz versorgt, der Soolen im Hildesheimischen, Holsteinischen, und vieler andern nicht erwähnen; aber ich kann nicht übergehen die reichen Quellen im Lüneburgischen, die so überaus salzhaltig sind, die zu Halle in Sachsen, vielleicht die ältesten in Teutschland, welche nach den Lüneburgischen die reichhaltigste Soole geben, die zu Salza bei Magdeburg, aus welcher im vorigen Jahrhundert mehr Salz gesotten sein soll, als erforderlich wäre ganz Magdeburg, bis an die Spitze seines hohen Domthurms damit zu überschütten; die zu Schönbeck und zu Staßfurth in der Nähe des vorigen, uud die reichen Salzquellen zu Dürrenberg im Stifte Merseburg. — Meine Leser mögen sich erinnern, daß auch an vielen Seeküsten in Europa Salz gesotten wird, indem bekanntlich das Meer reiche Vorräthe von Salz aufgelöst enthält, und daß in manchen Gegenden der Erde, große meilenweite Steppen und Wüsten, mit Salz so geschwängert sind, daß kaum andere, als Salzkräuter dort wachsen können, und daß selbst, wie in den Kalmükken Steppen, die Milch des Rindviehes davon salzigen Geschmack erhält. — Doch ich will meine Leser nicht länger aufhalten, sondern ihnen von den größesten bekannten Salzlagern, Nachricht geben, von

welchen man wenigstens behauptet hat, daß jemand täglich sechs Stunden darin herumgehen könne, und doch erst in sechs Wochen damit würde fertig werden.

Es muß einen eigenen wundersamen Eindruck machen, wenn man znm erstenmal die tiefen Schachten Wieliczkas befährt. Man denkt sich eine Todtenstille, und eine ewige Nacht, in diesen Verborgenheiten unter der Erde, nnd man findet hier Leben und Licht. Arbeiter gehen hin und wieder, und die Lichter an ihren Köpfen, brechen sich in tausend Strahlen an den krystallenen Wänden. Man hört den dumpfen Hall, von den Arbeiten der Bergleute, das Getöse der Räder, das Pochen der Hämmer, und man glaubt in eine neue Welt gekommen zu sein.

Die Stadt Wieliczka in Galizien, liegt in einem von Thon und Sandbergen umgebenen Thale, in welchem nur durch eine einzige Schlucht das Wasser abfließen kann, und unter ihr liegt das Salzwerk, das von den ungeheuren Salzlagern einen Theil ausmacht, welche sich auf beiden Seiten der karpathischen Gebirge hinziehen, und, indem sie von der Moldau und Walachei anfangen, durch Ungarn, Galizien und Schlesien, in einer Länge von etwa hundert Meilen, bei wahrscheinlicher Breite von zehn Meilen fortlaufen (freilich aber nicht ohne Unterbrechungen). Diese Salzlager verrathen sich zum Theil schon durch die Salzbrunnen, welche in diesen genann-

ten Gegenden so häufig angetroffen werden, und durch die Salzwerke in der Moldau Wallachei und in Siebenbürgen, welche eben solches Steinsalz geben, wie Wieliczka, und die in der Nähe desselben befindlichen kleinern Salzgruben.

Die Salzwerke fangen oberhalb der Stadt, einige hundert Schritte gegen Morgen zu an, und laufen einige tausend Schritte nach Abend zu, über die Stadt hinaus, und die Hölen des Werkes umfassen bereits einen größern Raum, als die Stadt selbst. Die ganze jetzige Länge der Salzwerke von Morgen nach Abend zu, ist 6500 Fuß, und die Breite von Mittag nach Mitternacht, 2300 Fuß, und die größte Tiefe 1000 bis 1300 Fuß. Hiernach läßt sich der gewaltige Umfang des Lagers, in so weit man jetzt darin arbeitet, ermessen.

Man kann durch zehn Eingänge, deren jeder seinen eigenen Namen hat, in die unterirdischen Schachten hinunter steigen (einfahren). Die sieben ersten Schachten werden gebraucht, um große Salzlasten herauf, und Pferde, Holz, Heu, Stroh u. s. w. an großen Seilen hinunter zu bringen. Der achte Schacht ist für die Arbeiter, die auf Leitern auf und absteigen; der neunte dient das Wasser wegzuschaffen, was von der obern Erde hinabdringt, und der letzte um Reisende hinabzubringen, welche sich das Werk besehen wollen.

Man kann auf verschiedene Art hinabfahren. Fährt man im Schachte No. 6 beim Berge Daniełowic hinab, so geschieht es an einem Seile, durch Hülfe eines großen Rades, welches Pferde treiben. Zuerst hängt man etliche Knaben an mit Grubenlichtern, und dann werden die Reisenden, sowohl neben, als auch vier Ellen über ein ander in Gurte gesetzt, welche am Hauptseile angeschlungen sind. Anfangs geht die Reise durch eine mit Bauholz ausgezimmerte Oeffnung, alsdann aber fährt man durch das ausgehauene Salz hinab. Die Reisenden haben Stöcke, welche sie gegen die Seitenwände halten, damit das schwankende Seil nicht anstoße. Die Pferde treiben das Rad, wie ihnen zugerufen wird, doch kann auch, im Falle der Noth, die ganze Maschine durch eine einzige Stange aufgehalten werden. Man sieht darauf, daß Gurte und Seile in tüchtigem Stande sind, und man läßt selbst die Pferde in Gurten hinab. Die armen Thiere zittern und beben anfangs bei der ungewohnten Luftfahrt, fügen sich aber bald geruhig darein, da sie sehen, daß ihnen nichts wiederfährt.

Seit dem Jahre 1744 legte man auch beim Berge Kezno eine Wendeltreppe von 470 Stufen an, um dem damaligen König von Pohlen, der das Werk besehen wollte, das Hinabsteigen zu erleichtern. Jetzt steigen, der Beschwerlichkeit wegen, wenig Reisende hier hinab.

Bei diesem Hinabsteigen kommt man nun erst in das erste oder oberste Stockwerk — zu den übrigen Stockwerken, die unter dem ersten liegen, und deren es jetzt vier, ja in einigen Bergen schon fünf gibt, kommt man auf bequemen Treppen, die entweder aus Holz gemacht, oder aber in das feste Steinsalz selbst ausgehauen sind, auf vielen Stufen hinunter. Auch die Pferde führt man auf diesen Stufen hinab, denn sie sind groß und gemächlich genug dazu. In jedem Stockwerke, laufen auf ganz gleichem Boden, wie in einem großen Palaste, Gänge, Zimmer, Säle nach allen Richtungen hin.

Am besten vergleicht man das ganze Salzwerk mit einer unterirdischen Stadt, deren Gassen und verschiedene Plätze aus Salz ausgehauen sind. Solche Gassen oder Gänge sind fünf Ellen hoch, und vier Ellen breit, und sie führen denn zu den großen Plätzen, welche durch Aushauen und Wegschaffen des Salzes entstanden sind. Alle diese Gänge laufen in und durch einander, und machen ein solches Labyrinth, daß sich keiner ohne Führer darin zurecht finden könnte. Selbst Bergoffizianten, die ihr halbes Leben in dieser unterirdischen Welt zugebracht haben, können sich oft nicht wieder zurecht finden, wenn ihnen die Lampe erlischt, und mancher hat schon halbe Tage lang im Finstern herumtappen müssen, bis ihm Glück und Zufall, wieder heraushalfen.

Damit die Schichten oder Stockwerke nicht zusammenbrechen, so hat man gewaltige Unterlagen machen müssen, welche man hier Kasten nennt. Hätte man in ältern Zeiten die Förderung des Salzes, nach einem festen Plan betrieben, so würde man jetzt viele Unterlagen ersparen können, allein man nahm das Salz wo man es fand, und so entstanden große Einstürze, die auch einmal den Untergang der ganzen Stadt nach sich ziehen können. Eine Unterlage besteht aus drei oder viertausend dicken Baumstämmen, welche ins Gevierte gelegt werden, und bis an die Decke hinanreichen; aber auch diese mächtigen Pfeiler sind nicht im Stande die Lasten zu tragen, und manche haben sich schon krumm zusammengebogen, ja einzelne Stämme sind sogar schon ganz breit gequetscht. Mehrere ältere Gänge sind entweder schon durchaus verschüttet, oder so zusammengesunken, daß man nur noch gebückt darunter hinwegkommen kann. Bei den neuen Gängen die man anlegt, sorgt man für Geräumigkeit, Dauer und Luftzug. Wird jetzt eine neue Kammer ausgehauen, so läßt man zur Ersparung des Holzes große Pfeiler von Salz stehen, und behaut die Decke in Form eines Gewölbes, damit sie dem Drucke der darüber liegenden Schichten, desto mehr Widerstand leiste. Auch erbaut man jetzt, wo es nur irgend angeht, die Unterlagen von Salz und Felsenstücken, und die einmal nöthigen Unterlagen von Holz, füllt man in der Mitte mit Salz und unreiner Erde aus, stampft

es fest, und begießt es oft mit Wasser, wodurch es so feste wird, wie ein gemauerter Pfeiler. — Luftzug hat man in manchen Gängen so viel, daß er die Lichter auslöscht, und man daher die Gänge mit Thüren verwahren muß. Aber in andern Gegenden und Gängen, namentlich da, wo es feucht ist, erzeugen sich Luftarten, die, so bald man ihr mit einem Lichte zu nahe kommt, sich entzünden, und mit Knall und Heftigkeit durch die Oeffnungen und Kammern hinfahren.

Der Arbeiter, welche in diesem Werke angestellt sind, mögen etwa 1000 sein, wovon aber allezeit nur die Hälfte in wirklicher Arbeit steht.

Unten in den Höhlen sind mehrere sehr artige, größere und kleinere Kapellen, mit Altären, Säulen, Statüen, und andern Zierrathen, aus lauter kristallhellem Salze gehauen. Die eine der beiden größten Kapellen ist bestimmt, daß die Arbeiter ihr Gebet dort verrichten, ehe es an die Arbeit geht; die andere ist für die Bergofficianten. Ein eigener Geistlicher ist angestellt des Abends Messe zu lesen. Nicht weit vom Eingange des ersten Stockwerks ist eine der größern Kapellen, 30 Fuß hoch. Der Altar darin ist mit dem Bilde Christi, mit großen gewundenen Säulen, mit riesenmäßigen Bildsäulen von Heiligen, mit zwei vor dem Altar knieenden Mönchen, — alles aus Salz. Daneben steht die Bildsäule August des dritten aus Kristallsalz.

Das Salz in den obern Schichten, liegt in einzelnen großen Stücken und Klumpen, und ist das unreinere. Je tiefer hinunter, desto reiner ist das Salz, und liegt alsdann in horizontalen ununterbrochenen Lagen. (Flötzen). Zwischen zwei größern Klumpen, die oft tausend Schritt von einander entfernt sind, liegen kleinere, in Form eines Menschenkopfs, und etwa 4 bis 5 Zentner schwer. (Nieren). Die größern Klumpen aber enthalten wohl mehrere hunderttausend Zentner. Es sind einige solche Klumpen, an welchen man schon seit undenklichen Zeiten gearbeitet hat, ohne daß sie ganz zu Tage gefördert (über die Erde heraufgebracht) sind. Man bricht auf einmal, durch Spitzhacken, Keile u. s. w. zusammenhangende Stücke von 20 bis 300 Zentner ab, welches in kleinere Stücke zerschlagen, und in Fässer gepackt wird. Die Pracht, mit welcher eine eben frisch ausgehauene Kammer das Licht zurückwirft, soll unbeschreiblich sein.

Man theilt das Salz nach seiner Beschaffenheit und Güte in verschiedene Sorten ein, unter welchen das eigentliche, höchst weiße Kristallsalz vorzüglich geschätzt, und bis nach England verfahren wird. Man benutzt es stark zu Schönfärbereien, und findet es allezeit in regelmäßigen Vierecken, von der Größe einer Haselnuß, bis zur Größe einer Mannsfaust. Nur in einem Boden in dessen Nähe Wasser vorbeigeht, wird es gefunden, daher sich die Arbeiter sehr in Acht nehmen müssen, nicht so weit fortzuarbeiten, daß

das Wasser in die Schachte einbrechen könnte. Dieses Salz ist so durchsichtig rein und glänzend, wie Bergkristall, und man macht hier eine Menge Kleinigkeiten — kleine Stühle, Tische, Uhren, Rosenkränze u. s. w. daraus, welche von den Reisenden häufig gekauft werden.

Das meiste Wasser in dem Werke ist nicht Quellwasser, sondern ist von oben herein eingedrungen; wird in großen Behältern gesammelt, und ausgepumpt. Es ist dessen an einigen Orten so viel, daß man mit einem kleinen Kahne darauf herumfahren kann. — Nicht diese Wasser, aber wohl Einstürze und Feuersbrünste, sind dem Bergwerke sehr gefährlich. Vor länger als einem Jahrhunderte entstand eine Feuersbrunst, die acht Monate, und früher noch eine, welche ein ganzes Jahr dauerte. Die Einstürze sind nicht leicht in den untern Stockwerken zu besorgen, wo der Boden zwischen 2 Stockwerken, wohl an hundert Ellen dick ist, in den obern Stockwerken aber sind mehrmals, Häuser und Bäume herabgestürzt. Vor 44 Jahren stürzte ein Stück herab, welches etliche hundert Schritte im Umfang hatte, und nahm zwei Häuser mit. Gleich nach dem Einsturze bedeckte die ernidrigte Gegend ein Salzwasser, aus welchem sich ein unerträglicher Schwefelgeruch entwickelte. Man fürchtet, daß nach einer Reihe von Jahren, für einen Theil der Stadt, ein solcher Einsturz unvermeidlich sein werde. Im Fall derselbe Statt hätte, würde er

nicht bloß dem eingestürzten Theile, sondern dem ganzen Salzwerke vielleicht den Untergang bringen, denn gerade diese Gegend ist die niedrigste der ganzen Stadt, und es nimmt das Wasser, welches von den Bergen herabkommt, in großer Menge vorzüglich seinen Gang darüber hin, ohne daß eine Möglichkeit da ist, es abzuleiten, Dieses Wasser würde alsdann in den Einsturz eindringen, und das ganze Salzwerk ersäufen. Ja es wäre wohl möglich, daß alsdann da ein Salzsee entstände, wo jetzt der Salzstein lag.

Die Wirkung eines solches Einsturzes würde die nämliche sein, wie die Wirkungen der Schnee und Erdfälle, die man öfters in der Schweitz gehabt hat. Die ganze Stadt würde davon eine Art Erdbeben erleiden; ein plötzlicher Sturm würde durch die, vermittelst des Sturzes zusammengepreßte Luft entstehen, der alles, was ihm in Wege stände zerschmettern, und große Salzmassen wie Staub fortblasen würde. So blies der Sturm, welcher im Jahre 1745 durch einen Sturz entstand runde Salzstücken von dreißig und mehr Zentnern, so fest zusammen, daß man sie mit vieler Mühe von einander abarbeiten mußte; hob alle Leitern bei seinem Durchgang durch den Schacht, und riß nach einer Fahrt von vielen hundert Ellen, noch das über den Schacht gebauete Dach mit fort.

Wie nahe die Gefahr eines solchen Einsturzes sein könne, erhellt daraus, daß in diesen Gegenden die Unterlagen von Salz bereits große Risse empfangen

haben, und daß die großen Baumstämme der großen Holzunterlagen, schon so platt von der ungeheueren Last gedrückt sind, daß sie nur noch wie große Bohlen aussehen.

Man erhält jährlich aus diesem Werke 700,000 Zentner, welche einen reinen Gewinn von mehrern hundert tausend Thalern geben müssen, wenn auch der Zentner Salz, im Durchschnitt noch nicht einmal zu 2 Gulden verkauft wird.

Nur einige Merkwürdigkeiten will ich noch meinen Lesern von diesem Salzwerke anführen.

Es bewährt sich in diesen Gruben die Kraft des Salzes gegen Verwesung zu schützen. Das weichste Holz nimmt nach Jahren eine viel größere Festigkeit an, als es von Natur hatte; und thierische Körper die in den Schachten verunglücken, trocknen nur zusammen, ohne in Fäulniß überzugehen, und bleiben an Haut und Haaren unverändert. Bei dem großen Brande vor anderthalb hundert Jahren waren einige Leute verunglückt, die man erst nach anderthalb Jahren wiederfand; und sie waren völlig den zusammengetrockneten Mumien in Egypten ähnlich. Man nimmt an, die ganze Luft in diesen Schachten sei mit feinen Salztheilchen geschwängert, und diese drängen in die Körper ein.

Merkwürdig ist es, daß Holz, welches man hier und da zwischen dem Salz findet, seine Zähigkeit

verliert. Es spaltet sich nicht mehr, sondern bricht in kurze Stücke, und gibt einen unerträglichen Schwefelgeruch von sich, so bald man es stark reibt; und manche von diesen Stücken brennen, mit einer lebhaften Flamme, wie Pech. Es ist gleichsam dieses Holz zu einer Art Steinkohle geworden.

Eben so merkwürdig als wohlthätig ist es, daß mitten in dem Salze eine Quelle süsses Wasser sich findet, aus welchem Menschen und Pferde getränkt werden. Ohne diesen Umstand, müßte das Herbeischaffen des nöthigen Trinkwassers, für so viel Menschen und Pferde (der letztern sind allein im ersten Stockwerke 80) sehr viele Mühe und Unbequemlichkeiten haben.

Endlich ist es auch noch merkwürdig, daß in einer Tiefe von 6 bis 800 Fuß sich zuweilen Schnecken und Seemuscheln finden. Auch dieser Umstand trägt zu der Vermuthung bei, daß doch diese ungeheure Salzlage aus dem Meerwasser abgesetzt sei, welches sich an den karpathischen Gebirgen brach, dort Vertiefungen sich machte, und nachdem alles ruhig geworden und die Wassermasse verminudert war, seine Salzkrystallen absetzte. — Es ist dieß eine Vermuthung, und für etwas Besseres muß man sie nicht ausgeben.

Erdfeuer.

Im zweiten Theil von Natur und Menschen, ist, bei Gelegenheit des Erdfeuers um Baku in Westpersien, erwähnt, daß es auch auf den Apenninen in Italien eine ähnliche Erscheinung gäbe, von welcher ich jetzt, meinen Lesern einige Nachricht ertheilen, und dann noch einige Worte, zur Vollständigkeit jener frühern Nachricht mittheilen will.

Die merkwürdige Erscheinung auf den Apenninen, zeigt sich in der Nähe von Florenz. Dort brennt ein Feuer an verschiedenen Orten beständig aus der Erde hervor. Seine Farbe ist nicht roth, nicht braun, nicht gelb, aber auch nicht blau oder violett, und auch nicht eigentlich weiß, sondern sie ist ein Mittelding von diesem allen, dem Weiß am nächsten. Fast könnte man sagen, es sei farbenlos, denn sein Verhältniß zu unserm Küchenfeuer ist — wie sich jemand darüber ausdrückt — wie das Verhältniß der Seele zum Körper; welches dunkle Gleichniß freilich hinreichend sein mag, um die leichtere und feinere Natur dieses Feuers, gegen die gröbere unsers Küchenfeuers zu bezeichnen, wenn es auch zur Bestimmung des Farbenverhältnisses untauglich ist.

Das Sonderbarste ist, daß man nichts Brandiges riecht, und daß das Feuer in lauter sanften Absätzen zu einer pyramidalischen Spitze hinansteigt. Der Wind verändert es nicht. Er mag wehen oder nicht, ruhig lodert es empor. Mit vieler Gewalt dringt es aus der Erde heraus, und mit einem Flackern löst sich seine reine Spitze in die noch reinere Luft auf.

Der Umfang des Feuers da, wo es am stärksten hervordringt, ist etwa zwölf Fuß ins Gevierte. Seine Höhe ist fünf bis sechs Fuß. Vor einem Ungewitter brennt es noch einmal so hoch. Nie trennt sich seine Flamme. Der Felsen, aus dem es brennt, besteht aus Glimmerschiefer. An andern Orten brennen kleinere ihm ähnliche Feuer aus bloßer (gewöhnlicher?) Erde hervor.

Man hat Versuche gemacht, seinen Ursprung in der Erde zu verfolgen. Aber je tiefer man den Felsen aufgrub, desto gewaltsamer schlug die Flamme entgegen. Eine Quelle, die man auf dasselbe leitete, löschte es nicht nur nicht, sodern gerieth vielmehr selbst in Brand, und entzündete beim Ueberlaufen reiche Kornfelder. — Eine Bemerkung, die sehr wichtig ist und die Erklärung vieler brennenden oder doch entzündlichen Quellen, an die Hand gibt.

Die kleinern Feuer, deren es in den Nebenthälern eine Menge gibt, brennen meist aus Kalkstein hervor.

Sie befinden sich mit der größern Flamme in horizontaler Ebene. Nur schreckliche Gewitterregen mit Hagel vermischt, vermögen das größere Feuer auszulöschen *). Aber wenn Wind und Sonne den Regen ausgetrocknet haben, zeigt sich eine kleine Flamme wieder, und in wenig Stunden brennt es noch halb so hoch, als gewöhnlich.

An allen Orten, wo dieses Feuer gewöhnlich brennt, braucht man es zum Kochen. Auch kennt man die Stellen genau, wo man nur glimmenden Schwamm hinlegen darf, um eine kleine, einen Fuß hohe Flamme zu erhalten. Diese verlöscht aber sogleich, wenn Erde darauf geworfen wird, oder wenn starker Thau oder ein leichter Regen fällt. Geschieht nichts von dem allen, so nimmt das Flämmchen nach mehrern Stunden ab, und verschwindet allmählig von selbst.

Der gemeine Mann daselbst, nennt dieses Feuer Gottesfeuer, und verbindet einen sehr ehrwürdigen Aberglauben damit. Die Achtung, die er für dasselbe hat, ist so groß, daß er es anbeten würde, wenn ihm dieses seine Religion nicht untersagte. Nicht leicht wird eine schlechte Handlung in der Nähe desselben

*) Es ist vielleicht noch eine Frage, ob es wirklich ganz ausgelöscht ist, vielleicht verliert es in der dickern dunstigern Luft nur seine Sichtbarkeit, und seine größere Flamme.

vollbracht, und wenn jemand die Niederträchtigkeit des andern recht stark schildern will, so sagt er: „Die oder der löge, stähle u. s. w. wohl gar beim Gottesfeuer..“ An festlichen Tagen versammelt man sich in der Nähe dieser Feuer, um einen feierlichen Tanz, Feuertanz genannt, zu tanzen. War es ein Hochzeitfest, das die Leute hier versammelte, so schließen alle einen Kreis um die Flamme herum. Bräutigam und Braut stehen zwischen dem Kreise und der Flamme. Der Aelteste der Gesellschaft tritt dann den Brautleuten jenseits der Flamme gegenüber, und fragt sie im Namen des Gottesfeuers und im Angesichte der ganzen Versammlung, ob sie einander auch gewiß treu bleiben wollen? Haben die jungen Eheleute es bejaht, so spricht er im feierlichen Tone: „Ich habe Euer Versprechen gehört. Diese alle sind mir Zeugen, wenn ihr es brecht.“ Und nun gehen alle paarweise nach Hause.

Man sieht aus der obigen Erzählung wohl, daß die hiesigen, in der Erde enthaltenen Naphtavorräthe, bei weitem nicht so groß sein mögen, als die in der Gegend von Baku. Einige Meilen von diesem Orte findet man an fünf und zwanzig Naphtaquellen, deren tiefste allein wöchentlich an 230 Pfund Naphta gibt. Die übrigen zusammen geben in der nämlichen Zeit viertehalb bis sechstehalbhundert Pfund von diesem Bergöhl. Oft vertrocknet die Naphtaquelle eines Brun-

nens. Dann gräbt man einen neuen Brunnen in der Nähe, ohne die alte Quelle eingehen zu lassen, die oft nach einiger Zeit wieder fließend wird. Die gröbere Sorte dieses Bergöhls ist etwas flüssiger als Leinöhl und röthlich schwarz, und in dieser Gegend kocht man dabei, indem man Sand in eine Pfanne thut, und diesen mit Naphta übergießt; man brennt es in den Lampen, man schmiert die Wagen damit, und man bestreicht jährlich einigemal die Thondecken der platten Hausdächer mit demselben, damit sie regendicht werden.

Diese gröbere Naphta hat einen widrigen Geruch, daher sich auch wohlhabende Leute der feinern, welche flüssiger und gelber ist, statt des Talglichts gleichsam, bedienen. Mit dieser macht man auch in diesen Gegenden ein wunderschönes Feuerwerk. Man gießt des Abends 16 bis 24 Pfund der feinern Naphta auf das Wasser des Meerbusens, oder der Kanäle zwischen den Inseln aus, und läßt es sich erst ausbreiten. Dann zündet man es an, und eine große Gegend oberhalb des Wassers, schwimmt nun im Feuer, in dessen Flammen der nächtliche Wind spielt.

Noch keine Meile von Baku westlich, ist ein sandiger mergelhaltiger Platz, der im Durchschnitt etwa nur eine Viertelstunde hält, und des Feuers wegen sehr merkwürdig ist, welches sich bei trockner Witterung des Nachts, in starken gelbblauen Flammen über denselben erhebt. Die Guebern oder Parsen, welche hier

wohnen, haben ihre Fußboden oder Hütten mit einem Thonschlag belegt, damit die Flammen nicht durchdringen mögen. —

Einen Anblick, den keine Kunst schaffen kann, gewährt in dieser Gegend ein reiner Herbstabend. Alle Felder scheinen in vollen Flammen zu stehen, ja es sieht oft aus, als flösse das Feuer die Berge herab. Gegen Anbruch des Morgens verlischt das Feuer bestimmt. Es ist besonders der Berg Sophtrakt u, welcher das herrlichste Schauspiel in mondhellen Nächten gibt, indem er ganz im Feuer steht. In dunklern aber doch warmen Nächten, bleibt das Gebirge dunkel, aber die Ebenen werden alsdann helle, und sind mit Feuer übergossen, welches jedoch nicht zündet.

Ein ausgezeichneter Wasserfall.

Die außerordeutliche Höhe der Gebirge des Königreichs Santa-Fe in Südamerika, die ausgebreiteten Ebenen und häufigen Gewässer auf denselben, und die unüberstеiglichen Hindernisse, die diese Ströme in ihrem Laufe finden, veranlassen bewundernswürdige Wasserfälle. Einer der größten, und ansehnlicher, als alle bekannten europäischen, ist nach dem Spanier

Zea der von Tequendama. Nicht nur seine Höhe, auch seine übrigen ganz ausgezeichneten Verhältnisse, und die Reize die er darbietet, erheben ihn über die berühmtesten Wasserfälle. Gegen die Mitte der auf 20 Meilen Länge, und 7 Meilen Breite geschätzten Ebene von Santa-Fe läuft von ONO gegen WSW. (von Ost Nordost gegen West Südwest) ein schiffbarer Strom, der Funza der alten Indianer, der Bogota der Spanier. Vierzehn andere theils größere, theils kleinere Ströme vereinigen sich mit ihm in dieser Gegend, ohne ihn in seinem Laufe zu stören, bis ihn endlich zwei Berge in eine Ebene bringen, durch die er sich reißend hindurch drängt, und in die tiefen Abgründe von Tequendama stürzt, wo er dann jene über alle Beschreibung und Zeichnung erhabne Kaskade bildet. Zea vergleicht sie mit einem Absturze der ganzen Tiber über eine schroffe Felswand, die dreimal so hoch als die Kuppel des Vatikans wäre. Von den sehr regelmäßigen stufenähnlichen Absätzen werden die reichen Wasser des Stromes zurück geworfen, bis sie endlich, sich auf einander thürmend und über einander wälzend, von der dritten Stufe hinweg einen senkrechten Absturz von $113\frac{1}{2}$ Ruthen herunterfallen. Der Brigadier D. Domingo Ezquiaqui, der die Kaskade mit dem Senkblei und dem Barometer gemessen hat, fand für die erste Stufe $11\frac{2}{3}$, für die zweite 91, für die dritte $208\frac{5}{6}$ Varas. Die ganze Höhe dürfte 382 Varas oder 164 Ruthen sein.

Im Frühling d. h. nach der Regenzeit, reisen die Bewohner von Santa-Fe häufig nach Tequendama, das man in weniger als 4 Stunden erreicht. Gegen den Ausgang der Ebene geht man auf einer Barke über den Fluß, und setzt dann die Reise über den ziemlich abschüssigen, aber dennoch nicht sehr beschwerlichen Weg zu Pferde fort. So wie man tiefer kommt, hört man bald das Rauschen der Kaskade. Man verfolgt das linke Ufer des Flusses, welcher jetzt schon schneller gegen seinen Absturz hin zu strömen anfängt; rechts öfnet sich die Aussicht auf eine Gebirgsreihe, die der beschneite Quindio begränzt. Man findet sich am Eingange eines Waldes, steigt nun ziemlich lange bergunter; der Weg wird enge; die Gipfel hoher Bäume schlingen sich in einander; kaum findet das Licht einen Durchgang; der Nebel wird stärker und stärker; das Tosen des abstürzenden Stromes verdoppelt sich, und neben ihm scheint die ganze Natur zu verstummen. Man hat nun eine Art von Leiter aus nicht sehr starken, zur Hälfte in die Erde eingetriebenen Pfosten erreicht; nach ihr geräth man plötzlich dicht an einen, jeden weitern Schritt hemmenden Absturz, lenkt nun links ein, und nähert sich über einem am Felsen befestigten Steg vollends dem Wasserfalle, ziemlich im Niveau der ersten Stufe. Nur wenige haben Muth genug, auf diesem Hangestege in aufrechter Stellung stillstehend zu bleiben, und den erstaunungswürdigen Wasserfall zu besehen. Die meisten stellen

sich lieber in eine natürliche Vertiefung der Felswand, und betrachten von da in gebogener Haltung das bezaubernd̈ste Schauspiel, das je die Natur auf unserer Erde gegeben hat. Der sich von Felsen auf Felsen werfende prachtvolle Strom, die emporsteigenden Wolken von Schaum, die heraufwirbelnden Dunstmassen, die tausendfachem Donner ähnlichen, in der Tiefe des Thals tausendmal wiederhallenden, den Berg erschütternden Schläge; das Kämpfen der Wogen im Abgrunde, ihr Steigen, ihr blitzschnelles Verschwinden im Sturze; die zitternden Regenbögen; das prächtige Spiel der Lichtstrahlen in den Wellen; die Rück- und Wiederscheine auf den Dunstwolken; diese Gemüthsbewegung, diese Ueberraschung, dieß Erstaunen, diese Fülle sich drängender Ereignisse — Zea beschreibt sie mit der den brennenden Klimaten eigenen Begeisterung. Auch die übrigen örtlichen Verhältnisse begünstigen und erhöhen das Erstaunen des Beobachters. Eine Art von Zirkus bildet sich im Vorgrunde der Kaskade, jedoch rechts auf eine Meile weit verlängert, wo man im Hintergrunde die Oefnung des Thales erblickt, wodurch der wiedergeborne Strom seinen Lauf nimmt; an der Seite des Wanderers beginnt ein so praller Abhang, daß die Gipfel der untern Bäume beinahe die Wurzeln der obern berühren; von der andern Seite der Kaskade, und übrigens rundum im ganzen Vordergrunde, steht eine lothrechte, spiegelglatte, 200 Ruthen hohe, mit einem dichten

lieblichen Gebüsche gekrönte Felswand; die ganze Gegend ist reichlich oben mit gravitätischen, unten mit muthwilligen Affen bevölkert, und mit den Pflanzen beider Klimate üppig bewachsen.

Schwimmende Inseln und Gärten.

Im Jahre 1751 den 7ten September, erzählt Adanson, erhob sich am Senegal, in der Nacht ein entsetzlicher Sturm aus Osten, welcher von einem starken Regen und von gewaltigen Blitzen begleitet war. Die Blitze folgten so schnell hintereinander, daß sie ununterbrochen, die Nacht erleuchteten. Das Wasser fiel so häufig und stark vom Himmel herab, daß es eine kleine Erdzunge abriß, und sie auf dem Senegalstrome herumtrieb. Gegen Morgen erschien sie am Fort, welches die Franzosen auf einer kleinen Insel, bei der Mündung des Senegals haben, und nahm mit dem Strom desselben, ihren Weg nach dem Meere zu. Ihr angenehmes Grün, und die vortheilhafte Stellung der Bäume auf derselben, gaben ihr das Ansehen einer Zauberinsel. Auf der Insel Senegal suchte man sich dieses kleine Inselchen, welches nicht über 12 Ellen im Durchmesser hatte, anzueignen.

Man schickte nämlich sogleich ein Boot ab, welches einige Taue an die Bäume der kleinen Insel befestigte, und sie zwang, sich mit dem todten Sande der Senegalinsel zu vereinigen. Alles wurde durch diese ungesehene Erscheinung herbeigelockt, denn niemand hatte in dieser öden Gegend ein so reizendes Plätzchen gesehen. Alle Welt wollte dasselbe betreten, nur traute man ihren Wurzeln nicht, welche von vielen für lauter Schlangen angesehen wurden. Sie war ganz rund, und trug eine Art stachlichtes Gewächses oder Gesträuches vielmehr, welches die Negern Billeur nennen, und an zehn Fuß hoch wächst. Die Wurzeln waren äußerst dicht ineinander geschlungen, und hatten nur noch sehr wenig von einer fetten schmierigen Erde an sich, die das Wasser nicht hatte auflösen und abspülen können. Das Holz dieser Pflanze erklärt gewissermaßen das Schwimmen der Insel, denn es ist ein leichtes Holz, und leichter noch als Pantoffel oder Korkholz, und wird häufig von den Negern beim Fischfang gebraucht, wenn sie an solchen Stellen über den Senegal schwimmen wollen, wo der Strom zu breit ist.

So ganz einzig in seiner Art, mag dieser Vorfall am Seneyal nicht sein; häufiger aber will man ihn auf den Flüssen Amerikas, und namentlich auf dem Mississippi (Missischappi) treffen.

Als ein Beistück gehören hieher die schwimmenden Gärten in Mexiko, dieser größesten Stadt des amerikanischen Spaniens, die längs eines großen Sees erbaut, und von vielen Kanälen durchschnitten ist. — Diese Gärten sind eine Erfindung der Noth, wenn sie auch jetzt eigentlich der Ueppigkeit dienstbar geworden sind.

Als die Mexikaner von feindlichen Nationen, vor etwa sechs Jahrhunderten gedrängt wurden, sahen sie sich blos auf ihre Seen eingeschränkt, welche fast das ganze Thal ausfüllen, in welchem die Stadt liegt. Um nur etwas Land zu gewinnen, auf welchem sich einige Pflanzen zum Unterhalt ziehen ließen, mußten sie sich einen künstlichen Boden verschaffen.

Man flochte Weiden, und zähe Wurzeln mancher Sumpfpflanzen zusammen, daß eine große Hürde daraus wurde, zog leichtes Gesträuch dazwischen, und bedeckte dann diese Hürden mit einer guten fruchtbaren Erde. Das Ganze übergab man nun dem Wasser, nachdem man es mit Mais, mit großem Pfeffer, und mancherlei Arten Küchenkräutern bepflanzt hatte.

Von diesen Feldern, welche auf den Seen schwammen, bezog einstmals der Mexikaner seine kärgliche Nahrung. Aber was anfangs nur dem Bedürfniß ausgeholfen hatte, mußte nachmals, als Mexiko groß und mächtig wurde, dem Luxus und dem Uebermuth des Reichthums dienen, und aus den Ackerfeldern,

wurden prächtige Lust- und Blumengärten. Mit wohlriechenden schönen Blumen besetzt, treiben diese Lustgefilde auf dem weiten See, mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größern Gärten dieser Art haben sogar in ihrer Mitte einen schattenreichen Baum, oder auch wohl eine kleine Hütte, in welcher sich der Besitzer gegen Sturm und Regen schützen kann.

Will der Eigenthümer seinen Garten auf eine andere Stelle haben, so steigt er allein, oder, wenn der Garten zu groß dazu ist, mit einigen Gehülfen in ein Boot, und fährt nun den Garten an eine ihm selbst beliebige Stelle.

Es ist begreiflich, daß die Fruchtbarkeit auf diesen Gärten außerordentlich sein müsse. Man erwäge, daß man den tragbarsten Boden, aus den ergiebigsten Erdarten sich selbst macht; daß die Ausdünstungen des Sees, die Feuchtigkeit von unten herauf — wie bei einem Blumentopfe, welchen man in einen Teller mit Wasser gesetzt hat — und der überaus milde Himmel, der Vegetation außerordentlich müssen zu statten kommen. — Auch werden täglich eine große Menge Blumen und Küchengewächse auf Fahrzeugen zu Markte gebracht, die auf diesen schwimmenden Gärten gezogen worden sind. Welch einen lieblichen Anblick aber, diese beweglichen Lustgefilde geben müssen, und wie angenehm sie die Wasserfläche des Sees unterbrechen,

kann man sich leicht vorstellen, ohne die Einbildungskraft sehr anspannen zu müssen.

Etwas der Erscheinung der abgerissenen Senegalinsel Aehnliches, hat sich auch wohl in unsern Gegenden gefunden.

Vor einigen Jahren, da der Rhein stark angeschwollen war, hob das Wasser desselben, nicht weit von Straßburg, einen ganzen mit welschem Korn oder Mais bepflanzten Acker in die Höhe, führte denselben einige hundert Schritte fort, und setzte ihn auf den Acker eines andern nieder. Zwischen beiden Eigenthümern ist damals über den Besitz des Grundstücks ein Prozeß entstanden.

Noch auffallender ist, was sich vor etwa funfzig oder noch mehr Jahren, mit dem ganzen Gehöfte eines Landmanns in Ostfriesland begab, welches auf gleiche Weise, ich weiß nicht mehr, wie weit?, von seiner ersten Stelle fortgerückt wurde.

Es ist bekannt, daß die, an dem unruhigen Dollart (einem Meerbusen) liegenden Gegenden, welche zum Theil aus Marschland, Kleienboden und Torfmooren bestehen, nur durch kostbare Eindeichungen (Erddämme) gegen Ueberschwemmungen geschützt werden können. Oft werden diese Ueberschwemmungen plötzlich, zumal bei Stürmen gefährlich, und ganze Gegenden sind dann in Bewegung,

um die Dämme zu schützen, und alle Durchrisse derselben zu verhüten.

In einer stürmischen Nacht, wo die Fluthen des Dollarts eindringen wollten, war ebenfalls Alles in Bewegung und Thätigkeit. Nur der Besitzer eines einsam gelegenen Grundstücks schlief mit den Seinen ganz ruhig, und ahndete keine Gefahr.

Am nächsten Morgen, als er erwacht, sieht er zum Fenster hinaus, um nach einem in einiger Entfernung befindlichen Kirchthurm zu sehen. Der Mann hatte keine Uhr, sondern er richtete sich nach dem Stand der Sonnenstrahlen am Kirchthurm, um darnach die ungefähre Zeit zu ermessen. Dießmal sahe er auch zum Fenster hinaus, aber zu seinem Erstaunen ist der Kirchthurm verschwunden. Er reibt sich die Augen, und öffnet sie recht weit, dennoch ist kein Kirchthurm da; er ruft seine Frau, damit sie auch zum Fenster hinaussehe, aber sie kann eben so wenig einen Thurm entdecken.

Die Bestürzung der Leute läßt sich ermessen; aber wie sehr muß dieselbe gewachsen sein, als sie zu ihrer Hausthür hinaustreten, und von allen angrenzenden Gegenständen keinen einzigen mehr finden. Die ganze Gegend umher ist eine andere, und indessen ist es doch noch ihr ehemaliges Haus, und ihr voriges wohlbekanntes Gehöfte.

Natürlich löste sich, das unerklärbare Räthsel sehr bald. Das Wasser hatte das ganze Gehöfte in der Nacht so sanft gehoben, daß weder Mann noch Frau dadurch im Schlafe waren gestört worden, und es gemächlich auf dem Grund und Boden eines entfernten Nachbars niedergelassen.

Fünfte Abtheilung.

Völkerkunde,

Sitten, Gewohnheiten u. s. w.

Alte Nordische Sagen und Sitten.

Die isländischen Geschichtschreiber, welchen man die Kenntniß der ältesten Geschichte des Nordens verdankt, und unter welchen Snore Sturleson vorzüglich ist, lassen zuerst den Odin oder Wodan, den Ersoberer, und Gesetzgeber von dem Norden Europas sein.

Etwa 60 Jahr vor Christi Geburt, wo die Römer alles unterjochten, verließ er, um frei zu bleiben, sein Land am kaspischen Meere, welches zwischen dem Tanais und dem Borysthenes lag, und Tyrkland hieß, und kam mit den Seinen an die Ufer der Ostsee wo die Völker, erstaunend über seine Weisheit und Pracht, ihn mit seinen Gefährten für Göttergesandte hielten, und sich von ihnen um so lieber bilden ließen, da sie mit Güte zu Werke gingen. Odin ver-

einigte diese Stämme unter eine Regierungsform, und gab ihnen drei seiner Söhne zu Anführern.

Odin begab sich nach Schweden, weil er hörte, daß es dort schöne Strecken Landes gäbe, und erbaute eine Stadt die er Sigtun nannte, nach sich selbst (denn er hieß auch Sigge) oder nach einem seiner Söhne. Die Schweden aber nannten die Stadt Aesegarth (Asiaten Wohnung).

Odin gründete hier die Verehrung des Gottes Thor und den Glauben an Unsterblichkeit der Seele. Ein Hauptlehrsatz war, daß die im Kriege gebliebenen oder gewaltsam Ermordeten in dem Saale der Götter, Walhalla, zugelassen würden, und mit den Helden Honigseim aus Feindes Schädeln tränken. Hier im Walhalla zog man alle Morgen aus, und kämpfte, und hieb sich tapfer nieder — aber gleichsam nur zum Lustmanövre; denn um die Mittagsstunde erwachten alle Getödteten, alle Verwundeten wurden gesund, man aß (wilde Eber) und berauschte sich im Meth, im gut geheitzten Göttersaale, allein in der Hölle, wo die Feigen sich aufhielten, war lauter Kälte und Eis.

Dem Gotte Thor, erbaute Odin einen Tempel bei dem alten Upsala, der noch vorhanden sein, und zu einer Dorfkirche dienen soll. Er breitete seine Macht weit aus, und setzte seine Söhne zu Stadthaltern z. B. in Sachsen (wozu damals auch Westphalen, Hannover, Franken und Brandenburg gehör-

ten) in Dännemark, Norwegen. Ja er reiſete auch in ſein Vaterland einigemal zurück, um gegen die Römer zu fechten.

Als ſich Odin in den unterworfenen Ländern feſtgeſetzt hatte, ſo begaben ſich viele Aſiaten dahin. Ein Theil der Schweden, ſcheint ſich der Unterwürfigkeit entzogen und ſich nach Finnland geflüchtet zu haben, und tiefer nach Norden, wohin Odin nicht kam. Man nannte dieſe Leute Lappen (Flüchtlinge) ſo wie ſie noch jetzt genannt werden. Sie ſelbſt nennen ſich aber Same, oder Sabmi.

Als Odin ſeinen Tod vermuthete, hielt er eine Rede an ſeine verſammelten Hauptleute, und erſtach ſich vor ihren Augen, um ihnen den Werth eines gewaltſamen Todes zu empfehlen, durch welchen ſeine Völker bisher ſo kriegeriſch geweſen waren. Sein Körper wurde verbrannt, und die Aſche, neben dem von ihm erbauten Tempel beigeſetzt. In einem andern Hügel daneben, wurde ſeine Frau Freia oder Frigga begraben, und nachmals noch 20 ſeiner Nachfolger. Dieſe Hügel ſieht man noch jetzt um Gamla Upſala, und zwei davon, mögen wohl 30 Fuß hoch ſein. Man findet ſolcher Hügel in den nordiſchen Ländern mehrere, und in den meiſten aufgegrabenen, fand man (wie bei uns in ähnlichen Hügeln) einen Aſchenkrug oder Urne, Pferde Gebeine, eiſerne Lanzenſpitzen, oder Pfeilſpitzen. Man begrub nämlich mit dem Helden ſein Schlachtroß, das man

an seinem Grabe tödtete, und seine Waffen, damit er in Wallhalla gleich streitfertig sein möchte.

Odins Andenken wurde verehrt, und er, nebst der Freia bald nachher unter die Götter versetzt. Beiden wurden einige Theile von dem Tempel des Thors geheiligt; doch blieb Thor der erste und höchste Gott, der zum Zeichen seiner Macht einen Streithammer führte, der ungefähr bei den nordischen Stämmen, die nämliche Heiligkeit hatte, wie unter den Christen das Kreutz.

Jährlich kamen die nordischen Völker nach dem Tempel zu Upsal, wo sie opferten. Man zündete große Feuer an, warf Kinder hinein; man hing Menschen an Baumzweigen bei den Händen auf, und ließ sie so umkommen; ja der König selbst wurde geopfert, wenn der Staat in großer Gefahr war. Dieses Schicksal hatte Odins neunter Nachfolger, Domald, bei einer großen Hungersnoth, denn es hatte nichts gefruchtet, daß man einige Jahre hintereinander Stiere und Pferde geopfert hatte. — Noch jetzt wallfahrten die Bauern zu einer Quelle, die ihr Ansehen aus jenen Zeiten her hat, und eine Viertelmeile von Upsala liegt, trinken aus der Quelle, und sprechen Gebete.

Die Nachfolger Odins hatten sich Drottnar (oberster Richter) genannt; Digvi aber der zehnte

dieser Nachfolger, nannte sich Konung. Die Königin in Schweden heißt aber noch jetzt Drottning.

Das Land wurde unter mehrere kleine Fürsten getheilt, die aber unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, aus Odins Familie, welchen man dazu erwählte, vereinigt waren. Doch gehorchte man dem Oberkönig nur in so weit man es beliebte; daher einmal der Oberkönig Ingiald alle seine Vasallen, die er bei seiner Krönung hatte einladen lassen, in einem großen Saal verbrannte, als sie berauscht waren. Einem der Uebriggebliebenen gab er seine Tochter zum Weibe, und ließ ihn durch diese ermorden. Aber dafür wurde er von dem Sohne dieses Königs, der auch zugleich Dännemark beherrschte, bekriegt, und so eingetrieben, daß er sich mit seiner Tochter und allen den Seinigen selbst verbrennen mußte, und so erlosch in Schweden Odins Stamm, achthundert Jahre nach Odins Ankunft daselbst; wiewohl noch ein Sohn von Ingiald übrig war, Oluf, der aber nach Wärmeland flüchtete, wo er einen neuen Staat begründete. Seine Nachkommen eroberten Norwegen, wo Odins Geschlecht, bis ins vierzehnte Jahrhundert herrschte.

Die Verachtung des Todes und das Verdienst eines gewaltsamen Todes, war bei den nordischen Völkern sehr groß. Greise wurden von geheiligten Felsen gestürzt, damit sie gewiß in Walhalla ankommen möchten. Ein König, der in einer Schlacht verwundet

war — er hieß Haka — ließ sich mit den Verwundeten und Todten auf ein Schiff bringen; führte das Schiff aufs hohe Meer, und verbrannte sich mit den Seinen. Die Krieger schlossen Bündnisse auf Tod und Leben. Blieb der eine, so mußte der andere ihm nachfolgen. So hatte Hundig, der König von Schweden, mit Hadding dem Könige Dännemarks, einen Bund geschlossen. Als Hundig den Tod seines Freundes erfuhr, stürzte er sich in eine Tonne mit Meth. Aber die Nachricht war falsch gewesen, und Hadding, um seinem Freunde zu folgen, erhing sich selbst vor den Augen seines Volks.

Im achtzehnten Jahre wurden die Jünglinge der väterlichen Gewalt entlassen, und erhielten Schild, Schwerdt und Lanze — von jetzt an, mußten sie für ihre Bedürfnisse selbst sorgen.

Die Weisheit bei den alten nordischen Völkern bestand darin, jemanden schwere Fragen vorzulegen, und sie zu beantworten. So heißt es in einem Gedichte also:

Sag mir dieß, Fiölsvithr
wie der Baum heißt
welcher ausbreitet über
alle Länder seine Zweige.

Fiölsvithr antwortet singend; (und singend war auch gefragt):

Nacheifrung heißt er;
wenige Menschen wissen
was aus seinen Wurzeln entsproßt,
was von ihm fällt,
wissen nur wenige zu schätzen.
Nicht Eisen noch Feuer beschädigen ihn.

Die Frauen der alten Teutschen.

Fast bei keinem Volke, welches mit den Teutschen auf gleicher Stufe der Bildung stand, wurde dem weiblichen Geschlechte so viele Ehrerbietung erzeigt, als bei unsern Vorfahren. — Ihre Schönheiten waren der blauen Augen, und goldgelben Haare wegen, selbst bei den Römerinnen der Gegenstand der Nachahmung, nur daß sich freilich nicht so leicht die Augen, als die Haare färben ließen. Die teutschen Mädchen hatten eine Art rothgelber Seife, mit welcher sie die Haare bestrichen, und die römischen Damen kauften diese Seife eben so begierig, wie man jetzt Pariser Schminke kauft.

Auf weibliche Tugend hielten unsere Vorfahren mit hohem Ernst, und ein Mädchen, das einmal seine

Züchtigkeit vergessen hatte, fand nimmer einen Mann, wie reich, vornehm und schön es auch sein mochte. — Der Ehebrecherin aber, wurde das Haar, im Angesicht der zusammengerufenen Verwandtschaft abgeschnitten, die Kleider ausgezogen, und sie von dem Manne durch den Wohnort durchgeprügelt, und Schande und Abscheu begleitete die Treulose überall hin; aber dagegen wurden auch nie die Mädchen zu einer Heirath gezwungen — sie hatten freie Wahl, und als freie Wesen wurden sie von den Männern behandelt. Oft zogen sie auch mit den Männern in den Krieg, und feuerten diese an, ihre Schuldigkeit zu thun, ja sie haben sich nicht ganz selten selbst dem Feinde mit einem Muthe widersetzt, der sogar, den kriegserfahrnen Römern Achtung abnöthigte. Wurden sie aber von dem Feinde eingeschlossen, so ergaben sie sich nicht. — Ewige Sklaverei war dem teutschen Weibe das Schrecklichste — es erwürgte seinen mitgenommenen Säugling, oder zerschmetterte ihn an Steinen, und erhing sich dann, oft am eigenen Haar. Von hohem Ehrgefühl und Freiheitsliebe entflammt, haben in den Kriegen mit den Römern, ganze Scharen von Weibern, sich und ihren Kindern das Leben genommen, wenn sie die Freiheit nicht retten konnten. Ein solcher hoher Sinn verdiente die Achtung, welche er von unsern Vorfahren empfing. Die Frauen waren bei ihnen nicht, wie bei den Morgenländern, niedrige Wesen, sondern überall hochgeehrt, und wurden zu

allen Festen und selbst zu den Religionsgeheimnissen zugelassen; sie wurden bei öffentlichen Angelegenheiten um Rath gefragt, und bei den Freudenmahlen hatten sie oft den Vorsitz.

Diese Achtung gegen das weibliche Geschlecht, blieb auch bis in das Mittelalter sichtbar genug. Der Mord einer Frau, die noch hätte Kinder erzeugen können, wurde zwei oder dreimal so hoch bestraft, als der Mord eines freien Mannes. Entblößte jemand einer freien Frau den Finger oder die Hand, wider ihren Willen, so gab er eben so viel Strafe, als hätte er einem Manne den Mittelfinger abgehauen, nämlich funfzehn Schillinge, und doppelt so viel, wenn er den bloßen Arm berührt hatte, wofür er auch einem freien Mann den Daumen hätte abhauen können. Fuhr man ihr mit der Hand über den Ellenbogen, bis an den Oberarm, so galt das 35 Schillinge, und das Berühren des Busens galt 45 Schillinge, und mehr galt es auch nicht wenn man einem Krieger die Nase oder drei Finger abgehauen hatte — Zwar waren diese Strafen nicht bei allen teutschen Stämmen ganz gleich, doch waren sie überall streng genug. — Freilich blieb das nicht so. Je mehr die Teutschen mit den, anfangs aufs höchste von ihnen, der Laster wegen, verabscheuten Römern bekannt wurden, desto mehr, nahmen sie die Sitten derselben d. h. Sittenlosigkeit an. In nachmaligen Zeiten haben sie von den Franzosen

und Engländern gelernt — aber fürwahr um sehr theures Lehrgeld!

Einige Sitten im Riesengebirge.

Die Weihnachtstage, sind für die Bewohner des Riesengebirges, wie allenthalben bei uns, Tage der Freude und des Vergnügens. Verschneiet in seiner Baude (seiner Wohnung) und, wenn diese einzeln steht, oft auch auf mehrere Wochen, von aller Nachbarschaft getrennt, und weniger mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, hat der Gebirgsbewohner volle Zeit, sein zu pflegen, und sich gütlich zu thun, wenn nur die Mittel dazu aufgebracht werden können. Damit es an diesen nicht fehle, hat jeder schon drei oder vier Freitage vor Weihnachten die ganze Nacht hindurch gesponnen, und der Gewinn des Nachtfleißes, ist für seine Weihnachtsfreude bestimmt, die ihm sehr viel gilt, wiewohl sie der reiche Städter höchst ärmlich und elend finden dürfte.

In einigen Ortschaften oder Dörfern, wird in den letzten Tagen der Fastnachtswoche, ein junger Mensch

in Erbsenstroh verkleidet, und stellt einen Bär vor. Er wird mit Musik und unter dem Jauchzen der begleitenden Menge umhergeführt, und fordert von Haus zu Hause kleine Geschenke ein, die er am reichlichsten von den jungen Mädchen erwartet. Das freigebigste Mädchen, wird des Abends feierlichst zum Tanze abgeholt, und eine solche Ehre, ermuntert freilich zum Geben.

An einem bestimmten Fastensonntag, den sie den schwarzen Sonntag nennen, gehen die jungen Mädchen, des Nachmittags mit einem Fichtenbäumchen umher, an dessen Zweigen Eierschalen und Bänder befestigt sind. Sie nennen dieß das Sommergehen. In andern Gegenden, machen die Knaben diesen Gang mit dem Fichtenbäumchen, und führen in der Hand eine aus Weiden geflochtene Peitsche, mit welcher sie die ihnen begegnenden Mädchen necken, und ein kleines Geldgeschenk von denselben einfordern.

Zu einer Kindtaufe bittet sich der Bewohner des Riesengebirges oft 15 und mehr Gevattern, welche sich vorher im Bier und Brantewein in dem Kretscham (Schenke) gütlich thun, und dann in die Kirche ziehen. Ist der Täufling ein Knabe so ziehen die Männer, sonst aber die Weiber voran. Das Kind selbst trägt gewöhnlich eine Jungfer. Nach der Taufe trinkt man wieder, oder es wird im Taufhause, Brod,

Butter, Käse und Bier und Brantewein aufgetragen, und von den Pathen das Eingebinde, etwa 8 gr. bei den Aermern, auf den Tisch gelegt, und nach freundlichen Glückwünschen geht man zu Haus. Nach sechs Wochen wird die Wöchnerin von allen Gevatteriinnen zur Einsegnung in die Kirche begleitet.

Der eigentliche Kindtaufenschmaus wird hier, was so sehr nachahmungswerth wäre, nach einigen Monaten, ja oft sogar erst nach einem Jahre gegeben, und es geht dort eben so zu, wie in den meisten Gegenden Teutschlands — es ist ein Ueberfluß von Speisen da, von welchen die Gäste das Ehrenbündel — hier heißt es der Bescheid — nach Hause schicken. Will man indessen ein solches kostspieliges Essen nicht geben, so schickt man den Gevattern das Eingebinde wieder zurück, oder man löst sich durch andere Geschenke.

Einfach ist im Riesengebirge ein Hochzeitmahl. — Wo Rindfleisch und Suppe gegeben wird, da geht es schon hoch her. Oft wird blos Biersuppe und Mehlspeise, aber in großer Menge gegeben. Und dennoch ist man die Nacht, und oft noch den folgenden Tag bei Tanz und Musik vergnügt. Die Braut wird in vielen Gegenden in irgend einer Kammer versteckt, und muß durch den Brautführer mit einem kleinen Geschenke von den Weibern und Mädchen erst erkauft

werden; dann führt man sie in das Haus des Bräutigams, und von da zur Kirche. In reichen Oertern, ist freilich alles viel prächtiger und kostspieliger. Alsdann werden viele Brautschauer, außer den Hochzeitgästen eingeladen. Die erstern helfen nur den Jubel in der Schenke vermehren, aber sie nehmen an dem Gelage selbst keinen Theil. Man hat Hochzeitbitter, Kränzeljungfern, und Kränzelgesellen, und eine Verwandte der Braut, ist dieser beständig zur Seite, macht gleichsam eine Art Hofmeisterin, und hat den Ehrennamen — Salzmäste. Der wichtigste Mann bei einer Hochzeit ist aber der Plempatsch, der immer lustig, beredt, und unerschöpflich an lustigen Liedern und Schwänken sin muß; alles ordnet er an, alle Reden und Vorträge hält er — alle Gebräuche muß er wissen — Er ist Sprecher, Ceremonienmeister, und Hanswurst. Da man nicht leicht jemand findet, der eine solche Stelle ausfüllt, so behält sie der Besitzer, für viele Meilen in der Runde, gewöhnlich auf Lebenszeit — Man ruft den Plempatsch sogar zu Kindtaufen und Leichenbegängnissen, was man mit unsern Hochzeitbittern, die an manchen Orten mit ihm viel Aehnliches haben, gewöhnlich nicht zu thun pflegt. — Mancher Hochzeitgast hat für Bier und Brantewein in der Schenke vier Thaler und mehr noch zu zahlen, denn man macht sich eine Ehre daraus, jedem Bekannten, und selbst angesehenen Fremden, eine bestimmte Menge Bier beim Wirth anzu-

weisen, die derselbe zu gelegner Zeit vom Wirthe abholen läßt, falls er sie nicht gleich trinken will.

Fest der Schweizer Alpenhirten, in dem Bernschen Oberamt Interlaken.

Eine Gesellschaft von Freunden vaterländischer Sitten und Gebräuche zu Bern, brachte eine Subscription zu einem ländlichen Feste zusammen, welches jährlich den 17ten August gefeiert werden sollte. — Alle schweizerischen Alpenhirten wurden im Jahr 1805 zu diesem Feste eiugeladen, welche irgend eine, den Bergbewohnern der Schweiz eigene Fertigkeit, sich verschaft hatten. Das Thal von Interlaken im Canton Bern, ist der Sammelplatz, wo die Wettkämpfenden sich Tags zuvor beim Oberamtmann melden müssen. — Des Morgens um 7 Uhr, begaben sich dann sämmtliche Hirten, in einem Aufzug und unter Musik, auf den zum Spielen bestimmten Platz, einer geräumigen Wiese am Fuße eines Hügels, auf welchem die Trümmer einer in der Schweizergeschichte berühmten alten Burg, Uspunnen, aus Bäumen und Gebüschen hervorragen. Hinter diesen Trümmern und

ihnen gegenüber erheben sich hohe Felsenmassen und Alpweiden, die das benachbarte Thal von Lauterbrunnen einschließen, in dessen Hintergrunde der von Schnee und Eis bedeckte Gipfel der Jungfrau glänzt, — einer der höchsten Punkte der Erde.

Um den mit Bäumen umkränzten Platz der Kampfwiese, werden Gezelte für die Zuschauer und Kämpfer aufgeschlagen, die dort unter dem Laub der Aeste, kühl sitzen und sich erfrischen können. Das Blasen des Alphorns, bekannt in allen Hochgebirgen der Schweiz und Tyrols, und berühmt durch den Kuhreihen, dieser uralten Hirtenmusik, macht den Anfang des Festes. Die auf diesem Instrument Geübten, vertheilen sich in größern oder kleinern Truppen auf die benachbarten Anhöhen, und heben besonders die Stellen aus, die der Fülle der Töne, und dem Klange des Wiederhalls, am vortheilhaftesten sind, und alle Wunder des vielstimmigen Echos, das hier vorzüglich in den Bergschluchten und hinter den vielfach gewundenen Felsenwänden wohnt, im Stande sind hervorzulocken. Ueber die Geschicklichkeit der Blasenden richten die Stifter des Festes, mit Zuziehung bekannter Musikverständiger, und lohnen den sechs Besten, mit silbernen, und für dieses Fest eigends geprägten Preismedaillen. Der erste unter denselben bekommt zugleich aus den Händen des Oberamtmanns, den höchsten Preis des ganzen Festes, nämlich kostbare und zierlich

gearbeitete Kuhgeräthschaften, und wird auch als König des Festes ausgerufen.

Den Wettspielen auf dem Alphorn, folgen die Weltkämpfe der Schwinger. Zwei Hirten umfassen sich mit ihren starken Armen den Leib, und versuchen einer den andern durch Kraft oder Behendigkeit niederzuwerfen. Stundenlang lassen die geübten Ringer den Sieg zweifelhaft, bis endlich eine falsche Bewegung, ein Augenblick der Unachtsamkeit, dem aufmerksamen Gegner Gelegenheit gibt, mit Blitzschnelle seinen Vortheil zu benutzen, den andern in die Höhe zu heben, ihn in der Luft umzudrehen, und so gewaltig niederzuwerfen, daß der Boden erdröhnt. Ein allgemeiner Jubel wünscht dem Sieger Glück; seine Gespielen umringen ihn und führen ihn hin zum Empfange des Preises. — Haben erst also die stärksten Ringer sich versucht, so messen sich nun auch die Mindergeübten, und fordern sich heraus. Der Kampf wird ausgebreiteter, lebhafter und allgemeiner.

Dem Schwingen folgt das Steinstoßen nach, welches vorzüglich im Appenzellerlande geübt wird. Steine, oft mehr als hundert Pfund Gewicht haltend, werden mit einer Hand über das Haupt in die Höhe gehoben, und dann oft unglaublich weit geschleudert. Wer seinen Stein am weitesten wirft, ist Sieger.

Nach ihnen kommen die Schützen mit Feuergewehr. Die Kunst ein kleines Ziel auf eine große Weite

zu treffen, ist den Jägern der hohen Schweizergebirge (auch) den Tirolerjägern) eigen, und besonders gelten die Gemsenjäger für die besten Schützen Europas. Das Ziel, welches sie sich stecken ist mehrere hundert Schritte entfernt(und selten größer als ein Laubthaler (großer Thaler). Man will auch, zu seiner Zeit, noch den Wettkampf im Schießen mit Armbrüsten hinzufügen, welches seit dem Gebrauch des Feuergewehrs, sehr außer Uebung gekommen, und fast ganz fremd geworden ist, wiewohl die schweizerischen Bergbewohner, einst so geschickt in dieser Kunst waren.

Unter den Zelten sind gedeckte Tafeln mit Erfrischungen, wo die Kämpfer in den Zwischenräumen sich erholen können, welche Abwechselung und Ruhepunkte in das Leben dieser Kämpfe bringen. Die Alpenmädchen, die während des Tags in größern bald, und bald in kleinern Truppen auf dem Kampfplatze lustwandeln, sammeln sich am Abend, unter den hohen Nußbäumen am Fuße des Hügels, und singen, bald einzeln, bald in größern oder kleinern Chören, bald alle in einem Chor zusammen, vaterländische Gesänge, und jene kunstlosen einfach melodischen Lieder der Heimathen, welche ihre Sitten malen, und ihnen im Winter die langen Abende am Spinnrade verkürzen. Dem Gesange folgen Tänze nach, die den fröhlichen Tag beschließen.

Unter den Zelten, auf den weichen Matten, im Schatten der Bäume, auf den Tennen, in den

nahen Wohnungen, und überall wird ein Tanzplatz sein, wo Flöte und Geigen ertönen.

Wie ihre Lieder, so unterscheiden sich auch die Tänze der Schweizer, von den Tänzen anderer Länder. — In dem Thale von Oberhasle findet sich eine seltsame Tanzsitte. Die Mädchen tanzen erst allein, ruhiger und sanfter, eine geraume Zeit; plötzlich brechen auf einmal die Jünglinge, die bisher stumm zusahen, wie verabredet auf die erschreckenden Mädchen ein; jeder ergreift ein Mädchen, und jetzt beginnt der Tanz feuriger und rascher.

Solche Feste, sollen und können die einfachen alten Sitten des Volks wieder beleben, und zwischen den verschiedenen Hirtenvölkern enge Freundschaft, und Wohlwollen und Zuneigung zwischen Stadt = und Landmann stiften. Fürwahr sie sind dazu geeignet, alte Herzlichkeit und Einigkeit wieder herzustellen.

Viele meiner Leser werden sich hiebei an die olympischen Spiele der Griechen erinnern, die auch ein solches Volksfest waren, welches von allen Gegenden her besucht wurde. Kampfspiele verschiedener Art, hat fast jedes ältere und neuere Volk gehabt, oder hat sie noch, aber nur bei wenigen waren sie ein allgemeines öffentliches Fest. — Ich möchte wohl zu Interlaken bei diesen Spielen gewesen sein! Welcher Zusammenfluß von Menschen aus allen benachbarten Gegenden her; — welche Hoffnungen und Erwartungen, und welche

Anstrengungen der Kämpfer! welche getheilte Theilnahme, und welcher allgemeine Jubel! Vor allem hätt ich die Freudentrunkenheit der Sieger, und den Ausdruck von der Unaussprechlichkeit ihres Glücks, auf ihrem Angesicht erblicken mögen!

Die Andamanen.

Alles, was die Reisenden von der Roheit wilder Völker erzählt haben, scheint wenig zu sein, im Vergleich mit den Andamanen; den Bewohnern der zu Ostindien gehörigen andamanischen Inseln, die nach Capit. Stockoes Aussage nicht über 2500 Seelen auf den großen und den kleinen Andamaninseln ausmachen. Sie halten sich einzeln und zerstreut an den Küsten auf, ohne tief in die Waldungen einzudringen. Die See muß ihnen die Hauptnahrung geben — Fische.

Sie sind selten über fünf Schuh hoch, die Glieder dünn, die Schultern hoch, die Köpfe groß, und der Unterleib hervorragend; sie scheinen, seltsam genug, ein abgeartetes Negergeschlecht, mit Wollenhaar, platten Nasen und aufgeworfenen Lippen zu sein. Die

Augen sind klein und roth, die Haut von einer tiefen rußartigen Schwärze, die sich hinlänglich von allen Nachbarn unterscheidet. — Merkwürdig ist es, daß auch die Gestalt des Götzen Bud, in dem jenseits des ganzes gelegenen Indien, öfters die characteristischen Haare und Gesichtszüge der Neger hat.

Diese Menschen gehen völlig nackt, ohne die mindeste Scham darüber zu haben. Ein englisches Schiff lockte einmal 2 Weibspersonen durch ein Gericht Fische an Bord. Man behandelte sie gütig, und wies ihnen ein eigenes Zimmerchen an. War es Mißtrauen oder was war es sonst — genug, wenn die eine schlief, wachte die andere. Sie litten es zwar, daß man sie bekleidete, allein so bald sie ihre Zeit ersahen, warfen sie die Kleider wieder von sich. Sie wurden bald munter, sprachen freimüthig, und besahen sich mit unaussprechlichem Vergnügen in einem Spiegel. Ihr Gesang — und sie sangen gern — war bald traurig, bald lebhaft; auch tanzten sie auf dem Verdecke, und schlugen dabei mit den Fersen an den Hintertheil ihres Körpers. Wein und andere geistige Getränke waren ihnen zuwider; und es behagte ihnen kein anders Nahrungsmittel, als Fische, Reis und Zucker. — Nach einigen Wochen, waren sie aus dem verhungerten Zustande, in welchem sie ankamen, wieder zu Kräften gekommen, und sehnten sich nach ihrer Freiheit — In Einer Mitternacht entwischten sie.

Die Andamanen führen einen vier bis fünf Schuh langen Bogen, dessen Saite von Baumfasern oder Bambusstreifen gemacht ist — Die Pfeile sind von Schilfrohr, mit einer Spitze von Fischbein oder von Holze, welches im Feuer gehärtet wird. Sie haben einen Speer von scharf zugespitztem Holze, und ein Schild von Baumrinde. Auch sollen sie sich Netze aus den Fasern der Baumrinde machen, um damit die Fische, die in ihren Buchten häufig sind, zu fangen. Diese Fische werden in Körben von Weidenrinden fortgetragen, über einem Kohlenfeuer halb gebraten, und verzehrt. — Am Rande der Waldungen findet man einige kleine Schweine. Hat ein Andamane das Glück eins davon zu erlegen, so hebt er Hirnschale und Zähne sorgfältig auf, seine Hütte damit auszuputzen. Ihre Kähne bestehen aus hohlen Bäumen, oder sie haben auch Flöße von Bambusrohr, welche gerudert werden — Vier in die Erde gesteckte, oben in der Spitze zusammengebundene, und durch andere, in die Quere gelegte, festgehaltene Stangen, machen ihre Wohnung. Die Oeffnung ist nur eben so groß um hineinkommen zu können. Das Bette besteht aus Baumblättern. Da sie von mancherlei Ungeziefer sehr gequält werden, so überziehen sie jeden Morgen den Leib mit Schlamm, der an der Sonne bald zu einer festen Rinde wird. Der Wollenkopf wird mit rothem Ocher bemahlt.

Sie verehren die Sonne, den Mond, die Geister der Wälder, der Berge und Gewässer. Die Ungewitter sind die Wirkungen böser Geister — Wenn die südwestlichen Passatwinde wüthen, so suchen sie den Zorn der Götter, durch wilde Chöre, die sie in kleinen Versammlungen an der Küste, oder auf einem in die See hangenden Felsen halten, zu besänftigen. —

Das Pflanzenreich gibt ihnen wenig Nahrung — zum Unglück ist auch hier die Cocosnuß nicht einmal zu Hause; nur die Frucht des Mandelbaums wird von ihnen gegessen, und außer Fischen, müssen Eidechsen, Ratten und Schlangen herhalten.

Einige bengalische Fischer lockten durch Eßwaren eine ausgehungerte Andamanin — fast die ganze Nation ist verhungert — zu sich. Statt ihren Hunger zu stillen, erlaubten sie sich Gewaltthätigkeiten. Auf das Geschrei derselben stürzten die Andamanen herbei, und erschlugen zwei von den Fischern, deren Körper man nachher grausam verstümmelt fand. Sie waren durchstochen, und denselben mit Steinen alle Beine zerbrochen. Doch war das Fleisch nicht abgeschält — so hungrig das Volk also immer ist, gehört es doch nicht zu den Menschenfressern.

Ihr Gesang besteht in wilden Melodien, und ihre Gebehrden während derselben, sind voller Leidenschaft.

Die Guanchen
auf den Kanarieninseln.

Die Guanchen sind die ehemaligen uns bekanntesten ältesten Einwohner auf den Kanarieninseln, oder sonst sogenannten glückseligen Inseln, welche an Afrikas Westseite liegen, und unter welchen wenigstens Teneriffa den meisten meiner Leser bekannt sein wird.

Nach den ältern spanischen Schriftstellern sind die Guanchen große, starke Leute gewesen; — ihre Gesichtszüge sehr ernst; mit einem richtigen Verstand und lebhaftem Geiste begabt, und weit gebildeter, als rohe Völker sein können. Sie hatten zahlreiche Heerden, trieben den Ackerbau, lebten unter gesetzlichen Verfassungen, kannten und verehrten einen Gott.

Das Volk war in 3 Klassen eingetheilt. Die Oberhäupter oder Fürsten machten die erste — eine Art Adel die zweite, und die Landleute die dritte Klasse. Alle Klassen bauten das Feld.

Es sollen noch auf Teneriffa, bis jetzt, einige von dieser Nation übrig sein, die von den Spaniern

eine Art Pension beziehen, die sie sich mit Stolz geben lassen.

Merkwürdig ist es, daß dieses Volk es in der Kunst Leichname zu balsamiren es eben so weit scheint gebracht zu haben, als die deswegen so berühmten Egypter. Sie hatten eigne Leute zu diesem Geschäft, nämlich die Balsamirer.

Die Balsamirer waren bei den Guanchen etwa eben so widrig, wie bei uns die Leichenweiber. Man darf nicht glauben, daß die Priester dieß Geschäft verrichteten, wie man wohl vorgibt; und daraus ein Geheimniß machten.

Man trug den Leichnam zu dem Balsamirer hin. Dieser schnitt den Unterleib mit einem scharfen Kiesel auf, nahm die Eingeweide heraus, und ließ dieselben von einigen Gehülfen waschen. Hierauf wusch man den übrigen Körper, vorzüglich die Schamtheile, das Innere des Mundes, die Ohren und die Finger. Man nahm zum Waschen des Körpers Wasser, worin sehr viel Salz aufgelöst war. Die leeren Theile stopfte man mit aromatischen Pflanzen aus, und setzte nun den Leichnam der stärksten Sonnenhitze aus, oder trocknete ihn auch wohl in stark geheitzten Zimmern. Indessen überzog man denselben aber auch mit einer Salbe die aus Ziegenfett, wohlriechenden pulverisirten Pflanzen, Harz, Bimstein, Lehm, Fichtenrinden u. d. gl. m. gemacht war.

Nach 14 Tagen mußte alles fertig sein. Die Anverwandten holten den Leichnam, näheten ihn doppelt und dreifach in Ziegenfelle, die der Verstorbene selbst noch bei seinem Leben dazu zubereitet hatte, und umgürtete ihn mit ledernen Riemen die man mit Schleifen befestigte. Die Leichen der Könige und sehr vornehmer Personen bekamen noch überdieß einen Sarg (oder vielmehr Kasten,) der aus dem Ganzen eines Stamms verfertigt war. Hierauf trug man den Leichnam in Höhlen oder Klüfte. — Dieß war aber freilich schon eine kostbare Art von Einbalsamirung. Bei der wohlfeilern wurde der Leichnam blos tüchtig ausgetrocknet, nach dem man zuvor eine fressende Flüssigkeit in den Leib gebracht hatte, die alle innern Theile verzehrte.

Die Mumien (Xaxo genannt) haben wie man sie jetzt findet, alle eine fahlbraune Farbe, und sind überall mit Puppen von Fliegen bedeckt. Letztere haben ohne Zweifel ihre Eier beim Einbalsamiren darauf gelegt; diese aber konnten sich nicht entwickeln, sind aber eben so gut erhalten, wie die Mumien selbst.

Man hat auf den Kanarien viele Grabmähler entdeckt, und gefunden, daß man den Vornehmen auch noch eigene Denkmähler setzte — Pyramiden aus Feldsteinen die ziemlich hoch waren. In einigen Höhlen fand man über tausend Mumien beisammen. Gewöhnlich liegen dieselben auf Gerüsten, und sind so

gestellt, daß die Felle, welche der obersten Mumie die Füße bedecken, der nächstfolgenden den Kopf verhüllen. Auf diese Weise hangen wohl 6 bis 7 Leichen zusammen.

Die Erziehung der Kinder hatte bei ihnen zunächst nur die Absicht, den Körper zu bilden. Ringen, Springen, Tanzen, Laufen und Werfen, waren Geschicklichkeiten, in welchen jedermann von Jugend auf vervollkommnet wurde.

Die Kinder wurden in den ersten Lebensjahren auf Matten gelegt. So bald sie sich bewegen konnten, warf man ihnen kleine, von weicher Erde gemachte Kugeln entgegen, welchen sie auszuweichen suchten. Nachmals bediente man sich der Nüsse zu eben diesen Zweck, dann kleiner Kugeln, dann der Pfeile ohne Spitzen, und zuletzt spitziger Pfeile. Man sieht leicht welchen Einfluß dieß auf die Gewandtheit des Körpers muß gehabt haben, und in der That wußten diese Menschen auch den schnellsten und kräftigsten Steinwürfen mit vieler Geschicklichkeit auszuweichen.

Man sieht schon hieraus, daß dieses Volk nicht zu den ungebildeten gehörte, doch beweisen dieß ihre Gesetze noch mehr, von welchen ich jedoch hier nichts erwähnen will. So wie sie aber mit den Hindus, eine Kasteneinrichtung gemein hatten (S. Natur und Menschen), so hatten sie auch mit ihnen den Abscheu

gemein Thiere zu tödten — sie hatten zwar eigene Schlächter, diese aber standen in der tiefsten Verachtung.

Das Stehlen galt wenigstens auf der Insel Ferro, wie ehedem bei den Lacädemoniern, für einen Beweiß von großer Geschicklichkeit. — Die Achtung gegen das weibliche Geschlecht, war von den Gesetzen sehr in Schutz genommen. Der Mann mußte das Mädchen oder Weib vorangehen lassen, durfte, falls er nicht durch Blicke aufgefordert war, dieselben nicht ansehen, auch nicht zuerst anreden.

Zu ihren Spielen, gehörten die Wurfspiele — man warf mit großen steinernen Scheiben. Ringspiele, wurden auf einem Haufen aufgeworfener Erde gehalten, und scheinen ihre bestimmten Gesetze gehabt zu haben. Niemand durfte es spielen, welcher nicht von dem Kriegsrathe und Oberpriester dazu Erlaubniß hatte. Die Kämpfer waren mit drei Steinen, und einem scharfen Dolche aus Holz bewaffnet. In einer gewissen Entfernung warfen sie sich mit den Steinen, und jeder mußte dem Wurf blos durch die Wendung des Körpers ausbeugen ohne die Füße von der Stelle zu bewegen. Hierauf gingen sie mit Keule und Dolchen auf einander los, und jeder suchte den Streichen des andern auszuweichen. Alle Zuschauer nahmen den lebhaftesten Antheil. Einer behielt zuletzt die Oberhand, oder aber die Keulen waren zersplittert, und

auch dann endigte sich der Kampf unter dem Beifalljauchzen des Volkes.

Unter den ursprünglichen Bewohnern von Palma, war eine Art auszehrender Krankheit sehr gewöhnlich, in welcher sie sich sehr nach dem Tode sehnten. Der Unglückliche den sie betraf, ließ seine Freunde zusammen kommen, und rief mit der Stimme des tiefsten Schmerzens: „Ich will sterben!" (Vaca guare). Konnten die Bitten und Vorstellungen der Freunde und Verwandten, diesen Entschluß nicht ändern, so widersetzte sich niemand weiter demselben. Man hüllte den Kranken in Windeln aus Ziegenfellen ein, und trug ihn in die Begräbnißhöhle, welche er sich gewählt hatte. Hier setzte man ihn unter die vorhandenen Mumien, stellte einige Gefäße mit Milch vor ihm hin, begab sich hinweg, und überließ ihn seinem Schicksale. Niemand unterstand sich von nun an, ihn weiter zu beunruhigen.

Unter den Weibern der Guanchen, sollen die auf Teneriffa die liebenswürdigsten, und die hiesigen Männer die galantesten gewesen sein. Hier gab es wechselnde Moden. Die übrige ganze Nation kleidete sich in Ziegenfelle — hier aber gab es eine Zeitlang Matten, welche jedoch wieder abkamen, um den Fellen aufs neue Platz zu machen, die nach Versicherungen von Europäern, so treflich zubereitet

waren wie bei uns die Dammhirsch und Gemsenfelle. Ein daraus verfertigter brauner Rock, wurde von einem vielfarbigen Gürtel gehalten, und kleidete diese Nation, welche dunkelbraun und von einem schönen Wuchs war, sehr gut. Diese Kleider hatten keine Aermel, reichten nicht über die Knie, und waren vorn auf der Brust offen.

Die Frauen verhüllten im Grunde nur einen Theil ihres Körpers, denn, — Schultern, Hals und Brust wurde nur von den herabfließenden Haarlocken bedeckt. Ein enger, von Ziegenfellen verfertigter Unterrock lag dicht am Körper an, wurde durch eine Art Faltenzug oberhalb der Hüften festgehalten, und war schmiegsam und gefügig genug um von der Form nichts zu verhehlen.

Auf Teneriffa schminkte man sich sogar. Die Wangen mit roth, den übrigen Körper mit weiß. Doch wurde das Gesicht auch mit grün und gelb bemahlt. Die Füße wurden von kleinen Stiefeln geschützt, und waren auf allen Inseln gewöhnlich. — Eine Art Strümpfe durfte nur der Adel tragen.

Man wohnte in Höhlen — natürlich mußten diese in einem Lande viel Werth haben, wo einen Theil des Jahrs die Sonnenstralen senkrecht herabfallen. Die geräumigsten gehörten den Königen oder Fürsten. Diejenigen, welche keine Grotten bezahlen konnten, ließen sich von Leuten, die das Maurerhandwerk verstanden, kleine Häuser bauen. Doch gab es auf einigen

Inseln, wo der Beschaffenheit des Bodens nach, die Höhlen seltener sein mußten, viele hohe und dauerhafte Häuser, deren Eingang aber überaus enge und schmal war. Auf Ferro waren die Häuser rund, nicht so hoch als auf den andern Inseln, aber besser von Ansehen. Auf einigen Inseln standen die Häuser im Kreise an einander; auf Kanaria aber in einer schnurgeraden Linie, und so tief in der Erde, daß die Dächer dem Erdboden gleich waren; daher man in denselben nichts von der brennenden Sonnenhitze empfand. Die Dächer bestanden aus Stroh und Baumzweigen, und wurden auch wohl mit festgestampfter Erde bedeckt. Ein sanfter Abhang führte in diese Dörfer, die nur einen gemeinschaftlichen Eingang hatten, den man durch einen Palmbaum bezeichnete, damit der Reisende der eine gastfreundliche Aufnahme suchte, wissen konnte, wohin er seine Schritte zu richten hätte.

Sie hatten allerlei Arten Gefäße von Erde, deren Formen ihre Töpfer nie änderten; hölzerne, mit Fellen und Matten belegte Bettstellen; Waffen und Geräthschaften; Stühle von geglätteten Steinen, über welche Decken von Fellen gelegt waren; kleine hölzerne Spaten und Gefäße; lederne Säcke um Mehl und Eßwaren darin zu behalten, kleine lederne Beutel und Taschen, für tausenderlei Kleinigkeiten.

Ihre Waffen waren Keulen; Stangen statt der Speere, deren Spitzen am Feuer gehärtet waren.

Piken, Wurfspieße und hölzerne aber sehr scharfe Schwerdter. Auch Schilder hatten sie, und Steine wußten sie sehr sicher und stark zu werfen.

Die Guanchen liebten Musik, aber die traurigen und schwermüthigen Melodien, hatten ihren meisten Beifall. Unter ihren Tänzen ist die Kanarie noch jetzt bekannt, und sehr ausdrucksvoll. Bei den Spaniern kommt dieselbe noch in Balletten vor. Bei einem andern Tanze standen Männer und Franen in zwei Reihen einander gegenüber, und gaben einander die Hände. Jeder figurirte, wenn die Reihe ihn traf, mit lebhaften Geberden und Bewegungen. Die Musik dazu waren Rohrflöten, Tambourins, und pfeifende Töne die man auf dem Finger hervorbrachte. Auch begleitete man dieselben oft mit Gesang, dessen Inhalt höchst rührend gewesen sein soll.

Es gab verschiedene Kasten unter ihnen — die Adlichen wurden als Abkömmlinge der Götter angesehen, hatten die vornehmsten Stellen, trugen runde bis an die Ohren abgeschnittene Haare, und einen Bart. Durch ausgezeichnete Thaten konnte jemand in den Adelstand erhoben werden, und das Recht dieser Erhebung hatte allein der Oberpriester, und übte es nachdem er dazu eine Versammlung der Stände berufen hatte.

Sie verehrten ein göttliches Wesen. Die Art wie sie dasselbe zu bewegen suchten, ihnen Regen zu geben, ist merkwürdig genug. Sie trieben ihre Schafheerden

an gewisse Orte, die ausdrücklich zu diesem Zweck bestimmt waren; hier sonderten sie die Lämmer von den Müttern ab, und steckten eine Lanze in die Erde. Die Lämmer liefen dann um die Lanze herum und blökten nach ihren Müttern, die ihnen blökend antworteten. Durch diese Töne hofften sie die Gottheit zu rühren, ihnen den Regen zu senden. — Es kann übrigens wohl sein, daß sie außer der Gottheit auch noch Sonne, Mond und Sterne verehrten. Auch scheinen sie, wie viele Völker, den Glauben gehabt zu haben, daß sie der Gottheit auf hohen Berggipfeln näher wären. Auf Ferro sind zwei Berge. An dem Fuße des einen versammelten sich die Männer, am andern die Frauen, zu gewissen Zeiten, um zu der Gottheit zu beten, und auch wohl drei Tage lang zu fasten, zumal wenn man Regen haben wollte. Am Ende dieser Zeit erhoben sie sämtlich ein Klageschrei. Blieb dieses Geschrei ohne Wirkung, so begab sich ein Einzelner, in eine gewisse Höhle (Astehyta) und betete inbrünstig. Wenn sein Flehn erhört wurde, so erschien ihm, sagt man, ein Schwein, daß er in seinen Tamarko oder Mantel hüllte, und dem versammelten Volke vorzeigte. Dieses Schwein nannten sie einstimmig Aramfaybo, oder, den Fürbitter bei Gott.

Einen Teufel nebst der mit ihm zusammengedachten Hölle, glaubten sie auch. Auch an Wahrsagerinnen fehlte es nicht, von welchen eine auf der Insel For=

taventura ihre Gaukeleien, in einer kleinen Grotte trieb, und durch konvulsivische Bewegungen dem Rathfragenden sich wichtig machte. Auf Kanaria standen ebenfalls gewisse Jungfrauen den gottesdienstlichen Gebräuchen vor — eine Art Vestalinnen, die eine ewige Jungfrauschaft hielten und Magades und Harimagades genannt wurden, schöner gekleidet waren, als andere Mädchen, und mancherlei Vorrechte genossen. Sie trugen die Bitten des Volks der Gottheit in heiligen Höhlen vor, die als Freistätten geachtet wurden und opferten dort täglich Milch.

Der geheiligten Orte gab es auf Kanaria mehrere, und zu denjenigen Zeiten, in welchen ein allgemeines Gebet nöthig schien, berief der Oberpriester das ganze Volk, stellte sich in dessen Mitte, und ging in Procession zu einem dieser Orte. Jeder trug einen Palmen oder Oelzweig in den Händen. Die Magades gingen voran, und brachten auf der Spitze des Berges ihre Opfer, indessen die übrigen sangen und auch tanzten. Auch ging man, wenn die Bitten den Regen betrafen, ans Gestade des Meeres hinab, und peitschte das Meer mit Ruthen.

Sehr merkwürdig ist es, daß eigene Jungfrauen dazu bestellt waren, den neugebornen Kindern die Köpfe zu waschen, und vermittelst dieses Geschäfts mit dem Kinde und dessen Familie in eine Art Verwandtschaft traten — vielleicht war es eine Art Hebammen.

Wie bei mehrern Völkern, scheint auch bei den Guanchen die Wohlbeleibtheit für eine Schönheit gegolten zu haben; wenigstens mußte eine Braut sehr korpulent sein, ehe sie eigentlich in den Ehestand eintreten konnte. Daher wurde sie einen ganzen Monat lang vor aller Augen verborgen, mit nahrhaften Speisen gefüttert, und von allen Beschäftigungen befreit. Glaubte ihr Liebhaber nach Verlauf dieser Zeit, sie sei noch zu mager, so wurde sie verstoßen, man hielt sie für unfähig die Mutter gesunder und starker Kinder zu werden. Uebrigens konnte man jeden aus seiner Verwandtschaft heirathen nur nicht Mutter und Schwester — doch Könige durften auch ihre Schwestern heirathen.

Wenn es wahr ist, so ist es höchst auffallend, was von der Insel Lancerotta erzählt wird. Hier hatte eine Frau drei Männer, deren jeder einen Monat um die beiden andern, mit der Frau lebte. — Eine Sitte die jetzt vorzüglich in Tibet zu Hause ist, so wie man sie auch auf Malabar antrift. Damals, als die Europäer auf den kanarischen Inseln ankamen, war die Bevölkerung derselben sehr gering. Ehedem aber war sie so stark gewesen, daß diese Inseln mit ihrer Bevölkerung nichts mehr vorzunehmen wußten. Sie griffen zu dem schrecklichen Mittel, welches in China und Griechenland im Gebrauch war — sie ermordeten die Kinder. Von jeder Ehe blieb nur das erste Kind

am Leben. Zum Glück brauchte man dieses Mittel nur sehr selten anzuwenden.

Einiges aus dem Morgenlande.

Sitten der Morgenländer.

Die Morgenländer sind in ihren Sitten, und in ihrem Charakter, fast gerade das Gegentheil von uns Abendländern. Sie sind überall höchst ernsthaft, selbst bei den gleichgültigsten Dingen, und lachen äußerst selten, daher sie die Lustigkeit und Aufgeweckttheit eines Abendländers, namentlich eines Franzosen, fast für eine Art Verrücktheit halten. Bei ihren Gesprächen findet sich gar kein Geberdenspiel, und nur sehr wenig Bewegung der Hände und des übrigen Theils des Körpers; auch sprechen sie äußerst wenig, und sitzen tagelang, ohne nur ein einziges Wort vorzubringen. Bei allem was sie thun und sprechen, stöhnen sie, und pressen Seufzer aus, damit sie für recht fromm und religiös angesehen sein wollen. Verkauft man Brod oder Wasser auf den Straßen (man weiß, in wie vielen Gegenden des Morgenlandes das Wasser sehr kostbar ist) so ruft man nicht; „kauft Brod! — kauft Wasser!" — sondern man ruft: „Gott ist freigebig!"

„Gott ist großmüthig!" — Wir sitzen oder gehen, wo sie auf ihren Sophas und Teppichen liegen; wir tragen kurze und enge Kleider; — sie sehr lange und weite; wir lesen und schreiben von der Linken zur Rechten; sie gerade umgekehrt; wir lassen die Kopfhaare wachsen, und scheeren den Bart; sie lassen den Bart wachsen, bezeugen ihm die höchste Ehrerbietung, und halten es für einen unvertilgbaren Schandfleck, wenn jemanden der Bart abgeschoren ist; und scheeren dagegen die Kopfhaare: unser Frauenzimmer geht mit offenem Gesicht, bei ihnen gilt das für ein Zeichen einer liederlichen Weibsperson; unsre Damen gehen in alle Gesellschaften, die ihrigen bleiben fast Lebenslang in den ihnen angewiesenen Zimmern des Hauses; wir halten es für wohlgesittet, gegen das weibliche Geschlecht, gefällig und zuvorkommend zu sein — sie sind nicht nur höchst gleichgültig in ihrem äußerlichen Betragen gegen dasselbe, sie behandeln es sogar häufig, mit einer Art Verächtlichkeit. Die Frauenzimmer haben bei uns eine eigene Tracht, bei den Morgenländern ist sie der männlichen überaus ähnlich; wir lieben Vergnügungen und mancherlei Veränderungen, aber bei ihnen ist alles höchst einförmig, und man kennt keine andern Vergnügungsörter, als elende Kaffeehäuser, und prächtige Bäder. Wir haben mancherlei Spiele, sie kennen beinahe kein anderes Spiel, als das uralte Schachspiel, welches wahrscheinlich von Indien aus (schwerlich von Persien aus) über die

Morgenländer sich ausgebreitet hat; wir erkundigen uns, wenn wir nicht für grobe Gesellen wollen gehalten sein, nach dem Wohlbefinden der ganzen Familie — der Frau und Töchter vom Hause; im Morgenlande wäre es eine Art Beleidigung nur also zu thun, als wüßte man, daß jemand Frau und Töchter habe.

Karavanen.

Daß die Reisen im Morgenlande vorzüglich in großen Gesellschaften geschehen, die man Karavanen nennt, ist meinen Lesern wohl bekannt. Solche Karavanen werden in der Türkei nicht ohne Erlaubniß der Regierung veranstaltet, und es wird ein Schein oder Paß ausgestellt, in welchem die Zahl der Menschen, der Lastthiere und des Fuhrwerks angegeben wird. Der Kaufmann, welcher die Karavane unternimmt, lenkt und leitet dabei Alles, und ernennt die Offiziere, die bei derselben nöthig sind.

Jede Karavane hat vier Hauptoffiziere. Der erste, der Karavanbachi, hat das erste Kommando über alle; der zweite, hat, während des Marsches, über Alles zu sagen; aber so bald die Karavane stille hält,

ist es um sein Ansehn geschehen; denn alsdann kommt der dritte, der Kapitain des Stilliegens ans Kommando. Im Fall eines Angriffs aber kommt der vierte daran, welcher auch, während des Marsches die Vertheilung des Mundvorraths besorgt, und mehrere Unterbediente unter Aufsicht hat, welche die Lastthiere besorgen müssen. — Noch gibt es einen fünften Offizier, der gleichsam der Zahlmeister der Gesellschaft ist, der viele Schreiber und Dollmetscher unter sich hat, die über alle Begegnisse ein genaues Verzeichniß führen müssen. Und außer ihm gibt es noch drei Mathematiker, (oder Quartiermeister) die, beim Angriff, die Truppen anführen, und übrigens die Lagerstellen bezeichnen.

Man nimmt fünf verschiedene Arten Karavanen an. Die schwere Karavane besteht etwa aus 500 Elephanten, 1000 Dromedaren und 2000 Pferden, und aus 4000 Mann Begleitung. Passagiere brauchen an keinem Gefechte Antheil zu nehmen; bekommen dann aber auch keinen Mundvorrath, selbst nicht für den theuersten Preis. Der Elephant wird von einem 9 bis 10jährigen Knaben (Nik) regiert, mit einem spitzigen Stecken. Während des Gefechts ladet dieser die Gewehre der beiden andern, die mit ihm auf dem Elephanten sitzen.

Eine so große Karavane sollte man glauben, wäre gegen alle Anfälle sicher; allein leider leben die arabi-

schen Fürsten nur vom Raube, und müssen also wagen. Auch kommen sie oft mit überlegener Macht, und nehmen alle Kostbarkeiten, und machen auch wohl die ganze Karavane zu Sklaven, mit Ausnahme der Fremden. — Eine einzige glückliche Plünderung ist hinreichend, so einen Raubprinzen auf Lebenszeit recht glücklich und reich zu machen. Man muß wissen, daß mancher arabische Prinz schon sehr reich ist, wenn er zehntausend Thaler Werth besitzt. Dagegen aber, schämt sich seine Gemahlin nicht, nach echt altpatriarchalischer Sitte, die Kuchen selbst zu backen, und die Prinzessinnen Töchter holen das Wasser mit eigenem Händen aus dem Brunnen.

Kommt die Karavane an einen Ort, so halten die Einwohner mit den Leuten die Karavane eine feierliche Zusammenkunft, um gegenseitig ihren Gesundheitszustand zu erforschen, und gewiß zu sein, daß man auf keiner Seite Ursach habe, sich vor Ansteckung von der Pest zu fürchten. Fürchten sie aber eine Ansteckung, so kommen sie von beiden Seiten dahin überein, daß unter ihnen keine Gemeinschaft sein soll; und im Fall die Karavane Proviant bedarf, reicht man ihnen denselben über die Stadtmauern zu.

Die Mühseligkeiten und Gefahren einer solchen Reise, sind so groß, daß sich nie jemand denselben aussetzen würde, falls nicht der unermeßliche Gewinn so verführerisch wäre. Und doch folgt derselben ge-

wöhnlich eine Menge Landstreicher, gegen deren Kniffe und Räubereien, der Kaufmann sich durch Schlösser schützt, die blos von demjenigen können geöffnet werden, der damit umzugehen weiß. Schrecklich wäre das Elend, wenn der Führer den Weg verfehlen sollte, und nun das Wasser ausginge; und schrecklicher noch, wenn sich der vergiftete Wind der Samum erhebt, der oft ganze Karavanen unter brennenden Sand begräbt, oder sie erstickt, oder doch zum wenigsten, ihnen in einigen Augenblicken, die Wasserschläuche austrocknet.

Vor Mekka vereinigen sich, kurz vor dem Korban, oder dem großen Opfer, die drei Hauptkaravanen, die aus Europa, aus Kleinasien und Arabien kommen, und lagern sich einige Meilen von Mekka, zusammen wohl an 200,000 Mann und 300,000 Lastthiere stark. — Die Pilgrimme gehen in kleinen Abtheilungen in die Stadt, in eine Straße, die stets aufwärts geht, bis an ein Thor, von wo aus man die große Moschee sieht, die das Haus Abrahams in sich schließt. Dieses begrüßen sie mit vieler Ehrfurcht, und steigen dann auf ein großes plattes Dach mit Steinen ausgelegt, und beten. Auf der andern Seite steigen sie herunter und gehen auf 2 Bogen zu, wodurch sie in größester Stille gehen. Siebenmal muß diese Zeremonie vorgenommen werden. Nun erst geht

es auf die große Moschee zu, in welcher sie siebenmal ums kleinere Haus gehen, und sagen: „Dieß ist Gottes Haus und seines Propheten Abraham.“ Dann wird ein schwarzer Stein ehrbietigst gegrüßt, der vom Himmel gefallen ist; hierauf gehts nach dem Brunnen Zunzun — der nämliche, welchen der Engel der Hagar zeigte. In diesen Brunnen stürzen sie sich mit ihren Kleidern, rufen Toba Allah (Vergebung Gott) und trinken einen Schluck, von dem häßlichen Wasser. Sehr fromme Pilger thun das täglich.

Etwa vier teutsche Meilen von Mekka ist ein Hügel, der eine halbe Meile im Umkreis enthält. Hier trafen sich Adam und Eva, nachdem sie der Herr ihrer Vergehungen wegen zehn Jahre getrennt hatte. Hier bauten sie sich ein Haus. — Am Abend des Opfertags, bilden hier die drei Karavanen einen Triangel, und umgeben den Berg, indessen das Volk die ganze Nacht hindurch jubelt, lärmt, schwelgt, schießt und Feuerwerke gibt. So bald der Tag anbricht, erfolgt eine tiefe Stille; sie schlachten ihre Schafe, und bringen auf dem Berge ihre Opfer. — Plötzlich kommt ein Tempel Sheik *), reitet fünf Stufen auf einem Kameele hinauf, und hält eine Rede von den Wohlthaten die Gott den Gläubigen durch Muhamed gegeben, und daß er ihnen auch das Haus Abrahams

*) Der vornehmste Vorsteher des Tempels.

geschenkt, wo ihre Bitten erhört werden können. Ist er mit seiner Rede zu Ende, so grüßt alles Volk den Berg, und geht nach Hause.

Erzähler.

Die Araber erzählen langsam, und haben immer noch die nämliche Begierde nach Erzählungen und Mährchen, die wir an ihnen seit dem Sultan Schahriahr, in der Tausend und einen Nacht kennen. Die Geschichten sind freilich nicht reich an Wahrheit und Gefühl, aber an außerordentlichen Ereignissen und starken Situationen, die aus starken stets unterhaltenen Leidenschaften entspringen — Entführungen, Schlösser, Gitter, Gift, Dolche, nächtliche Auftritte, Mißgriffe, Verräthereien und alles, was eine Geschichte verwirrt und die Auflösung des Knotens unmöglich zu machen scheint, wird hier mit der größesten Kühnheit gebraucht, und dessen ungeachtet nimmt die Geschichte oft ein sehr natürliches Ende, auf eine verständliche und befriedigende Art. —

Auf die Kürze des Ausdrucks bei den Erzählungen, und auf die Declamation legen die Araber einen

großen Werth. Es geschieht zuweilen, daß die nämliche Geschichte von mehrern Erzählern, denselben Zuhörern, hintereinander vorgetragen wird, ohne daß ihre Theilnahme daran sich mindert. Einer hat dann den empfindsamen und verliebten Theil; ein anderer die schlechten und die fürchterlichen Gegenstände, besser dargestellt, ein dritter hat Lachen erregt. — Dieß ist ihr Schauspiel. — Durch Wiederholungen werden sie nicht ermüdet. — Den Erzählungen folgen die Kritiken nach. Der Beifall wird streitig gemacht, und die Talente werden dadurch erhöht. Auch gibt es unter den Erzählern, sehr berühmte, die gesucht werden, und eine Familie, ja die ganze Horde glücklich machen. — Die Araber haben ihre Dichter, ja sogar ihre Improvisatoren *), die man bei Gastmahlen kommen läßt. Eine Art Verrücktheit in den Augen eines Europäers, gibt ihnen bei ihren Landsleuten ein Ansehen.

Zu Halep (Aleppo) fand Campbell einen Erzähler auf einem Kaffeehause, wohin ihn einer seiner Freunde einführte. Eine Menge Menschen waren um ihn versammelt, welche theils auf niedrigen Stühlen saßen, theils aber standen. In der Mitte des Zimmers ging ein Mann hin und her, und sprach dabei in einem vernehmlichen Ton, jetzt langsam, jetzt

*) Dichter und Erzählungserfinder aus dem Stegreif.

schnell; aber immer mit der nöthigen Abwechselung der Stimme und des Ausdrucks, wie sie jedesmal der Inhalt seiner Rede erforderte. Campbell konnte nicht arabisch genug, um den Mann zu verstehen, doch gefielen ihm die rednerischen Stellungen, und der Ausdruck auf seinem Gesicht.

Alle hörten dem Manne mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und die ernsthaften Türken konnten die Anwandlungen zum Lachen doch nicht ersticken. — Aber plötzlich lief der Erzähler zur Thür hinaus und verschwand. Kaum waren drei Minuten vorbei, so erscholl das Zimmer von dem Geräusch einer Unterhaltung, die immer lauter und lauter wurde, bis es in ein förmliches Geschrei ausartete, welches aber so äußerst komisch war, daß sich unser Europäer mit dem Schnupftuche den Mund zustopfte, um nicht zum Aerger der übrigen in ein überlautes Gelächter auszubrechen. Indessen seine Mühe war vergebens. Das Geschnatter der Türken, die nun die Erzählung zu kritisiren anfingen, die Verzerrung der Gesichter, das Plappern der Lippen, das Wackeln der Bärte wirkten so heftig auf ihn, daß er hinausgehen, und sich draußen satt lachen mußte.

Die Geschichte, welche dieser Erzähler, einer der berühmtesten in seiner Kunst, aufführte, war die Geschichte eines Geizhalses, Kassems der durch seinen Geiz und seine Habsucht in lauter unglückliche Lagen verwickelt wird (vielleicht war sie ähnlich, mit der

auch bei uns so bekannten Geschichte, von Abu Kasems unglücklichen Pantoffeln). Immer verliert er, wo er gewinnen will; und der Erzähler zeichnete ihn mit so starken und possierlichen Zügen, daß selbst die ernsthaften Türken lachen mußten.

Der Erzähler machte es aber gerade, wie manche unsrer Romanensteller — sie brechen gerade da mit dem ersten oder zweiten Bande ab, wo sie glauben, daß die Begierde der Leser aufs Höchste gespannt ist So lief auch hier der Erzähler davon, wo seine Geschichte am verwickeltesten war. Er wußte sehr gut, daß er am folgenden Tage keinen seiner Zuhörer vermissen würde; und dann kann er sich um so eher bei ihnen sehr vortheilhafte Bedingungen ausmachen, unter welchen er die Geschichte beendigen will. Bis dahin marterten sich die Zuhörer den wahrscheinlichen Ausgang der Geschichte zu errathen, und, weil jeder seine eigene Meinung vertheidigte, so entstand eben daher jenes Geschnatter und Geschrei.

Auf einem andern Kaffeehause traf Campbel einen solchen Mährchenerzähler, der zugleich sein Drama, mit Personen, wie sie in den Ombres chinoises sind, aufführte. Der Plan des Stücks war eine morgenländische Erzählung, nach welcher ein Mann seine Frau zweimal verstieß, und wieder zu sich nahm. Aber er hatte sie zum drittenmale verstoßen, und durfte

sie, nach dem Gesetz, nicht wieder nehmen, wenn sie nicht znvor einen andern, wenigstens zum Schein geheirathet hatte, und von diesem wieder verstoßen war. Man sucht sich dann jemanden, welcher diesen Freundschaftsdienst erzeigt — ein solcher Mensch heißt Hullah. — In diesem Stück gefielen sich nun der Hullah, und die Verstoßene einander so, daß sie beschlossen, beisammen zu bleiben und sich zu heirathen. Der Ehemann wird darüber höchst aufgebracht, und bringt sie beide vor einen Kadi, um die Scheidung zu erzwingen. Dieß gab nun Gelegenheit zu den lustigsten Auftritten.

Das Stück fing mit einer großen Hochzeitsprozession an, wo der Gaukler die Gelenkigkeit seiner Stimme zeigte, indem er die möglichsten Laute und Töne hervorbrachte. Jetzt sprach er, dann kreischte er, wie ein geschlagenes Kind, dann erhob er ein Freudengeschrei, bald wie ein Mann, bald wie ein Weib und bald wie ein Kind; jetzt wieherte er wie ein Pferd, jetzt machte er ein Getöse, wie man es gewöhnlich von einem großen Haufen hört. Die Figuren dazu, machten lächerliche und groteske Stellungen, Pferde schlugen hintenaus, und warfen ihre Reiter ab, Esel bissen und schlugen um sich, und die, welche sie trafen hinkten nun. Indessen machte Karaghluse (ihr Hanswurst) seine niedrigen Streiche zu allgemeinem Vergnügen. — Jetzt kommen die Partheien vor den Richter oder Kadi, der in seinem Divan oder Gerichtshof sitzt; aber sobald die Klage eröffnet ist, kommt er

unter die streitenden Partheien. Er fragt den einen mit schrecklicher Stimme, was er zu sagen habe, während der andere ihm Geld von hinten zu in die Hand steckt, und je mehr er von diesem Geld bekommt, desto schreckenvoller erhebt sich seine Stimme gegen die andere Parthei. Jetzt wendet er sich zu der andern Parthei, und fragt hier ebenfalls, was sie vorzubringen habe, indessen ihm die erste Geld zusteckt. Er wendet sich nun so lange zu beiden Theilen hin und her, bis die Börse von beiden erschöpft ist. Dann seufzt er laut, begibt sich bei Seite, und zählt das Geld. Die eine Tasche ist der Kläger, die andere der Beklagte. — Der Kläger war um einige Asper besser als Beklagter, und darum bekam er hier Recht, und der Hullah sollte seine neue Frau wieder hergeben.

Aber damit gibt sich Beklagter nicht zufrieden — er appellirt an den Pascha. Karaghluse nimmt Beklagten bei Seite, und enthüllt ihm in einem Gespräch alle Spitzbübereien des Kadis, gegen welchen sich die beißendste Satyre erhebt; zeigt ihm wie der Pascha zu gewinnen sei, und bietet dazu dem Beklagten seine Börse an. — Alles geht gut — der Pascha wird bestochen, die Entscheidung des Kadis vernichtet, und dieser selbst beschimpft, ausgepfiffen vom Pöbel, der den Hullah und seine Braut jubelnd nach Hause bringt. Hier macht der Gaukler nun wieder mit aller Kunst, die verschiedensten Töne und Stimmen nach, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß man glauben

sollte, es seien die Töne einer großen und stürmischen Menge.

In einer Karavanserei, in der Nähe von Mossul, traf man ebenfalls einen solchen Spieler, der die Geschichte vom Buckligen aus der Tausend und einen Nacht aufführte. Bald sprach er im Tone eines Mannes, bald im Tone eines Frauenzimmers. — Endlich kam er auf die Stelle, wo er den kleinen armen Buckligen nachahmte, der an einer verschluckten Fischgräte erstickt. Er bog sich zusammen, drückte sich bis alles Blut ins Gesicht hinaufstieg; seine Augen rollten, seine Knie zitterten; er krümmte und preßte seinen Körper zusammen; steckte Vorderfinger und Daumen in die Kehle, und suchte mit aller Anstrengung die Gräte zu fassen, und gleichsam herauszukratzen. Endlich wurde er matt, und immer matter: er streckte seine Arme nieder, bog seine Finger zurück, wie ein Mensch der erwürgt war, stieß die Füße von sich, fiel, schauderte und starb. — Die Zuschauer wußten in der That nicht, sollten sie weinen, oder der possierlichen Umstände wegen lachen. — Aber plötzlich sprang der Spieler auf, und machte das kläglichste Angstgeschrei eines Frauenzimmers, und solche possierliche Verlegenheit, daß alle in ein entsetzliches Gelächter ausbrachen.

Ernst des Morgenländers.

Es will etwas sagen, daß Morgenländer in ein allgemeines Gelächter ausbrechen, wie bereits angeführt ist. Sie sind fast immer ernsthaft. Wie sie über das Lachen urtheilen, ergibt sich aus Folgendem.

Ein Tartar sollte Campbell von Aleppo nach Bagdad führen, welches nicht ohne mancherlei Kunst geschehen konnte, indem Campbell, als Christ, in verschiedenen Gegenden Mißhandlungen zu fürchten hatte. Er mußte sich daher als Sklav des Tartars verkleiden lassen. Der Tartar benahm sich so stolz und hochmüthig auf der Reise, daß Campbell das Lachen oft nicht lassen konnte; aber gerade dadurch konnte er auch verrathen werden. —

Um dieses fatalen Lachens willen, hatte der Tartar plötzlich aus einer Karavanserai (Herberge) aufbrechen müssen, wo er gern geblieben wäre, denn das Lachen des Franken hätte ihn entdecken können. — In vollem Galopp und höchst aufgebracht ritt der Tartar davon, und nachdem man einige Meilen gemacht hatte, wurde Halt gemacht unter freiem Himmel. Campbell bemerkte wohl, daß dieß blos Empfindlich-

keit war, stieg aber auch ab, wandte sich zu seinem Bedienten, der zugleich den Dollmetscher machte, und sagte: „ich bin sehr froh, über diese angenehme Nacht. Es läßt sich warlich hier in der freien gesunden Luft viel besser liegen, als in dem schwülen Schmutz einer Karavanserai."

Kaum war dieß dem Tartarn zu Ohren gekommen, als er bemerkte; die freie Luft sei sehr gut für Thiere des Waldes, und daher auch für einen Franken eben recht. Er für seinen Theil hätte lieber auf einem Kissen ruhen mögen (nämlich in der Karavanserai) welches auch geschehen sein würde, wenn Campbell sein verwünschtes Lachen gelassen hätte.

Man schlief einige Stunden, und ritt dann weiter. Nach einer Pause sprach nun der Tartar:

„Warlich, Gott machte das Lachen zur Schande und zum Spott der Menschheit und verlieh es den Franken und den Affen. Denn der eine hat sein Ha, ha — der andere sein Hi hi; und beide sind tückisch und boshaft, und taugen zu nichts, als Alles was ihnen in den Weg kommt, verdrüßlich und boshaft zu machen."

Nach einer Weile, fuhr der Tartar fort: — „Aber bei allem Gelächter haben sie nicht Weisheit genug sich selbst hinreichend in Acht zu nehmen, denn ein halbes Dutzend Affen werden: Hi hi singen, und zu Hunderten einen ganzen Fruchtgarten plündern; und ein Franke wird ha, ha, ha, sagen, und wird Pillaw

und Hüner fressen wie ein Wolf, und Wein mit eben der Mäßigung trinken, wie ein Kameel das Wasser. Aber, mit allem dem hi, hi, hi! und ha, ha, ha, geschieht es oft, daß sie gefangen werden; der Affe wird in einer Falle gefangen, und eingesperrt, oder man schlägt ihm den Kopf ab, und den Franken wirft man in einen Kerker, geißelt ihn oder hängt ihn; und dann ist der Gesang ganz anders. — Oh, oh, oh, heißt es dann!"

Hier ahmte der Tartar das Geschrei so seltsam allzunatürlich nach, daß Campbell (welchen der Tartar immer Jimmel nannte) wieder laut zu lachen anfing.

„Merke, Jimmel, merke, sagte der Tartar hastig, du kannst dich nicht halten! Beim heiligen Propheten, es kann so werden, wie ich dir gesagt habe. Nimm dich zusammen, und lache nicht in den Karavanserais, denn es gibt Orte, wo dich der Verdacht zu Grunde richten kann!" „Aber lacht ihr denn selbst nicht? fragte Jimmel. „Selten, oder eigentlich nie, antwortete der Tartar; und am wenigsten zur Zeit der Gefahr. — Nein, nein, nur Christen und Affen machen Handwerk vom Lachen; Türken und Tartarn sind weiser."

In der Folge setzte unser Tartar, bei allem was er sagte, und bei allen guten Rathschlägen, immer noch hinzu:

„Aber, Himmel, lache nicht!"
Nachmals lachte der Tartar, doch einmal über einen Mährchenerzähler auf einem Kaffeehause, von ganzem Herzen. Campbell verbiß hier sein Lachen mit vieler Mühe, und nun fragte er seinen Tartar, warum er denn nun gelacht habe? „Wer konnt es lassen!" erwiederte dieser; „aber die Franken und die Affen lachen nur, wo man nicht darf, und um andere zu ärgern."

Frauenzimmer.

Es ist die größeste Entehrung für den Charakter eines Türken, seine Hand gegen ein Frauenzimmer aufzuheben. Sie treiben das so weit, daß sie keine Ursach für hinreichend halten, Gewalt und Schläge gegen ein Frauenzimmer zu gebrauchen. Im äußersten Fall schelten sie, und gehn davon. — Man hat Beispiele, daß Weiber in großen Haufen die öffentliche Ruhe verletzt, und öffentliche Kornmagazine, die die Regierung gefüllt hatte, erbrochen haben. Man beorderte die Janitscharen, den Tumult zu stillen; und diese eilten herbei; aber da sie sahen, daß der

ganze Lärm von Weibern herrühre, so glaubten sie, daß sich nichts thun ließe, und gestatteten den Wüthenden, ihr Werk fortzutreiben.

Die Frauen höherer Stände baden sich täglich zweimal, außerordentliche Gelegenheiten nicht mitgerechnet, und leiden nicht, daß irgend ein Haar an ihrem Körper sei, den Kopf ausgenommen. — Sie werden in strenger Verwahrung gehalten; an eigentliches Schminken ist nicht zu denken, außer bei Personen von übeln Ruf.

Ihre Tugendbegriffe fallen wohl ein wenig ins abentheuerlich Uebertriebene. Recht Züchtige verschleiern sich, wenn unter den Hünern die sie füttern, ein Hahn ist. Uebrigens ist es gegen alle Begriffe eines Morgenländers, daß ein sittsames Frauenzimmer ohne Schleier sein könne. Wenn ein Europäer im Morgenlande, eine Dame öffentlich am Arme führen, mit ihr über die Straße, oder spatzieren gehen wollte, so wäre das schon empörend für die eingebornen Zuschauer; aber die Dame vollends noch unverschleiert, und im freundschaftlichen Gespräch mit dem Manne zu sehen, wäre für ihn unerträglich. Ein Christ hätte von Glück zu sagen, wenn er in diesem Falle, mit den Schimpfwörtern: „Christenhund; Schwein; Franke;" — den alltäglichsten womit der Europäer im Morgenlande beehrt wird, davon käme, und der Pöbel nicht in heiliger Wuth Steine nach ihm würfe.

Manche Europäer haben hierüber sehr unangenehme Erfahrungen gemacht.

Es ist nicht lange her, daß ein der dortigen Landesitten unkundiger Europäer, über ein Versehen dieser Art in Gefahr kam. Es war in Pera, der Vorstadt Konstantinopels, wo die Christen ihre Quartiere haben, daß, wie es dem Europäer vorkam, ihm eine verschleierte Türkin, nachrief. Er kehrte sich um, ging zu ihr hin, und fragte nach ihrem Begehren, empfing aber, statt der Antwort, eine kräftige Ohrfeige. — Er machte Miene sich zur Wehr zu setzen, aber die in der Nähe befindlichen Türken traten zusammen, legten die Hände an ihre Schwerdter, und der Europäer hatte hohe Zeit sich vor ihnen zu retten, und durch Nebengassen wieder in sein Quartier zu kommen.

Ein solcher Unwille des Morgenländers gilt aber in der That nicht sowohl der Achtung gegen das Frauenzimmer, als nur der Achtung gegen Sitte und Herkommen; denn das Frauenzimmer selbst ist im Morgenlande sehr verabsäumt. Man bekümmert sich wenig um den Unterricht desselben; man verstattet ihm nicht den Zutritt in die Moscheen; es darf in keinen Gerichtshof eintreten um ein Zeugniß abzulegen, sondern das muß durch den dritten Mann geschehen; es darf und kann kein unbewegliches Eigenthum besitzen, nicht Haus, nicht Acker und Pflanzung, und es kann nie zum Range eines freien selbstständigen Wesens er-

hoben werden, welches einen eigenen Willen haben, und nach eigener Wahl und Entschluß handeln darf, sondern es muß sich gefallen lassen, nicht nur von Vätern, sondern auch, nach dem Ableben derselben, von Brüdern, Vettern oder andern männlichen Verwandten bevormundet zu werden, und hat kein Mittel, sich der Tirannei oder der Willkühr derselben zu entziehen.

Wie man die Frauenzimmer im Morgenlande behandelt, und daß man nicht viel besser, als mit Marktvieh damit umgeht, sieht man aus Folgendem.

Der Tartar, welcher Campbell von Aleppo nach Bagdad brachte, hatte unterwegs einige Frauenzimmer gekauft. Früh beim Aufbruch aus der Karavanserai sahe Campbell etwas auf dem Pferde sitzen, was doch keine Menschen zu sein schienen. Erst wie es ganz Tag war, sah er, daß es menschliche Geschöpfe, in Säcke eingepackt waren. Junge Mädchen waren es, die der Tartar gekauft hatte. Sie mußten auf diese Weise 12 Meilen machen, um nun in einem Hause so lange aufbewahrt zu werden, bis ihr Käufer zurück käme, wo er sie dann nach Aleppo mit zurücknehmen, und verhandeln wollte. — Welche Hitze in dem Sacke, unter diesem Himmelsstrich! Und doch waren sie, nach dem 12 Meilen Ritt, in bester Beschaffenheit und Gesundheit.

Heilige des Morgenlandes.

Die Santons, sind ein nichtswürdiger Auswurf von Menschen, die sowohl, als andere Arten Dervische im Lande umher reisen, und Abgaben von den Einwohnern erpressen *). Bis auf einige wenige Ausnahmen, sind es Ungeheuer, die bei dem aufgeklärtern Theil der Türken verachtet, aber von dem Pöbel als Heilige verehrt werden, um so mehr, jemehr sie sich verrückt stellen können. Unter der Hülle der Tollheit begehen sie die größesten Ausschweifungen, und zwar mit Beifall. Sie gehen in jedes Haus, nehmen den besten Sitz, essen und trinken, was ihnen gefällt, ohne daß ihnen sich jemand widersetzt. Es geht ihre Frechheit gegen Weiber so unglaublich weit, daß es bedenklich sein könnte, sie wieder zu erzählen.

Eine andere Art muhamedanischer Mönche, sind die Kalandars, welche arm, heilig, schmutzig und zerlumpt umherwandern. Statt einer Flasche führen sie einen Kürbis bei sich, und haben in der einen Hand

*) Der Morgenländer ist überaus wohlthätig; und die Armuth wird bei ihnen mit großer Achtung behandelt.

eine lange Stange, mit Lumpen und Fetzen von verschiedenfarbigen Kleidungsstücken versehen. — Alle waren auf der Pilgerreise nach Mekka — sie waren Hadje, und forderten Geld. Auch ihnen traut niemand *).

Ueberhaupt sind im Morgenlande die Heiligen, die Mönche, Gaukler u. d. gl. unter verschiedenen Namen, und Gestalten recht eigentlich zu Hause, die alle von der Einfalt der gutwilligen Menschen, oder aber auch von Raub und Plünderungen leben. So ist es wenigstens mit den Fakirs in Ostindien. Diese Unverschämten gehen ganz nackt, ohne auch nur ein entferntes Gefühl von Schamhaftigkeit zu haben. Eine dicke Keule, deren Enden mit farbigen Lappen von baumwollenem Zeuge umwunden sind, tragen sie auf der Schulter. Sie durchstreifen einzeln, oder auch in Haufen von einigen Hunderten, welche dann unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt stehen, allenthalben das Land, und es ist gefährlich ihnen im Walde allein zu begegnen, so bald man Sachen von Werth hat, denn sie schlagen jeden ohne Bedenken tod.

*) Die Hadjes oder Pilger, welche Mekka besucht haben, stehen in einem schlechten Credit. „Hüte dich vor dem, sagt ein Sprichwort, der in Mekka gewesen ist!" — Eben so sprechen die morgenländischen Christen, von den Pilgerheiligen die Jerusalem bewallfahrtet haben.

Das Haar lassen sie bis auf den halben Rücken herabhangen, und bestreuen es mit Asche, oder aber sie wälzen auch wohl den ganzen Körper in Asche herum, um ein recht abscheuliches Aussehen zu bekommen. Da sie nicht heirathen dürfen, so gerathen sie auf höchst viehische Ausschweifungen.

Sie liegen unter freiem Himmel, oder in verfallenen Gebäuden, oder auch an schattenreichen Oertern ganz nackt; ihre höchste Heiligkeit aber besteht darin, sich unendliche Schmerzen zu machen, und widernatürliche Stellungen anzunehmen, denn sie wissen, daß sie alsdann für rechte Wunderheilige gehalten werden. Einige verlieren den Gebrauch der Arme dadurch, daß sie dieselben immer in einer und derselben Lage gehalten haben, und können sie nicht ausstrecken; andere gehen mit vorwärts eingekrümmten Körper einher; andere haben den Kopf so lange rückwärts gebogen getragen, daß sie ihn nicht wieder vorwärts bringen können; andere hatten sich auf Lebenszeit mit schweren Ketten beladen, und noch andere verfallen auf andere schreckliche und ganz unglaubliche Selbstpeinigungen. Alles in der Absicht, um ein Leben voll Ansehen und Bequemlichkeit zu führen.

Die Klugen im Morgenlande wissen wohl, was sie von solchen Bestien — denn der Name „Mensch" ist viel zu edel für sie — und von ihren Künsten z. B. Schlangen beschwören, Krankheiten heilen, Unfrucht-

barkeit heben, u. d. gl. zu halten haben; aber die Einfalt vergöttert sie, und es wäre keinem, bei Gefahr seines Kopfes zu rathen, gegen diese Unthiere zu sprechen, oder zu handeln. — Sie haben indessen allerdings einige oberflächliche arzeneiliche Kenntnisse, und einige Einsichten von den Kräften der Natur, welche sie sich aber wohl hüten, bekannt werden zu lassen. Daher scheint denn auch ihr Schlangenbeschwören höchst wunderbar.

Einige derselben schleppen sich mit sechs bis acht Körben, in welchen nichts als Schlangen sind, die sie dann den Liebhabern für einige Fanams (eine der kleinsten Münzen) tanzen lassen.

Ein solcher Fakir, der sich mit Schlangenbeschwören abgab, kam in das Quartier eines engländischen Offiziers zu Arcot, und hatte Schlangen in Körben bei sich. Nach einem Tone seiner Pfeife erhoben sich die Schlangen in den Körben; sprangen aus denselben heraus, und dann im Zimmer herum — (Man erwäge die Gefährlichkeit dieses Spiels; denn diese Schlangen sind größtentheils höchst giftig. —)

Da die Schlangen häufig das Federvieh auf dem Hofe dieser Wohnung tödteten, so fragte man den Fakir, ob er vermittelst seiner Zauberpfeife, diese Hofschlangen wohl aus ihren alten Mauerlöchern herauszulocken verstände. Er bejahete das mit einer ern-

sten und zuversichtlichen Miene, und man führte ihn dann zu diesen Löchern.

Er pfiff vor einem derselben seine Beschwörung, und die Schlange erschien wirklich; schlängelte sich auch an dem Beschwörer hüpfend hin, bis sie dieser beim Halse ergreifen konnte, und sie in das Zimmer brachte, wo er sie niederlegte, und wo sich sogleich der Schlangentanz anfing, als er in die Pfeife blies. Er wußte die Wendungen der Schlange, so bald sie den Zuschauern hätte gefährlich werden können, durch seine eigenen Wendungen, jedesmal geschickt zu leiten.

Man ersuchte hierauf den Zauberer, in die Schlafstube zu treten, weil sich in der Mauer am Fußboden ein Loch zeigte, von dem man schon lange argwöhnte, daß es der Aufenthalt einer gefährlichen Schlange sein möchte. — Die Pfeife ertönte; aber anfangs ohne Wirkung. Darauf erfolgten Schimpfwörter, und lebhaftere Beschwörungen, um die Widerspenstige zum Gehorsam zu bringen. Der Fakir schalt sie eigensinnig und hämisch, und betheuerte ihr, er würde sich an ihrem Blute weiden, er würde sie erwürgen, falls sie nicht augenblicklichst gehorchen würde. Doch auch diese Drohungen blieben ohne Erfolg. Jetzt beschuldigte der Zauberer die Schlange einer Taubheit, griff nochmals nach seiner Pfeife, nahete sich dem Loche in der Mauer, und blies nun aus allen Kräften. Siehe da! Nach einigen Minuten kam der Kopf einer Hut-

schlange (eine der gefährlichsten in Hindostan) zum Vorschein. Der Fakir warnte sie, sich hübsch vernünftig zu bezeigen, und rückte ihr indessen immer näher und näher; pfiff dabei lebhafter, bis endlich die Schlange über die Hälfte ihrer Länge hervorgekommen war. Nunmehr pfiff er blos noch mit Beihülfe der linken Hand, und wie sie nach und nach, weiter sich hervorwand, brachte er seine rechte Hand, unterhalb der Schlange herum, und, eben als diese einen Sprung nach ihm that, ergriff er sie beim Schwanze, und hielt sie in dieser Lage, so lange fest, bis sie todgeschlagen wurde, ohne nur die geringste Furcht in seinen Mienen zu äußern, daß er von ihr könnte gebissen werden.

Dieser nämliche Fakir bewies seine Geschicklichkeit mit Schlangen umzugehen, an sieben Proben, die er in einer Stunde ablegte.

Einiges, was zur Aufklärung solcher Erscheinungen dienen kann, ist bereits verschiedentlich in den vorigen Bänden beigebracht worden.

Einen seltsamen Einfall hatte ein solcher Heiliger auf Sumatra. Er wohnte sechs Monate des Jahres, unter einem Banianenbaum; aber die vier übrigen Monate brachte er in einem Flusse zu, in welchem er eine solche Lage nahm, daß er immer bis an den Hals mit Wasser bedeckt war. Ohne Zweifel mußte

er jedesmal, mit dem Anschwellen oder Fallen des Wasserstandes seine Lage ändern.

Straßengefecht.

Eine Straßenschlacht in Aleppo erzählt uns Campbell, welcher dort täglich dergleichen sahe. — Die Partheien nähern sich einander, oder gehen wechselseitig zurück, je nachdem die Handlung des einen dem andern Hoffnung zum Siege gibt; — sie heben ihre Hände auf, schwingen sie in die Luft, als wären sie jeden Augenblick zum Schlagen bereit, sie die vor Freude nicht lachen, lachen vor Wuth, sie knirschen mit den Zähnen, während Bart und Knebelbart mit Geifer bedeckt ist; sie bewegen schnell die Lippen und verdrehen den Mund fürchterlich. Den Uebertreibungen ihrer Geberden, der Heftigkeit der Stimme, den scheußlichsten Entstellungen ihrer Mienen, in welchen plötzlich Wuth und Furcht wechseln, und oft sich beide vereinen, kann in der That nichts gleich kommen. — Dennoch geschieht kein Schlag *) — aber die Zungen-

*) Hierauf steht nämlich in ihrem Gesetze eine harte Strafe.

schläge, die Verwünschungen, die Drohungen, augenblicklichst den Feind zu Grunde zu richten; fürchterliche Rache an ihm zu nehmen, u. s. w. sind desto ärger. Und doch rühmen sie nebenbei ihre Mäßigung und Geduld, die sie glücklicherweise in den Stand setze, den Gegner nicht ganz zu verderben. Endlich legt sich allmählig der Streit, wenn sich beide Theile durch Wuth und scheltendes Schreien erschöpft haben, sie ziehen sich rückwärts nach ihren Thüren zu, und schütten zuletzt noch ihre Bosheit in einem fürchterlichen Fluche aus.

Opiumfresser.

Es ist schon in Natur und Menschen erzählt, daß ein Mensch der zur Ungebühr Opium nimmt, oft in dem Fall ist, wachend zu träumen. — Ein gemeiner Träger wird in seiner Einbildung Kadi, und läßt die Bastonade geben. — Ein armer Schneider, treibt es bis zum Pascha und Vezier, setzt den Sultan ab, und verordnet für alle den Strang. Der nichtswürdigste Mensch, wird ein Geliebter der mächtigsten Prinzessinnen, und wälzt sich in den Reichthümern Golkondas.

Einer der außerordentlichsten Träumer dieser Art, glaubte sich ins Paradies versetzt, und dort eben so mächtig, wie Muhamed, dem er zur Seite saß. Mit diesem fing er einen Streit an, über den Gebrauch des Weins und Opiums. Er stritt sehr sinnreich, that dann, als horche er den Einwürfen des Gegners zu, erwiederte dieselben, fuhr fort zu disputiren, bis er endlich ganz böse wurde, und schwur, er sei eben so gut ein Prophet, wie Muhamed selbst; er kümmere sich nichts um ihn, und schalt ihn einen Lügner und falschen Propheten. — Ein Türke, der das mit anhörte, nahm seinen Stock, und zerbläuete den Thoren mit allem Eifer, bis er durch die mächtige Kraft des Prügels der Vision ein Ende machte. — Dann war aber der Elende höchst gebeugt, und unaussprechlich trostlos; er stieß den Kopf gegen den Boden, er weinte bitterlich; „Gnade, rief er, Muhamed! Gnade heiliger Prophet! Gnade Allah!" — Aber er fand nicht eher Gnade, bis er wieder Opium bekam, welches ihn von aller Traurigkeit augenblicklichst erlöfete.

Etwas von den Bewohnern Guianas.

Zu dem, was verschiedentlich von den indianischen Stämmen in Guiana erzählt ist, füge ich noch folgendes hinzu, was zur Kenntniß derselben beitragen wird.

Malouet fuhr den Fluß Aprunage in Cayenne hinauf, in einer Pirogue, welche die eingebornen Indianer führten. Er ahndete keinen Unfall. Das Meer war ruhig, die Luft so still, daß man auch keine Spur von einer Bewegung entdeckte, und die raschen Ruderer führten ihn schnell nach dem Flusse zu. Indessen sahe doch der indianische Steuermann mit unverwandten Augen nach der Südseite des Horizonts, und sprach sehr lebhaft zu seinen Kameraden. Malouet wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Aber man denke sich sein Schrecken, als auf ein Wort des Steuermanns alle Indianer sich ins Meer stürzten. Er so wohl, als die übrigen Reisenden, waren stumm vor Erstaunen. Der Dollmetscher aber, wiewohl eben so leichenblaß, als die übrigen, sagte jedoch: „fürchtet Euch nicht Herr, sie werden Euch retten. Malouet wußte nicht, aus welcher Gefahr er gerettet werden

sollte, denn er ahndete keine. Die Indianer schwammen indessen mit einer Hand, und hielten mit der andern die Pirogue. Alles das war unserm Franzosen ein Räthsel, das sich jedoch gleich auflösete. Denn er hörte bald das Brausen einer einzelnen Woge, die sich wie ein reißender Strom, längs der Küste herwälzte, und immer größer wurde, je näher sie kam. Furchtbar tobte dieser Wasserberg, über die ruhige Meeresfläche daher, und drohete die Pirogue zu verschlingen. Im Augenblick hatte sie sich über dieselbe hergestürzt, aber doch wurde diese nicht umgestürzt, denn die Indianer hielten sie im Gleichgewicht, und ehe noch Malouet sich besinnen konnte, waren sie schon wieder in die Pirogue gesprungen, und schöpften das Wasser aus. Diese von Natur so düster ernsthaften und stillen Menschen, lachten aus vollem Halse, über das Schrecken des Europäers, und besonders über seine Verlegenheit seiner eingeweichten Kleider wegen. — Freilich machte bei ihrer Bekleidung das Einweichen nichts aus, und übrigens fühlten sie auch jetzt das Uebergewicht ihrer Behendigkeit über die Kunst des Europäers. — Der Dollmetscher mußte ihnen in Malouets Namen danken, und ihnen sagen, daß sie Alles erlangen könnten was sie wünschten. Sie wünschten nichts als etwas Tafia, welchen sie erhielten. Unser Franzose that noch einiges Geld hinzu, welches sie zwar annahmen, aber ohne sich viel daraus zu machen.

Diese Wogen übrigens, die man nur an den Küsten Amerikas, bei Brasilien und Guiana antrift, sind die Vorläufer von Springfluthen (Springfluthen aber, sind solche Fluthen, wo das Wasser höher und schneller, und auch zu anderer Zeit, als gewöhnlich anschwillt). Die Indianer nennen diese Fluthen Prororoka.

Unter den Indianern an dem Fluße Apruage herrschte jetzt eben eine fürchterliche Dysenterie, und ein Oberhaupt und zwei seiner Weiber, waren nicht mehr im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Malouet wollte sie in ein Hospital bringen lassen, welches die Franzosen in ihrem nicht weit davon am Flusse gelegenen Fort hatten. Dort sagte er, würden sie Pflege erhalten. „Es ist aus, antwortete das Oberhaupt mit ernster Gleichgültigkeit, es ist uns einerlei ob wir hier sterben, oder in Eurem Fort, wohin noch überdieß der Weg beschwerlich ist!" — Malouet erwiederte, daß sie ja den Weg dahin, in ihren Kanots ganz bequem machen könnten, — hier sei Luft und Wasser verpestet. „Gut, war seine Antwort, so fragt die Kranken; wollen sie, so will ich auch, und wir schiffen uns ein."

Malouet begab sich nun in die Hütten der kranken Weiber, und ließ ihnen durch den Dollmetscher seine Vorschläge thun. Allein die Antwort war nicht er-

wünscht. „Gebt Euch keine Mühe, hieß es, es ist uns gleichviel ob wir hier, oder anderswo sterben.“ — In der That starben sie auch innerhalb drei Wochen alle, ohne daß nur ein einziger Diät halten, oder ein Mittel brauchen wollte.

Wie es mit der Bekehrung der Indianer in Guiana zum Christenthum mag ausgesehen haben, sieht man aus den Nachrichten einiger Reisenden. — Die Priester, welche die Gegenden durchwanderten, mußten die Indianer erst durch Geschenke an sich ziehen, damit es ihnen nur gelang, dieselben des Sonntags in die Kapelle zu versammeln, welche man hatte erbauen lassen. Hier ertheilte man den Indianern einigen Unterricht, — dessen Frucht aber gewiß nicht groß war — taufte sie, und gab jedem eine Portion Tafia. Dieß war denn das Hauptmittel, sie in die sonntäglichen Versammlungen zu bringen; ohne dasselbe hätten sie sich gewiß nicht eingefunden. Denn so bald die Missionare keinen Tafia mehr austheilten, so kamen die Indianer auch nicht mehr in die Kapelle.

Die Missionare ergrimmten darüber, und schickten ihre Soldaten aus — denn sie hatten ein kleines Kommando bei sich, — die ungehorsamen Christen in den Tempel zu treiben, allein die Oberhäupter derselben widersetzten sich, und beklagten sich nachmals in Cayenne. — Damals war der Gouverneur der franzö-

fischen Kolonie in Guiana, von einem Zuge gegen die Maronneger noch nicht zurückgekehrt; und Malouet nahm daher die Abgeordneten an.

Er empfing die Oberhäupter und Abgeordneten in einem Saale, in welchem einige Spiegel waren. So bald sie in die Spiegel sahen, und ihr Bild darin erblickten, fingen sie an vor Verwunderung laut aufzuschreien. Sie fingen an zu tanzen, sie näherten sich dem Spiegel; sie sprachen mit dem Bilde darinnen; sie betasteten das Glas, und wollten sehen, was dahinter wäre. So bald aber die erste Bewegung der Verwunderung vorüber war, und sie keinen Aufschluß des Räthsels fanden, nahmen sie wieder ihre alte ernsthafte Miene an, lagerten sich auf den Boden, hefteten ihre Augen mit dem Ausdrucke der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens auf Malouet, und trugen endlich, in Gegenwart der übrigen Europäer, ihre Klagen vor.

„Wir sind gekommen, sagten sie, dich zu fragen, was du von uns willst? Warum hast du uns Weiße geschickt, die uns plagen? Sie haben einen Vertrag mit uns gemacht, den sie zuerst gebrochen haben. Wir sind mit ihnen eins geworden, für eine Flasche Tafia zu ihnen (in die Kapelle) zu kommen, sie singen zu hören, und auf dem Boden niederzuknien; und wir haben uns allezeit richtig eingefunden, so lange sie ihr Wort hielten; aber sie haben uns den Tafia

entzogen, und wir haben sie in Ruhe gelassen. Nun aber haben sie uns Soldaten geschickt, die uns zu ihnen bringen sollen: — das wollen wir nicht! — Sie wollen uns, wie die Weißen säen und arbeiten lehren: — das wollen wir auch nicht. Wir können dir zwanzig Jäger und Fischer geben, wenn du jedem monatlich drei Piaster gibst. Ist dir das recht, so sind wir dazu erbötig; aber wo du nicht aufhörst uns zu plagen, so gehen wir mit unsern Karbets an einen andern Fluß.

Malouet suchte sie zu beruhigen, und ließ ihnen die Absicht der Missionare erklären, allein ihre Antwort war ein lautes Gelächter. — Die Sprache durch einige Geschenke begriffen sie besser — und am Ende half alles nichts — der Tafiakontrakt mußte wieder erneuert werden. Die Indianer erhielten ihre Portionen wieder, und kamen von nun an wieder in die Kapelle.

Auch in andern Gegenden Amerikas ist es mit den Missionen nicht besser gegangen, und selbst mit denjenigen mag es, überhaupt genommen, so besonders nicht gewesen sein, welche die Jesuiten in Paraguay hatten. Nur durch Geschenke konnte man auch hier die Indianer bewegen sich anzusiedeln und taufen zu lassen. Wenn ein Indianer den andern zum Ansiedeln in einem Dorfe überreden wollte; so hieß es: „komm mit; der Pater gibt uns Rindfleisch." Vor der Taufe fürchteten sie sich besonders, und da sich die Jesuiten

besonders zu den Sterbenden drängten, um dieselben noch vor ihrem Lebensende zu taufen, so betrachteten sie den taufenden Pater, als einen gewissen Todesboten, und stellten oft neben den Kranken einen Freund mit einer Lanze, um den Pater abzuhalten, daß er, nach ihrer Art sich auszudrücken — dem Ablebenden den „Kopf nicht wasche."

Kam einer sich taufen zu lassen, so war es meistentheils in der Trunkenheit: „Pater rief er dann, wasch mir den Kopf." — Man sieht, daß sich die Roheit überall gleich bleibt.

Man will blos in dem französischen Guiana über funfzig verschiedene Völkerschaften zählen, freilich sind Völker darunter, welche wohl nicht über sechszig Krieger zählen dürften.

Eine dieser Nationen setzt ihren Schmuck darin Papageienfedern in der Backe zu tragen, und durchbohrt deswegen die Wangen. Eine andere tättowirt sich mit schwarzen Zirkellinien, die von einem Ohr über das Kinn zum andern gehen, und trägt dazu noch Ringe in der Nase. Fast alle färben sich mit Roucou, welches mit Kajaputöhl abgerieben wird. Einige lassen sich, wenn sie in den Krieg gehen, schwarze Streifen auf den Körper mit einem dauerhaft färbenden Pflanzensaft zeichnen.

Der Druck, in welchem fast bei allen diesen Nationen, die Weiber leben, ist schon verschiedentlich in den vorigen Bänden erwähnt worden. Hat ein Indianer ein Wild erlegt oder einen Fisch gefangen, und er ist einige Meilen weit vom Hause, so hüthet er sich wohl, die Beute selbst mit nach Hause zu nehmen. Er bezeichnet nur den Weg, welchen er genommen hat, und seine Frau muß dann hingehen, und Wildpret oder Fisch holen, denn das Weib ist, wie bei den nördlichen Indianern, das geborne Lastthier des Mannes, der nichts weiter glaubt thun zu müssen, als auf die Jagd, auf die Fischerei und in den Krieg zu gehen.

Diejenigen Indianer, welche einigen Ackerbau treiben, treiben ihn doch ganz anders als die Europäer. Nie bebauen sie einen Platz Landes zweimal, sondern sie schlagen dann ihre Wohnungen an andern Orten auf. Jetzt können sie jedoch, den Mais, welchen sie sich bauen, leichter gewinnen, da sie von den Europäern eiserne Werkzeuge zu bekommen im Stande sind. — Der Ertrag ihres Ackerbaues, mag freilich unbedeutend sein, und Krabben und Schildkröten bleiben immer eine Hauptnahrung außer dem Wilde, welches sie so wohl mit dem Bogen, als auch mit dem Blaserohre erlegen.

Im Verfertigen von Körben und Töpfen besitzen sie große Geschicklichkeit. Von den erstern behauptet ein Reisender, daß ihre feinsten Korbflechtereien Alles übertrafen, was man von solcher Arbeit in Europa liefern könne. Sie machen auch große Körbe, die man durch Vorlegeschlösser sichern kann, und deren man sich daher auf Reisen, statt der Koffer bedient. — Auch irrdene Gefäße verfertigen sie sehr gut, und wissen ihnen einen Glanz zu geben. Sie nehmen einen guten Thon, und feingesiebte Asche dazu. Daß sie es weit in dieser Kunst müssen gebracht haben, ergibt sich denn auch daraus, daß sie Gefäße für die Aufbewahrung ihres Trinkwassers machen, welche mehrere Eimer fassen. Mit diesen Körben und Töpfen, und mit mancherlei andern Waaren, treiben sie einen Tauschhandel mit den Europäern.

Zum Putze schmücken sie sich mit Aufsätzen von den schönsten Vogelfedern. Zu diesem Putz gehört, als ein Hauptstück, ein harter grüner Stein, der Jade oder Nephrit, den sie länglicht zu schneiden und zu durchbohren wissen, der aber auch bei ihnen in einem höhern Werth steht, als Gold. Man findet unter diesen Steinen große Verschiedenheiten, wahrscheinlich nach Verschiedenheit der Gegenden, aus welchen sie kommen. Manche dieser Steine, sind fast kieselhart; andere nähern sich andern Steinarten.

Es wäre für die Menschen und Völkerkunde sehr zu wünschen, man möchte die verschiedenen Bewohner Guianas näher kennen. Allein dieser Kenntniß liegen unendliche Schwierigkeiten im Wege, und unter andern, die unglaubliche Beschwerlichkeit der Reisen, die hier fast größer ist, als in allen übrigen unwegsamen Gegenden Amerikas — d. h. im Grunde fast in ganz Amerika. — Hier sind nämlich die Gegenden fast überall sumpfig, wie, wenn das Land, eben erst aus dem Meere hervorgekommen wäre. — Ich will meinen Lesern doch einen Auszug aus einer solchen Reise mittheilen. Es ist die Reise des Franzosen Guisan der im May 1778 mit zwei andern Franzosen, und zehn Negern abreisete, um die Savanen (große ebene Flächen, die mit verschiedenen Kräutern bedeckt sind. Man hat sie oft Wiesen genannt) zwischen dem Mahurifluß und dem Kaw zu untersuchen.

Unsere Reisenden hielten sich stets am rechten Ufer des Mahuri, um eine Krik (kleiner Fluß, welcher zuweilen austrocknet) anzutreffen, um auf diesen bis zu den Savanen (Savanahs) zu kommen. Man fand endlich einen Krikot (ganz kleine Krik) der aber so mit umgefallenen Bäumen und Gesträuch verrammelt war, daß man schlechterdings nicht zu den Savanen kommen konnte, wiewohl man bis 10 Uhr Abends daran arbeitete. Man litt unbeschreiblich von den Muskitos, und anderm Ungeziefer. Am andern Tag,

setzte man die Arbeit mit Aufräumen fort, und gelangte endlich Mittags bis an die Savanen. Man hatte nun gehofft die niedrigen, mit Wasser bedeckten Sumpfgegenden (Peipeis) in den Kanots befahren zu können; allein man fand das Wasser kaum funfzehn bis achtzehn Zoll tief, und mußte die Kanots, die mit großer Mühe bis dahin geschleppt waren, nun doch unbrauchbar sehen. — Der Weg auf den Savanen, war nicht weniger beschwerlich, denn man mußte überall durch Binsen, die einen Zoll stark, und sieben bis acht Fuß hoch waren. Die Negern mußten einen Weg durch die Binsen bahnen, und die übrigen zogen die Kanots nach. Da man eine neue Richtung nahm, so mußte man auch beständig im Wasser gehen, um die Kanots fortzuziehen. Man hatte eine fürchterliche Regennacht. Die Neger lagen alle in einem Kanot übereinander, und ein Theil um den andern mußte wachen, und das Wasser aus dem Kanot schöpfen, indessen die andern schliefen. Die Franzosen halfen sich dadurch einigermaßen, daß sie ihre Hamaks an die Meßstangen befestigten. Sie kamen aber gegen Morgen, weil die Stangen immer tiefer eingesunken waren, dennoch auch im Wasser zu liegen, da sie des Nachts nur von obenher waren eingeweicht worden.

Wie bis jetzt, so blieb der Weg immer gleich schlecht, und nur an einer Stelle, wo die Savana abgebrannt war, war derselbe etwas besser, da die

obere Erdrinde durch den Brand hart geworden war. Zwei Tage hatten sie sich in den Binsen gequält; allein am dritten Tage wurde der Weg noch schlechter, denn sie kamen nun in eine Ebene, wo lauter Pflanzen standen, deren Blätter an beiden Seiten scharf waren, und die Beine der Neger zerschnitten. Nur äußerst langsam kam man weiter.

Zwei Tage darauf kam man in einen Wald von Pflaumenbäumen, die so dicht verwachsen waren, daß man sich mit Aexten einen Weg bahnen mußte. Da man aber, des Wassers auf dem Grunde wegen, die Bäume nicht an der Wurzel hatte abhauen können, so blieben die Kanots, die man nachschleppte, sehr oft auf den abgehauenen Stämmen sitzen. Erst am dritten Tage des Abends kam man aus diesen Pflaumenbaumwäldern heraus — Indessen waren aber auch die mitgenommenen Nahrungsmittel durch Regen von oben, und durch die Nässe von unten verdorben. Alles war verfault und voll Würmer. Hin und wieder fand man den Boden von Kaimans (amerikanische Krokodille) und von Fischen aufgewühlt, und daraus entstanden Löcher, in welche man bis über den halben Leib hineinfiel. Allenthalben aber war der Boden gegen zwei Fuß hoch mit Wasser bedeckt.

Welch ein Muth, und welch eine Ausdauer muß dazu gehören, um in diesen Gegenden eine Reise anzustellen, und doch hat Guisan vier derselben gemacht.

Einiges von den Negern.

Ein Negerwahrsager.

Wie leicht mag es sein, bei einem abergläubischen Volk sich in das Ansehen eines großen Zauberers, und Wahrsagers zu setzen!

Der französische Gouverneur am Senegal, Brue, kam auf seiner Reise auf den Gambia hinauf, nach Albreda. Hier war ein Neger, welcher dreist vorgab, er wisse alle Geheimnisse, könne unsichtbar umhergehen, wohin es ihm beliebe, und in einer sehr großen Entfernung, müsse seine Stimme noch hörbar werden. Seine Schüler und Anhänger betheuerten natürlich, was der große Mann behauptete, und betrogen die Leichtgläubigkeit des armen gemeinen Volks, durch tausend fabelhafte Wundermährchen und Sagen, die sie geflissentlich ausbreiteten. Sie gaben dem großen Propheten den hochklingenden Namen: Mamayenbuck: oder „großer Friedensrichter." Immer zog der Mamayenbuck mit einem Haufen seiner Schüler umher, welche allezeit bewaffnet waren, und ihm die tiefste Ehrerbietung erzeigten, und auch kein anderer nahete sich ihm, ohne sich tief bis auf die

Erde zu verbeugen. That er seinen Mund auf und sprach, so hörte jedermann mit großer Aufmerksamkeit, und mit dem tiefsten Stillschweigen zu, und niemand hätte es leicht wagen dürfen ihm zu widersprechen, oder die Glaubwürdigkeit seines höhern Wesens zu bezweifeln, wenn er nicht von dem Volke angefallen sein wollte.

Der Mensch stand in einem so großen Ansehen, daß er leicht die höchste Gewalt hätte an sich bringen können, wär er sonst nur eben so klug und schlau gewesen, als er unverschämt war. Haufenweise strömte das Volk unter seinen Schutz herbei, denn die vortrefliche Methode, welche er hatte, sich Anhänger zu verschaffen, konnte nicht fehlschlagen. Wem er nämlich einmal den Namen seines Kindes gegeben hatte, war frei von der Gewalt der Großen, und niemand hatte ihm etwas zu befehlen. Er zog mit einer kleinen Trommel umher, und predigte und befahl mit solchem Ansehen, und in einem so gebieterischen Tone, daß das Volk bei seinen Befehlen zitterte, und ihm den unbedingtesten Gehorsam erwies.

Nicht nur er selbst, sondern auch sein bloßes Kleid, wurde mit großer Ehrerbietung betrachtet. Brue sahe auf seiner Reise eine große Menge Leute, bei einem Walde versammelt, wo sie in heiliger Andacht das Gewand des großen Mannes ansahen, welches an einem Baum hing, aber der große Mann selbst, war nicht da, wiewohl das arme Volk glaubte, er sei ge-

wiß unsichtbar im Kleide, und niemand dürfe es berühren, wenn er nicht sogleich auf der Stelle sterben wollte.

Brue ritt hin, das Kleid in Augenschein zu nehmen, allein das Volk schrie ihm zu, es ja nicht zu thun; er würde nicht mit dem Leben davon kommen. Die Negerbegleiter des Gouverneurs, suchten ihn ebenfalls abzuhalten, durch ihre inständigsten Bitten, und weinten, als diese nichts fruchteten, denn sie zweifelten gar nicht, es werde ihm das Leben kosten. Brue aber ritt hin, schlug das Kleid mit seinem Stock, zeigte dem Volke, daß niemand darin war, zum höchsten Erstaunen der Anwesenden. — Da der große Mann nachmals hörte wie man seiner gespottet hatte, gab er vor, er habe den Gouverneur deswegen nicht getödtet, weil er ihn lieb hätte, und wohl wüßte, daß sich derselbe noch bekehren würde.

Brue war doch nachmals begierig den großen Wundermann zu sehen, und ließ ihn zu sich einladen. Nach vielen Bitten und Geschenken, kam derselbe endlich mit einem zahlreichen Gefolge in der Faktorei an. Er trug einen Rock von Baumrinde (Fasern der Rinde?) der so lang war, daß er ihn auf der Erde nachschleppte, wiewohl er denselben noch über den Kopf zusammengewickelt hatte, so, daß man von ihm nichts weiter sehen konnte, als einen Theil seines Gesichts, und die Hände, die auch von den langen Aermeln fast bedeckt waren. Auf alle Fragen die ihm

Brue durch seinen Dollmetscher vorlegen ließ, war er klug genug, nicht zu antworten. Er tanzte blos eine Zeitlang, nach dem Schalle seiner Trommel. Sein Gesicht und seine Hände waren sehr schwarz. Der Kerl schien übrigens etwa dreißig Jahr alt zu sein.

Eine Negerdame.

Wie weit es eine schöne Negerin bringen kann, erfuhr Brue auf dieser Reise ebenfalls zu Albreda. Hier hielt sich nämlich eine Negerin auf, die es in allen Künsten der Buhlerei sehr weit gebracht, und selbst viele Europäer zu ihren Liebhabern und Anbetern gehabt hatte. Sie nannte sich Signora Belinguera, war groß, schön und wohlgewachsen. Allein dieß allein würde sie noch nicht so anziehend gemacht haben, sondern sie hatte Witz und Verstand, und überaus viel Klugheit, sprach und schrieb sehr gut französisch, englisch und portugiesisch, und unterhielt ihre Gesellschaft sehr angenehm. Von Geburt war sie eine Negernkönigstochter, und hatte einen Portugiesen zum Gemahl gehabt; besaß große Reichthümer, ein schönes, gut meublirtes Haus, und hielt sich viele

Bedienten. Damals als Brue sie kennen lernte, hatte sie den Negerkönig von Barra zu ihrem Verehrer, und wußte die Gunst desselben wohl zu benutzen. Eben deswegen war sie auch den Europäern wichtig, und Brue machte ihr aus dieser Ursache die Aufwartung. Die Dame empfing ihn in einem großen Saale, welcher, nach portugiesischer Art, auf drei Seiten Thüren hatte, und mit Vorhängen und Stühlen versehen war. Brue wurde mit einem Mittagsmahl nach europäischer Sitte bewirthet. Das Mahl wurde auf einer Tafel aufgetragen, welche mit feinem Linnen gedeckt war. Vortreffliches Obst, fettes Geflügel, und schmackhafte Braten, machten die Speisen; das Getränke bestand aus Palmenwein und Punsch. Die Dame selbst genoß über Tische bloß Wasser, und etwas Punsch am Ende der Mahlzeit. Sie unterhielt ihre Gesellschaft auf die angenehmste Art. —

Ihre Kleidung war ausgesucht. Sie trug ein feines Mannshemde mit goldenen Knöpfen an Hals und Armen, und darüber hatte sie, nach portugiesischer Mode einen Leibrock von Atlas. Der Unterrock bestand aus einem fein baumwollenen Stücke vom grünen Vorgebirge, welches Pagne Alte genannt wurde. Der vorzüglichste Schmuck aber war der Kopfputz — eine Art Turban, von weißem Nesseltuche mit Gold besetzt, der sich über der Stirne etwas in die Höhe hob. Den Hals zierte eine Schnur von goldenen Kugeln, welche mit Kugeln von Ambra und

Korallen abwechselten, und fast alle Finger waren mit schönen Ringen besteckt.

Brue machte der Dame ein schönes Geschenk, und empfahl sich ihrer Gunst.

Ein Leichenbegängniß der Negern.

Brue wohnte einem Leichenbegängniß zu Kaior (am Senegal) mit bei. Es war der Vornehmsten dieses Ortes einer, welcher gestorben war. — Eine Negerin steckte ihren Kopf aus dem Hause des Abgeschiedenen heraus, und that einen lauten Schrei, wodurch ohne Zweifel der Todesfall angekündigt wurde. Sogleich kam der ganze Ort in Aufruhr, und im Augenblicke hörte man von allen Seiten ein gräßliches Geheul. Die Weiber stürzten aus ihren Hütten hervor, schrien, raseten, und zerkratzten sich, als wären sie in der höchsten Verzweiflung, und dennoch wußten sie noch nicht einmal, wer gestorben war. So bald sie aber dieß erfuhren, liefen sie in die Hütte des Gestorbenen, und machten einen greulichen Lärm.

Nach einigen Stunden fand sich der oberste Marbute (mahomedanischer Priester) ein, der den Leichnam abwusch, ihm seine besten Kleider anzog, und

aufs Lager legte. Hierauf traten die nächsten Verwandten hinzu, einer nach dem andern, nahmen den Todten bei der Hand, thaten allerhand närrische Fragen an ihn: „was ihm fehle? ob sie ihm womit dienen könnten?" und dergleichen mehr. Da nun der Todte auf alle Fragen und Höflichkeiten nichts erwiederte, so gingen sie fort, und sagten ganz ernsthaft: „Er ist tod!"

Weiber und Kinder des Verstorbenen überließen indessen die Sorge für das Leichenbegängniß andern Leuten, sie selbst aber waren nur damit beschäftigt, Vieh abzuschlachten, und die Nachlassenschaft des Verstorbenen gegen Brantewein umzutauschen, denn die Begräbnißgäste müssen einen Schmaus und Ball haben.

Nachdem alles bereit war, begann der Zug. Die Gueriots (Sänger und Dichter) mit ihren Trommeln voran; still folgten ihnen die bewaffneten Männer; nach welchen die Leiche kam, getragen von 2 Männern, und von so vielen Marabuten (mahomedanische Negerpriester) begleitet, als man nur hatte auftreiben können. Die heulenden, kreischenden und sich zerfleischenden Weiber, schlossen den Zug, der um den Flecken herum ging, bis er ans Grab kam. — Der oberste Marbute flüsterte dem Todten etwas ins Ohr, indessen vier Männer baumwollene Zeuge um ihn her hielten, als wollten sie ihn den Zuschauern verbergen. Dann legten ihn die Träger ins Grab, scharrten es zu, und legten Steine darauf (damit

die Hyänen den Leichnam nicht ausscharren könnten). Ein Pfosten wurde hierauf aufs Grab gesteckt, an welchen man das Gewehr des Beerdigten, und gegen den Hunger und Durst auch, einen Topf voll Kuskus und eine Schale mit Wasser hing. Das Baumwollenzeug, welches bisher um die Leiche gehalten war, ließ man fallen, und die Weiber erhoben wieder ihr Geheul, welches sich aber sogleich endigte, als der oberste Marbute den Gueriots befahl, den Rückmarsch zu schlagen. — Plötzlich verschwand die Traurigkeit und die Schmausereien fingen nun an.

Das Opfer eines Hahns.

Sonderbar genug ist es, daß der Hahn, welcher von vielen Völkern des Alterthums als ein heiliges Thier betrachtet, und zu Opfern für die Götter angewendet wurde (Sokrates opferte noch vor seinem Tode dem Aeskulap einen Hahn) welchen die Chineser ebenfalls dazu anwenden, auch bei den Negern zu gleichem Gebrauche benutzt wird.

Brue war nach Kazegut eine der Bissagelischen Inseln gekommen. Drei vornehme Negern

dieser Insel kamen an Bord, unter welchen ein naher Verwandter des Königs war, der bloß eine Pagne oder Tuch um den Leib trug, einen Hut aufgesetzt, und die Haare mit Palmöhl ganz roth eingeschmiert hatte. Während sich Brue mit diesen Gästen beschäftigte, näherte sich ein anderer Kahn mit fünf Negern dem Schiffe. Einer derselben kam aufs Verdeck mit einem Hahne in der linken Hand, und mit einem Messer in der rechten. Ohne ein Wort zu sprechen, kniete er erst eine Minute vor Herrn Brue nieder, stand dann auf, und wandte sich nach Osten; schnitt hierauf dem Hahne die Kehle ab, kniete wieder hin, und ließ einige Blutstropfen, auf Brues Fuß fallen. Dieß that er auch mit dem Maste, und mit der Pumpe des Schiffes. Hierauf nun kehrte er zu Bruen zurück, und überreichte ihm den Hahn.

Brue ließ ihm erst einen Becher Brantewein reichen, und befragte ihn dann um Ursach und Bedeutung dieser seltsamen Zeremonie.

Der Neger antwortete, seine Landsleute sähen die Weißen als Meergötter an. Der Mast wäre auch ein Gott der das Schiff gehen machte: die Pumpe ein anderer Gott, weil sie das Wasser, gegen die Natur desselben in die Höhe steigen machte — und also hätten sie ja alle ein Opfer haben müssen.

Vaterliebe eines Negers, und Gegentheil.

Welcher Gefühle auch ein Negernherz fähig ist, davon hab ich in Natur und Menschen, meinen Lesern, schon Manches erzählt, wozu ich hier noch einen Fall hinzufüge.

Ein Neger am Flusse Volta, war durch Unfälle, so tief in Schulden gerathen, daß ihm zur Bezahlung kein Mittel übrig blieb, als entweder seine Kinder, oder sich selbst zu verkaufen. Die Vaterliebe wählte das letztere. Er gab sich seinem Gläubiger hin, welcher ihn auf das Schiff eines Sklavenhändlers führte. Der Unglückliche erwartete hier mit jedem Augenblicke, die gefürchtete Abreise nach Westindien, als sein Sohn aufs Schiff kam. Dieser hatte, tief gerührt über das Schicksal seines Vaters, den Entschluß gefaßt denselben zu befreien. Er kam, in Begleitung mehrerer aus seiner Familie, mit dem Ansinnen an den Sklavenhändler, einen bejahrten Sklaven, gegen einen jungen und rüstigen umzutauschen. Ein solcher Tausch machte natürlich dem Händler kein Bedenken — die ältern Sklaven wurden vorgeführt. Welch ein Auftritt, als der Sohn den Vater in Ketten erblickte!

Er stürzte demselben in die Arme, und weinte Thränen der Freude darüber, ihn retten zu können, ließ sich gern die Ketten des Vaters anlegen, und blickte mit unglaublicher Genugthuung, und heiterer Zufriedenheit auf seine Angehörigen hin.

Der rohe Menschenhändler frohlockte auch. Er frohlockte über den herrlichen gewinnvollen Tausch! — Indessen sollte doch so viel Liebe nicht unbelohnt bleiben. Man zeigte dem Gouverneur der dortigen dänischen Besitzungen den Vorfall an, und dieser brave Mann vermittelte sogleich die Freilassung des Sohns.

Gegen einen solchen Fall, sind leider diejenigen nicht selten, wo ein Neger, Weib, Kinder und Aeltern verkauft, nur um Brantewein zu bekommen — Dieses Gift, was auch bei uns Gesundheit, Hausfrieden, und Wohlstand frißt.

Im Jahr 1654 kam ein Neger in die Kirche der Kapuzinermönche zu St. Salvador (in Niederguinea) weinte, schluchzte, schrie überlaut, und stellte sich sehr kläglich. Da dieß die Mönche aus ihren Zellen lockte, verdoppelte er sein Geheul, schlug sich auf die Brust, und gab alle Zeichen des größesten Schmerzes. Die guten Väter bemühten sich den Armen aus aller Macht zu trösten, und fragten der Quelle seines Leides nach. — Nach vielem Forschen, sagte er, er sei ein unglücklicher verlorner Mann; er sei aufs Aeußerste gebracht; er habe seine Weiber, seine Kinder, seine Brüder und seine einzige Schwester

verkauft, und nun, da er nun auch Vater und Mutter verkauft habe, besitze er gar nichts mehr seinen Handel fortzusetzen — nun sei er ein geschlagener Mann.

Die Kapuziner wollten ihm die Größe seines Verbrechens vorhalten; er aber ließ sich nicht überzeugen. „Nein, sagte er, das ist einmal Landessitte, seit undenklicher Zeit, und ich bin ja in der nämlichen Gefahr.“

Der Negern Poltergeist, und heimliches Gericht; oder der Horeh und der Purrah.

In Natur und Menschen, wo unter verschiedenen Aufschriften mancherlei von den Negern erwähnt ist, ist auch des Mumbo Jumbo gedacht, wodurch das weibliche Geschlecht in Furcht und Schrecken gesetzt wird. Das Nebenstück zu diesem Mumbo Jumbo ist der Horeh in Senegambien, von welchem uns der Engländer Richard Jobson, welcher im Jahre 1620 in diesem Lande war, einige Nachricht gegeben hat.

Jobson kam an einen Ort, von welchem der Negerjunge, welchen er in seinen Diensten hatte, gebürtig war. An diesem Orte war ein großer Zusammenlauf von Leuten, die lustig und guter Dinge waren. In allen Häusern, und unter allen schattigen Bäumen, war Musik, und die Negern — dieses immer tanzlustige Volk — tanzten und sprangen nach Herzenslust. Ueberall waren Speisen auf Matten ausgebreitet, und zugleich wurden, wie auf einem Jahrmarkte, mancherlei Handelsgeschäfte gemacht. — Der ganze Lärm hatte seinen Grund darin, daß man die jungen Negerbursche beschnitt. Diese wurden alsdann in eine Verzäunung gebracht, wo sie, während ihre Wunde heilt, sich unter Trommelschlag und Freudengeschrei, mit ihren Bekannten und Freunden belustigen. Damit man aber die jungen Leute desto besser in Ordnung halte, so kommt des Nachts der Horeh oder Brüllteufel, und läßt sich da und dort hören. Nie zeigt sich dieser Popanz, sondern es bleibt beim Brüllen. Es ertönt die Nächte hindurch, bald in der Nähe, bald in der Ferne, im tiefsten Basse.

Brüllt er das erstemal, so bringt man ihm Speisen unter einen Baum, welche er sehr bald verschlingt, denn er scheint guten Appetit zu haben. Bekommt der hungrige Teufel nicht genug, so schnappt er einige von den Knaben, die noch unbeschnitten sind, hinweg. Diese müssen dann in des Brüllteufels Bauche bleiben, bis man den Grimm desselben durch mehr Speisen

versöhnt und gemildert hat, in welchem Falle er sie dann wieder ausspeit. Eben so viel Tage, als die Knaben im Teufelsbauche geblieben sind, müssen sie nachher stumm sein.

Jobson versuchte einen solchen wiederausgespienen Knaben zum Reden zu bringen, aber alle seine Bemühungen, waren umsonst; der Knabe hielt die Zeit seines Schweigens, nach welcher er freiwillig zu den Engländern kam. Er mußte also wohl durch fürchterliche Drohungen und Gaukeleien eingeschüchtert sein, welches um so weniger zu bewundern ist, da sich der Horeh sogar bei den Engländern damals in solchen Respekt gesetzt hatte, daß sie vor seinem Brüllen entflohen. Indessen hatte Jobson das Glück, den schrecklichen Geist, selbst kennen zu lernen — nur Schade, daß er sich mit seinen Künsten, Kinder zu verschlingen, nicht näher bekannt gemacht hat. Er wurde nämlich auch einmal von dem Horeh, des Nachts bebrüllt, und ging sogleich, nebst einem andern Engländer, wohlbewaffnet, der Stimme des Brüllens nach. Ein Marbute (Priester) errieth Jobsons Absicht, und suchte ihn mit vieler Aengstlichkeit von den Nachsuchungen abzuhalten; der Geist, sagte er, könne ihn leicht in den Fluß führen; allein Jobson beharrte bei seinem Entschlusse, und fand bald genug einen Neger mit niedergebücktem Kopfe stehen, welcher sich schon ganz heiser geschrien hatte. — Sich da,

rief Jobson dem Marbuten zu, das ist einer von euren Teufeln. — der Marbute ging lachend davon.

Eine ganz andere Art von Schrecknissen ist der Purrah unter den Fulhas Negern *), welche zwischen dem Sierra Leona Fluß und dem Cap Monte wohnen. Es sind fünf Völkerschaften, welche durch ein gemeinschaftliches Band verbunden sind, und unter einer gemeinschaftlichen Hauptregierung stehen, welche der große oder oberste Purrah genannt wird, und den Oberbefehl über alle fünf Stämme hat. Jeder Stamm hat aber auch noch seinen besondern oder kleinen Purrah, von welchem er regiert wird, und aus den Vornehmsten der kleinen Purrahs bilden sich eben die Mitglieder des großen Purrahs.

Ehe man ein Mitglied eines kleinern Purrahs werden kann, muß man dreißig Jahr alt sein, und funfzig, um in den großen Purrah aufgenommen zu werden. Dieser große und die kleinen Purrahs, machen einen eng und fest geschlossenen Bund.

Will jemand in einen Purrah aufgenommen werden, so müssen sich alle seine Verwandten für ihn ver-

*) Die Fulhas, die Mandigos, die Joloffen und die Felups, sind vier Hauptstämme von Negern, welche sich von den Mündungen des Senegals und Gambias, tief ins Innere des Landes erstrecken. Jede dieser Völkerschaften, theilt sich wieder in besondere Stämme.

bürgen, welche bereits Mitglieder des Purrahs sind, und für seine Verschwiegenheit, Treue und sein ganzes Ordensbetragen stehen. Die Verwandten schwören dem neuen Mitgliede Tod und Untergang, wenn er die Probe nicht bestehen, oder auch nach der Aufnahme, die Geheimnisse verrathen sollte.

Die Proben, welchen das neu aufzunehmende Mitglied unterworfen wird, sind freilich so gut wie gar nicht bekannt, und man sieht daraus, wie heilig die Verschwiegenheit darüber gehalten werden mag. Indessen weiß man, daß jeder Purrah, einen geweiheten Wald hat, wohin das neue Mitglied geführt wird. Monate lang, muß sich dasselbe hier an einer angewiesenen Stelle aufhalten, und in einer Hütte allein leben, wo ihm seine Nahrungsmittel, von verlarvten Personen zugebracht werden. Er darf nicht sprechen, und noch weniger, die ihm im Walde angewiesenen Grenzen überschreiten, wenn er nicht Todesgefahr laufen will. Erst müssen diese einsamen Monate überstanden sein, ehe die eigentlichen Proben ihren Anfang nehmen. Man versichert, Löwen und Leoparden würden bei diesen Proben gebraucht; die Wälder hallten dann von den furchtbarsten Tönen wieder; große Feuer entständen da und dort, die den ganzen Wald zu zerstören droheten, und ehedem hätten diese Feuer den geheimnißvollen Wald in allen seinen Richtungen durchlaufen. Kein Uneingeweihter dürfe es sich beigehen lassen die geweihten Grenzen des Waldes zu

betreten, wenn er nicht ohne Erbarmen hingerichtet sein wollte.

Hat das neu aufzunehmende Mitglied seine Proben überstanden, so schwört er alle Geheimnisse zu bewahren, und, ohne Anstand, alle Befehle des Ober- oder Unterpurrahs zu vollziehen. Hält er seine Gelübde nicht, so schleicht ihm der Tod überall nach, und trift ihn oft da, wo er es am wenigsten erwartete, und vielleicht mitten im Schoße seiner Familie — ein verlarvter Krieger erscheint, und spricht: „der große Purrah sendet dir den Tod!" — Alles weicht dann bei diesem Schreckensworte zurück, ohne sich des Verurtheilten anzunehmen.

Die kleinern Purrahs schlichten alles, was in ihren Bezirken vorgeht; sie legen mancherlei Händel, und vornehmlich die Zwiste mächtiger Familien bei. Ein solcher kleiner Purrah besteht aus 25 Personen, und da fünf von jedem kleinen Purrah zum großen gehören, so besteht auch dieser aus eben so viel Mitgliedern.

Der große Purrah versammelt sich nur bei äußerst wichtigen Gelegenheiten, und besonders dann, wenn sich jemand seinen Verfügungen widersetzt, oder Geheimnisse des Bundes verrathen hat; auch endigt er die Kriege, die zwischen zwei der verbundenen Völkerschaften entstehen. Gewöhnlich nimmt nach einigen Monaten, diejenige Völkerschaft, die des Krieges am ersten müde ist, ihre Zuflucht zum großen Purrah.

Dieser versammelt sich dann, und läßt den kriegfüh-
renden Partheien wissen, daß er unmöglich zugeben
könne, daß sich Brüder und Bundesverwandte morde-
ten; es sollten die Waffen unverzüglich niedergelegt,
und dann von dem großen Purrah die Fehde untersucht
werden. Von diesem Augenblick an, wagt niemand
mehr, die Waffen zu führen; denn es gilt das Leben.
Einen Monatlang untersucht der große Purrah, und
zieht indessen von den im Kriege nicht begriffenen
Stämmen so viele Krieger zusammen, als er nöthig
hat, sein Urtheil zu vollstrecken. Die Strafe des
schuldigen Theils besteht gewöhnlich in einer viertägi-
gen Plünderung, durch verlarvte Krieger; die mit
brennenden Fackeln und Dolchen bewaffnet, in Rotten
von funfzig und sechzig ankommen, und immer noch
vor Tagesanbruch da eintreffen, wo sie plündern sol-
len. Laut rufen sie den Beschluß des Oberpurrahs
aus. Alles ergreift bei ihrer Annäherung die Flucht,
und rettet sich in die Hütten, denn, man tödtet jeden,
der sich auf Straßen und Feldern betreffen läßt. Die
Hälfte der Plünderung erhält der leidende Theil, die
andere Hälfte gehört dem Oberpurrah, der seine Krie-
ger damit belohnt.

Nicht nur Völkerschaften, sondern auch einzelne
Familien werden auf diese Weise bestraft, wenn sie
etwa zu mächtig werden könnten. Weh den Familien-
häuptern, die sich widersetzen wollten — sie würden

auf immer in einem der geheiligten Wälder verschwinden.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Bund überall Furcht und Schrecken einflößt, und eben so schädlich als nützlich werden kann. Man hält alle Mitglieder desselben für große Zauberer, und spricht überall mit Furcht und Zittern von ihnen.

Um welchem Preis, manche Negern Branntwein trinken.

Bosmann wollte mit den Negern auf den Ponigoinseln, über Honig und Wachs handeln. Er fand aber, daß diese Negern sehr verdrossene und umständliche Menschen waren, und, da er ohnedieß schon von andern Negern viel Waaren eingehandelt hatte, so beschloß er, mit ihnen gar nicht zu handeln, sondern sie einem andern holländischen Schiffe zuzuweisen. Ueber den Handel eines einzigen Elephantenzahns, konnten sie einen ganzen Tag zubringen, kamen und gingen fünf bis sechsmal, frägten und boten, und kamen doch zu keinem Schluß.

Diese Negern nun, wußten eben so gut, wie alle übrigen, wie angenehm der Branntewein ihrem Gau-

men ist, aber sie waren unverschämt und trotzig genug, nicht eher trinken zu wollen, bis man ihnen erst ein Geschenk gemacht hatte, womit bekanntlich bei fast allen wildern Nationen, der Handel eröffnet wird. Sie waren unverschämt genug, wenn man ihnen Branntewein anbot, zu fragen: „ob sich denn die Weißen einbildeten, daß sie umsonst trinken sollten? — Sie thaten also genau so, als erzeigten sie den Europäern einen großen Gefallen damit, daß sie ihren Branntewein tränken, und vielleicht war es nur ein Kunstgriff desto mehr Branntewein zu bekommen.

Nachdem nun Bosmann schon entschlossen war, hier nicht zu handeln, kam ein zahlreicher Haufe dieser Negern an Bord, welchen er aus Güte etwas Branntewein anbot; aber ohne ein Geschenk wollten sie ihrer Sitte getreu, nicht trinken, und ein Geschenk empfingen sie nicht. Sie gingen also aus der Kajüte hinaus, und rechneten wohl darauf, daß ihnen dennoch der Branntewein nicht entgehen könne, sobald man mit ihnen zu handeln anfing. Da sie aber erfuhren, daß Bosmann gar nicht handeln wolle, kamen sie ganz höflich und freundlich zurück, und baten um das angebotene Schlückchen. Bosmann aber ließ sie mit trockenem Munde abziehen, und sagte er habe keine Zeit sich mit ihnen abzugeben.

Dieß muß diesen Leuten um so empfindlicher gewesen sein, da man sie unter den Negern für die arg-

sten Trinker hält, welche für einen ziemlich großen Elephantenzahn, oft nichts anders als Branntewein nahmen, welchen sie auch gewöhnlich austranken, ehe sie auseinander, und oft sogar, ehe sie vom Schiffe weggingen.

Sie können aber freilich wohl etwas mehr im Trinken thun, als ein europäischer Branntweinsäufer, denn die weißen Handelsleute, sind für die Gesundheit der Negern sehr besorgt, und verdünnen ihnen das Getränke, mit der Hälfte Wasser, und lassen ein wenig spanische Seife darin auflösen, wodurch ein Schaum entsteht, der sich oben aufsetzt, und von den unwissenden Negern, für eine Probe besonderer Güte angesehen wird. — Indessen ersetzen die Neger den Mangel der Güte, durch die Menge, und trinken, so lange sie etwas haben. Dabei gibt es denn bald genug großen Lärm und Balgereien, zumal wenn der eine einen Schluck mehr bekommen hat, als der andere. Sie kehren sich nicht daran, ob ihre Könige, Prinzen, Priester und Oberhäupter gegenwärtig sind, oder nicht, sondern bläuen tapfer auf einander los, daß Westen, Hüte und Peruquen, und was sie sonst haben, über Bord fliegen. Die Könige und Vornehmen wollen aber auch nicht müssige Zuschauer abgeben, und verrichten ihr Amt, indem sie aus allen Kräften mit den Fäusten auf die Schläger losarbeiten. So gibt es dann eine allgemeine Faustschlacht.

Sagen vom Bocksgestank, und vom Reichthum der Weißen

Die Negern auf der Goldküste erzählen folgendes Mährchen vom Gestank der Ziegenböcke.

Im Anfange der Welt war eine mächtige Göttin, welche sich mit wohlriechenden Oelen salbte. Das Oehl gefiel den Nasen der Böcke, und sie wünschten auch so wohlriechend zu werden, und baten die Göttin gar freundlich, ihnen von der köstlichen Salbe etwas zukommen zu lassen. Die Göttin that, als sei sie ganz bereitwillig, eine solche Bitte zu gewähren, nahm aber statt der angenehm düftenden Salbe, eine garstige stinkende Schmiere, und schmierte sie damit ein, welchen Geruch denn auch ihre Nachkommen behalten haben. Indessen diese befinden sich ganz wohl dabei, denn sie bilden sich fest ein, sie hätten dennoch von der echten, und wohlriechenden Salbe bekommen, und daher scheuen sie sich sehr sich beregnen zu lassen, weil ihnen dadurch etwas von dem Dufte könnte abgewaschen werden.

Eben so possierlich ist das Mährchen, welches die Marbuten, oder mahomedanische Negerpriester auf der Goldküste, von der Armuth der Neger, und vom Reichthum der Weißen, und zugleich von der Neigung der erstern erzählen, Nationen von anderer Farbe zu bestehlen.

Die drei Söhne Noahs, waren von drei verschiedenen Farben. Der eine war weiß, der andere war braun, der dritte war schwarz, und jeder dieser Söhne hatte auch eine Frau, die von seiner Farbe war. Hier haben wir also die Stammältern, drei verschiedener Menschengeschlechter.

Der Vater Noah starb, und die Söhne kamen nun zusammen, das hinterlassene Gut zu theilen, welches in Gold, Silber, Kleidern, Zeugen, Kattun; in Pferden, Kameelen, Ochsen, Schafen, und andern Thieren, in Waffen, Hausgeräthen, Korn, Taback, Pfeffer, u. s. w. bestand.

Die Brüder hielten den Abendschmaus, freundlich und vertraulich, bei einer Pfeife Taback, und bei einem Fläschchen gutes Weins, wie es Brüdern geziemt; und völlig gesättigt mit Speise und Trank, legen sie sich zu Bette — denn der Mensch will auch seine Ruhe haben.

Der weiße Bruder — war ein Politikus. Das Essen und Trinken hatte er sich wohl ganz gut schmekken lassen, aber er hatte doch andere Sachen im Kopfe, als nur Essen und Trinken, und Schlaf. —

Er sahe, daß die andern alle eingeschlafen waren; ja, er hatte nur auf diesen Augenblick gewartet, (es ist kein großes Lob, was uns Europäern hier gemacht wird) als er sogleich aufstand. Er packte sich das Beste ein — Gold, Silber, und die kostbarsten Zeuge, und entfloh in ein fernes, fremdes Land damit; in das nämliche, welches die Europäer inne haben, — Fort war er.

Der braune Bruder erwachte — (der Mohr) und wurde bald die List und den Betrug des ältesten Herrn Bruders inne; — Nicht ohne die Nutzanwendung davon zu machen; denn er folgte seinem Beispiele, und begab sich mit den Tapezereien, mit dem besten Hausgeräthe, und mit den übrigen Kostbarkeiten, die noch übrig waren, hinweg. Er beladete die Pferde und Kameele damit, und entwich.

Der schwarze Bruder, (der Neger) am sorglosesten unter allen, hatte am längsten geschlafen, und fand beim Aufstehen, daß das Beste schon fort war. Nichts blieb ihm übrig, außer ein wenig baumwollenes Zeug oder Pagnes, einige Pfeifen und Taback und Reiß. — Wohl dem der noch Taback und eine Pfeife hat, wenn er so gaunermäßig hintergangen ist. Der schwarze Bruder rauchte zum Trost eine Pfeife, und fing an nachzusinnen, wie er sich an der Unbrüderlichkeit der Brüder rächen, und, so gut als möglich seinem Schaden beikommen könnte. Sie hatten ihn bestohlen — was war natürlicher, als daß er darauf

sann, sie wieder zu bestehlen, wo er nur könnte. — Dieß that er dann treulich, und hinterließ seinen Nachkommen den Befehl, es auch zu thun — was sie denn, gehorsam dem letzten Willen des Ahnherrn, bis jetzt nicht versäumt haben.

Die Maronnegern in Jamaika.

Die Maronneger in Jamaika oder auch wohl Buschneger genannt, sind die Nachkommen ehemaliger Sklavennegern, die sich der Herrschaft und der Grausamkeit der Weißen entzogen hatten. Sie wurden sehr gefährliche Nachbarn der Weißen daselbst, und waren im Besitz von fünf Hauptörtern; — Städten oder Dörfern, wie man sie nennen will, — unter welchen der wichtigste Ort Trelawny kaum fünf teutsche Meilen von der See, aber in einem hohen Gebirge lag, und nur von zwei Seiten, durch zwei Wege zugänglich war. Die Negerhäuser standen hier unordentlich durcheinander. Jedes Haus hatte aber seinen mit Bnschwerk eingezäunten Garten, und seinen Graben, um Regenwasser darin aufzubehalten wie in einem Brunnen. — Unter den Häusern muß man sich indessen nur schlechte, mit Stroh oder trocknem Gras bedeckte Hütten vorstellen.

Diese Negen besaßen 1500 Acre (Acker) Land, welche sie bepflanzten, und hielten auch eine Anzahl Vieh. Im Steigen und Klettern waren sie, vermittelst der hohen Lage des Landes, und auf der Jagd, viel geschickter geworden, als die übrigen Sklavenneger auf Jamaika; so wie sie auch wohlgebildeter, schwärzer, größer und schöner waren, als diese, und viel feinere Sinne hatten — Alles Folgen ihrer Lebensart und ihrer Uebungen in den hohen Gegenden, in welchen sie wohnten.

Sie zu überfallen war äußerst schwer, wegen Undurchdringlichkeit der Gebüsche nicht nur, sondern auch wegen einer Art Trompeten, die die Europäer kaum vernahmen, die ihnen aber anzeigten was zu thun oder zu fürchten sei — ja es soll durch diese Instrumente jede einzelne Person so deutlich gerufen worden sein, als es nur immer durch den Namen hätte geschehen können, und es wäre wohl werth, wir kennten diese Art Fernsprechkunst genauer.

Diese Negern waren von den Engländern völlig unabhängig, und jeder war ein Krieger, und stand als solcher unter einem Befehlshaber. Uebrigens hatte man weder Gesetze, noch Kaschen, noch Polizei. Ihre Zwistigkeiten wurden beigelegt, von ihren selbst erwählten Obern, die ein großes Vertrauen besaßen, und vorzüglich die freundschaftlichen Verhältnisse mit den übrigen Inselnbewohnern zu erhalten suchten. Diese Obern konnten einen Gerichtshof von vier Ne-

gern bestellen, und diese schlichteten, unter dem Vorsitz des Obern, alle kleine Händel — Ein solcher Oberer in einer Stadt bekam auch einen Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling, und die vier Beisitzer erhielten 60 Pfund.

Man suchte zu verhindern, daß nicht diese Maronneger und die Sklaven allzusehr mit einander bekannt würden, und erlaubte den letztern nur, diejenigen Tänze der Marons zu besuchen, welche am Tage gehalten wurden. Auch durfte kein Maron sieben Tage über seinem Urlaub außer der Stadt sein, sonst wurde er bestraft. Die Marons durften keine Sklaven halten oder kaufen, mußten den übrigen entlaufenen Sklaven nachsetzen, doch nicht in stärkern Trupps als 12 Mann, durften nicht, ohne schriftlichen Kontrakt in Diensten eines Weißen sein u. s. w. — Alles dieses gründete sich auf die Uebereinkunft mit den Engländern, welche lange, aber immer vergeblich die Marons bekriegt hatten. Da jedoch die Marons nachmals sich vermehrten, so räumte man ihnen mehr Platz ein, und gab ihnen fast alle Rechte der Weißen, nur daß sie Soldatendienste thun mußten.

Die vertragsmäßigen Gesetze wurden freilich überhaupt wenig genau von den Marons beobachtet, und man konnte auf die Erfüllung derselben nicht dringen, da das Land im Innern, den Europäern fast ganz unzugänglich war. Man hat den Fall gehabt, daß eine

Anzahl Sklaven entflohen, und in ihrer Ansiedlung 20 Jahre verborgen blieben, ehe sie entdeckt wurden.

Im Ganzen waren diese Maronnegern immer der Regierung behülflich — Doch empörten sich auch verschiedentlich einzelne Stämme, und verübten Raub und Grausamkeiten.

Den Landbau trieben dieselben nicht sehr, mehr legten sie sich auf die Jagd, und auf das, mit Prämien belegte Einfangen der entlaufenen Sklaven. In ihren Gärten zogen sie mancherlei Früchte — viele derselben z. B. Ananas wuchsen wild an ihren Zäunen. Ihr Hausviehl bestand aus Schweinen, Kühen und Geflügel; eine Menge Holztauben, und andere Vögel gab das Land ohnedieß, und vor allen die westindischen Erdkrebse *). Die überflüssigen Lebensmittel z. B. getrocknetes und geräuchertes Fleisch verkauften sie. Den eigentlichen Landbau betrieben nur gewöhnlich die Weiber. Mit Tabact trieben sie einen Handel, kauften die Blätter in den Pflanzungen, und verkauften sie in den Marktstädten, nachdem sie ihn getrocknet und gerollt hatten.

Die Sprache der Marons, war die Sprache aller Negern der Insel — ein verdorbenes Englisch mit der eigentlichen Negersprache vermischt, und ihre Reli-

*) Oder Tourlouroux, von welchen bereits an einem andern Orte umständlich gesprochen ist.

gion ebenfalls der Fetismus ihrer Landsleute. Die Ehe war geschlossen, wenn das Weib einwilligte, mit dem Mann zu leben. Der Kontrakt wurde durch Geschenke bestätigt, die die Braut erhielt, deren Verwandten zuweilen auch dem Bräutigam Schweine u. s. w. schenkten. Gewöhnlich hatte man nur eine Frau; hatte man mehrere, so hatte jede ihren Bezirk und ihr Eigenthum für sich. Jede Frau lebte 2 Tage mit dem Manne, indessen die andern für sie mit arbeiteten. Nur an diesen Tagen konnten die Kinder dieser Frau die väterlichen Liebkosungen verlangen. Uebrigens sollen die Männer, wiewohl man das Gegentheil behauptet hat, sehr anhänglich an ihre Frauen sein. Ein Neger wollte blos darum nicht Christ werden, weil er dann eine von seinen beiden Weibern verlassen müßte. „Nein, sagte er, wer seine Frau verläßt, ist ein schlechter Kerl, und Gott will gewiß nicht, daß man Frau und Kinder verlasse. Eure Lehre gefällt mir nicht."

Hatten Aeltern eine mannbare Tochter, so schlachteten sie ein Schwein, und ladeten die Nachbarn ein, es mit zu verzehren. Die jungen Leute tanzten, die Alten tranken Rum. Jeder Gast steckte dem Mädchen ein kleines Stück Geld, die Aeltern desselben aber meistentheils ein Goldstück in den Mund. Jetzt wußten nun die jungen Leute, wo sie auf die Heirath gehen konnten.

Die Weißen, lebte man anders nicht mit ihnen im Kriege, wurden mit vieler Auszeichnung behandelt, wenn sie zu den Marons kamen. Die Vornehmen der Stadt gaben Meublen und Vorräthe her, worunter zuweilen damastene Tapeten und silberne Gefäße waren. Der Tisch wurde mit vielen Gerichten, mit Wein, Bier, gewiß wenigstens mit Rum besetzt. Der Wirth erschien in einer alten Uniform, die er entweder einmal von einem Weißen geschenkt bekommen hatte, dessen Namen er dafür aus Dankbarkeit führte, oder die er geborgt hatte. Der Hausherr sprach nur, wenn er gefragt wurde; gab seinem Gast Betten, d. h. ein Strohlager mit weißen Tüchern belegt; zündete ihm ein Nachtfeuer vor der Thür der Hütte an, wenn er anders nicht Kerzen zu Lichtern schaffen konnte, was aber selten der Fall war — 1739 zählte man 600 Maronneger, aber 1788 schon 1400. Im Jahre 1796 fing man sie ein, und versetzte sie erst nach Neuschottland und dann nach Sierra Leone.

Etwas aus den Südseeinseln, besonders aus Otaheiti.

Das letzte englische Schiff, welches nach der Südsee eigends ausgerüstet wurde, war das Schiff Duff. Es stand unter der Anführung eines Kapitains Wilsons, und hatte die Bestimmung Missionare nach Otaheiti, und einigen andern Südseeinseln zu bringen. Seine Reise machte es in den Jahren 1796 — 1798.

Kaum war das Schiff angekommen, so kamen auch mehr als siebzig Kanots gerudert, deren jedes zwanzig Mann halten mochte. — In wenigen Augenblicken, waren mehr als hundert Eingeborne auf dem Verdecke, die vor Freuden wie unsinnig herum sprangen und tanzten, und Taio! Taio! (Freund! Freund!) riefen; einige gebrochene engländische Wörter und Redensarten oft wiederholten, und mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit die Kanonen, durch welche man sie in einige Furcht und Ruhe zu bringen gedachte, mit auf die Lavetten legen halfen. Die Vornehmen, wollten sich sogleich Taios wählen, wurden aber von den Engländern ganz kaltsinnig aufgenommen, worüber sie sich sehr wunderten, und eben so sehr darüber, daß

man gegen ihre Schweine, Früchte und Geflügel kei-
nen Tauschhandel eingehen wollte (weil es Sonntag
war). Nachdem die Zahl der Besuchenden sich bis auf
vierzig vermindert hatte, fing man den Gottesdienst
auf dem Schiffe an, während dessen die Insulaner
sehr ruhig waren, und vorzüglich über den Gesang
Erstaunen und Entzücken ausdrückten. Zuweilen woll-
ten sie sprechen und lachen, aber ein Wink war hin-
reichend sie zur Ordnung zu führen.

Als der Kapitain ans Land ging, wurde er von dem jungen König Otu, und seiner Gemahlin Tetua, empfangen, die ihn aufmerksam betrachte-ten, und jeden Theil seiner Kleidung genau untersuch-ten. Auch knöpfte die junge Königin einem Herrn Cover das Hemd an Hals und Aermeln auf, und war nicht wenig erstaunt, daß man die blauen Adern so deutlich sehen konnte. Freilich hatte diese eben so wenig als ihr Gemahl die Engländer gesehen, die ehe-dem hier gewesen waren; beide waren wohl kaum sieb-zehn Jahr alt. Einige Tage darauf untersuchten sie auch den Kapitain selbst, auf die nämliche Weise.

Da man das königliche Paar beschenken wollte, wollten sie anfangs nicht von den Schultern ihrer Trä-ger herabsteigen — denn überall, wo sie nicht im Be-zirk ihrer Wohnung sind, werden sie von ihren Bedien-ten auf den Schultern getragen, indem sonst Alles, was ihr Fuß berührt, ihnen selbst geheiligt ist, und nie wieder ein anderer dorthin kommen kann. — Als

aber die Fürstin die schönen schimmernden Kleider sahe, sprang sie eiligst von den Schultern des Trägers herab, und gefiel sich in dem neuen Staate, vorzüglich in dem Kopfputze sehr. Otu aber, dem die englischen Kleider, ohnedieß noch zu enge waren, versicherte, daß ihm eine Flinte, Axt, Messer oder Scheere viel lieber sein würden.

Der Vater des Fürstenpaars, war der schon frühern Reisenden bekannte Pomarre, dessen Gemahlin Iddiah hieß. Er war ein Greis von 70 Jahren, und das wichtigste Oberhaupt der Insel, und schenkte den Engländern einen ganzen Distrikt, zu ihrem eigenen Gebrauche. Nachdem diese Sache abgethan war, wünschte Pomarre nun auf Wilsons Schiffe, ergötzt zu sein. Vorzüglich begehrte er Raketen und Tänze zu sehen, und eine Violine und den schottischen Dudelsack, deren er sich noch recht gut von Cooks Besuch her erinnerte, anzuhören. Den Dudelsack machte er drollig genug, dadurch kenntlich, daß er einen Bündel Zeug unter den Arm nahm, und seinen Körper, wie ein schottischer Dudelsackpfeifer hin und her wiegte. Ihm war es nicht gelegen, daß dieses für ihn so liebliche Instrument nicht vorhanden war — einige Stücke auf der Flöte, die man ihm zur Aufheiterung spielte, wollten ihm nicht behagen.

Während Wilsons Anwesenheit vor Otaheiti, hielt sich auf dieser Insel, das ehemalige Oberhaupt von Ulietea auf, welches Manne, Manne hieß, und

den Engländern überaus viel Gefälligkeiten erzeigte, aber auch dem Kapitain sehr anlag, ihn wieder in sein Reich einzusetzen. Wilson entschuldigte sich, daß er dazu keine Erlaubniß habe, es könnten aber bald Schiffe kommen, die mit andern Instruktionen versehen wären. Manne, Manne, welcher schon alt war, sagte, daß er dann wohl schon tod sein werde. „Nun, fuhr der Kapitain fort, so kann Euer Sohn, an Eurer Stelle eingesetzt werden." Hierauf antwortete der Alte empfindlich: „Ich wollte lieber, daß dieß mit mir selbst der Fall wäre."

Dieser Manne Manne kam eines Tags mit Pomarre und dessen Gemahlin Iddiah, ans Schiff. Die letztern schenkten dem Kapitain ein Stück otaheitisches Zeugs, und brachten eine große Kiste mit. Die Engländer thaten als verständen sie nicht, was die Kiste bedeutete, und der Kapitain fragte Pomarre, was er damit wolle. Pomarre war verlegen, und gab vor, er wünschte das Schloß daran ausgebessert. Man wieß ihn zum Lande, wo der Schmidt jetzt sei. Dadurch wurde er noch verlegener; und sagte endlich lächelnd: er wollte eigentlich die Geschenke hineinlegen, welche der Kapitain ihm etwa schenken würde; aber man möchte ja die Kiste in die Kajüte setzen, damit seine Leute nicht sähen, was er bekäme. — Auf Befragen wußte er aber selbst nicht, was er wünschte. Ein alter Priester, der ihn begleitete, half ihm aus der Verlegenheit, und forderte

Aexte und zwar Ahauruh, Ahauruh; d. i. zweimal zehn; nämlich zehn für Pomarre, eben so viel für Jddiah; ferner für jede Person fünf Hemden, acht Spiegel, sechs Scheeren, sechs Messer, fünf Kämme und funfzig Nägel. — Man legte ihm das alles nun in seine Kiste, und gab ihm noch ein Rasirmesser und einen eisernen Topf oben ein. Damit war Pomarre sehr zufrieden; aber als er nachmals auf dem Verdecke, verschiedene Sachen herumliegen sahe, wollte er, ohne Unterschied alles haben.

Da einer der nach Otahciti gekommenen Missionare, über die Worte Johannis predigte: „Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w." waren sie still. Ein Schwede übersetzte ihnen jeden Satz der Predigt. Nach Beendigung derselben, sagte Pomarre: es wär alles gut, wiewohl sie sonst nichts dergleichen gehört hätten, und er wolle nun warten, bis der Eatua (Gott) käme." Als man nachher das Abendmahl feierte, wobei man sich der Brodtfrucht statt des Brodtes bediente, war Manne, Manne sehr aufmerksam; er setzte sich unter die Brüder, die in diesen Gegenden der Erde das Missionsgeschäft betreiben sollten, und rückte, wie die vordersten ihre Stelle verließen, immer weiter hinauf, in der Hoffnung auch Brod und Wein zu bekommen, worin er sich aber freilich betrogen hatte.

Als Wilson an einer der Marquesasinseln Ohitahu vor Anker lag, bekam er gleich den ersten Abend noch Besuch, von zwei Weibern, die um das Schiff herum schwammen, und, da man sie nicht aufnehmen wollte, kläglich: „Waheine! Waheine! (Frau! Frau!) riefen. Es half ihnen aber nichts, sie mußten ans Land zurückschwimmen. Am andern Morgen kamen sieben schöne junge Weiber, die ganz nackt waren, den Schurz von ein paar Blättern um die Hüften ausgenommen. Sie hatten schon drei Stunden ums Schiff herum geplätschert, und „Waheine" gerufen. Endlich kam der Fürst der Insel, und bat, wenigstens seine Schwester, die mit unter den Schwimmerinnen war, aufzunehmen. Es geschah. Ein otaheitisches Mädchen, welches man am Bord hatte, schämte sich ein nacktes Frauenzimmer zu sehen, und bekleidete die Fürstenschwester, mit otaheitischem Zeuge. Da dieß, die noch im Wasser befindlichen Mädchen sahen, baten sie höchst dringend, aufgenommen zu werden, und man willfahrte ihnen. Aber ihre Hoffnung Kleider zu bekommen, wurde ihnen nicht erfüllt; sie verloren sogar ihren Blätterschurz, denn die Ziegen fraßen ihnen das Laub ab, und sprangen so lange um sie herum, bis sie alle Blätter abgefressen hatten. — Es ist zu bemerken, daß die Damen dieser Insel am Lande allerdings bekleidet gingen, nur daß ihre Kleidung das Wasser nicht vertrug. Uebrigens waren sie alle äußerst gutmüthig, und hal-

fen den Matrosen unaufgefordert bei den schwersten und schmuzigsten Arbeiten.

Wie weit man in gewissen Dingen in Otaheiti ist, hat man schon aus Cooks Reisen gewußt, und Wilsons Missionsreise bestätigt es. Iddiah lebte mit ihrem Gemahl Pomarre im besten Vernehmen, wiewohl er eine andere Frau, und sie statt des Mannes einen Tautau oder Bedienten hatte, von dem sie schwanger war. Das Kind, mit welchem sie niederkommen wollte, sollte, nach Landessitte ermordet werden, als das Kind eines gemeinen Mannes. Alle Vorstellungen der Engländer, alle Versprechungen und Drohungen, diese abscheuliche Sitte aufzuheben, machten zwar einigen Eindruck auf die Männer, aber keineswegs auf Iddiah, welche nachher das Kind wirklich ermordete, und über die Vorstellungen dagegen sehr mürrisch geworden war. Sie habe Macht, sagte sie, mit ihrem Kinde zu machen was ihr gefalle, und wolle die Gebräuche des Landes beobachten, ohne sich an das Mißfallen der Engländer zu kehren.

Es gibt hier Männer, die sich wie Weiber kleiden, wie Weiber sich nähren, dieselben Arbeiten verrichten, und überhaupt allen Gesetzen, wie Weiber unterworfen sind. Sie dürfen nicht mit Männern essen, und haben ihre eigenen Pflanzungen zu ihrem Privatgebrauche.

Hier nimmt auch niemand Anstoß daran, daß sich Damen in Gesellschaft von Männern baden. Die Fürstin selbst badet sich oft am hellen Mittag, von mehr als 20 Männern umgeben, und ohne eine einzige weibliche Bedienung. Niemand findet darin etwas Besonderes.

Da man eine Schmiede am Lande errichtet hatte, so kamen die Eingebornen von allen Seiten herbei, erschraken aber vor den Funken und Zischen des Eisens im Wasser. Pomarre aber kam vor Entzücken so außer sich, daß er den rußigen Schmidt umarmte, ihn benaſete (denn das Berühren mit der Nasenspitze ist hier ein Zeichen großer Freundschaft) und auf alle Art sein Vergnügen ausdrückte.

Ein Eingeborner, der bei den Engländern gearbeitet hatte, hatte ein Schlächterbeil entwendet. Man hielt dem Menschen seinen Undank vor, und er sagte mit Thränen im Auge, er sei ein „Tato ino," ein sehr schlechter Mensch. Tausend ähnliche Züge bezeugen, wie gutgeartet und gutmüthig selbst bei allem Verderben, diese Menschen sind. Des Sonntags, den die Engländer sehr streng feierten, tanzten die Otaheitier aus Gefälligkeit gegen die Fremden nicht, und unterließen auch Handel und Wandel mit ihnen zu treiben.

Einer der Brüder der Missionsgesellschaft schrieb in seiner Kammer. Ein junges Frauenzimmer kam herein, und bezeigte ihr Erstaunen, daß sich diese Engländer gegen die Mädchen und Frauen der Insel ganz anders betrügen, als ehedem die Engländer gethan hätten. Der Bruder sagte ihr: ihr Gott würde böse, wenn er sähe, daß sie böses thäten. „O, antwortete sie, so will ich dann in der Nacht zu dir kommen, damit ers nicht sieht." Die Antwort war; er sähe es dennoch, denn es sei ihm nichts verborgen; welches aber freilich für die Otaheitierin wohl zu hoch sein mochte.

Ein Eingeborner gestand selbst, daß die otaheitischen Götter schlecht wären, denn sie äßen Menschen, Schweine, Brodfrucht u. s. w. welches der Pritani Gott (der engländische) nicht thue, der ein „gut Kerl" sei. Auch wäre der Pritani Gott mächtiger, denn er sendete Regenwetter wenn sie zu ihm beteten. — Es hatte nämlich zwei Sonntage hintereinander stark geregnet.

Wie sehr diese Naturmenschen noch Kinder sind, zeigte sich auch bei diesem Besuch der Engländer. Einer der Oberhäupter hatte kaum eine Uhr gesehen, als er sie auch zu haben wünschte. Man befriedigte seine große Begierde, und schenkte ihm die Uhr; aber nach wenigen Tagen, schickte er die Uhr, die aber nun

auch verdorben war, wieder zurück, und er hätte gewiß lieber eine Axt oder ein Messer gehabt.

Einsmals kam ein Kanot an das Schiff, und ein langer Mensch streckte seine Hand nach dem Kajütenfenster hinauf, und nahm ein dort liegendes Buch weg, mit welchem er sogleich ins Wasser sprang. Unmöglich konnte er von dem Buche irgend einen Nutzen erwarten — es war blos die kindische Begierde haben zu wollen. Man bemühete sich des Diebes habhaft zu werden, allein er schwamm und tauchte wie eine wilde Ente; erst nach unglaublich vielem Herumhetzen, bemächtigte man sich seiner, band ihm ein Seil um den Leib, zog ihn ins Schiff hinauf, und band ihn an den Mastbaum. Hier blieb er eine Zeitlang in der Angst, daß man ihn tödten würde, dann aber ließ man ihn, nach einer tüchtigen Strafpredigt los. Mit vielen Versicherungen, dergleichen nie wieder zu thun, und mit großer Freude nahm der Dieb Abschied.

Pomarre und sein Sohn Otu besaßen vielleicht mehr europäische Sachen, als keiner der Engländer, die auf Otaheiti waren, aber benutzten keine einzige davon. Sie gingen in ihrer Landestracht, und richteten sich blos nach den Landessitten; dennoch hätten sie gern Alles gehabt, und baten immer um noch mehr Dinge.

Ein Vornehmer von Ottihahu, kam in einem ziemlich guten Kanot, an Wilsons Schiff, und über-

reichte dem Kapitain einen glatten, etwa acht Fuß langen Stab, auf dessen Knopf sich ein niedliches Flechtwerk von Menschenhaarlocken befand. Außerdem schenkte er ihm auch noch einigen Schmuck für Kopf und Brust. Da er aber eine Musquete auf dem Verdecke gewahr ward, brachte er sie mit großer Behutsamkeit zu dem Kapitain, und bat, das böse Ding „in Schlaf zu bringen." Ein Beil, ein Spiegel und eine Halskette, die dieser Mensch erhielt, gefielen ihm sehr wohl, allein eine Scheere war ihm gleichgültig. Zwei seiner Brüder, bezeigten nach keiner Sache irgend ein Verlangen. — Ueberhaupt schienen die Insulaner auf Ottihahu Züge eines tiefen Nachsinnens zu haben; doch aber brachen sowohl Männer als Weiber oft in ein unsinniges Gelächter aus, und sprachen so schnell, als die geläufige Zunge erlaubte. Alle klagten über Hunger, denn es schien damals die Zeit eines großen Mangels bei ihnen zu sein.

Tinai ein Oberhaupt auf Ottihahu, betrachtete sich einmal die Kajüte des Kapitains mit vieler Aufmerksamkeit. Zufällig berührte er den Drath der Kajütenglocke, deren Geklingel ihn vor Erstaunen fast außer sich brachte. Er klingelte mit der Glocke, und klingelte immer wieder aufs neue, und bemühete sich ausfindig zu machen, was eigentlich den Laut hervorbringe, aber freilich waren seine Bemühungen vergeblich. Ihm mußte es unbegreiflich scheinen, wie eine

Schelle solche wundersame Wirkungen hervorbringen könnte.

Die Leute auf Otthahu waren auch äußerst gutmüthig, und die Mädchen und Weiber gingen unaufgefordert den Schifsleuten an die Hand, und ließen sich keine Mühe verdrießen. Einer der Eingebornen stahl einen eisernen Bolzen auf dem Schiffe, wurde aber ertappt, ehe er entkommen konnte. Man band den Dieb fest, und zeigte ihm eine geladene Musquete. Der Angstvolle glaubte gewiß erschossen zu werden; Indessen kam ein angesehener Mann — es war der Vater des Diebes — in Begleitung mit dem dritten Bruder Tinais, und brachten den Engländern ein Sühn = und Lösungsopfer für den Verbrecher, welches in zwei Schweinen und einem Platanenblatt bestand. Allein man weigerte sich das Opfer anzunehmen; und nun schien dem Unglücklichen sein Schicksal ganz außer Zweifel. Mit schmerzenvoller, rührender Zärtlichkeit nahm der Sohn von seinem Vater Abschied, küßte ihn, und drückte ihn an sich. — Man feuerte endlich die Musquete in die Luft, und ließ den Strafbaren los, der sich anfangs gar nicht überzeugen konnte, daß er nicht erschossen werden sollte. — Vater und Sohn waren so von Freude betäubt, daß sie kein Wort hervorbringen konnten.

Mit den Belehrungen der Missionare auf Otaheiti ging es eben nicht zum Besten. Man muß aber

auch gestehen, daß diese größtentheils sehr ungebildeten Menschen, ihr Geschäft sehr ungeschickt begannen, und nicht wußten, wie man solche rohe Kinder der Natur zu behandeln hatte, zumal da sie ihre Belehrungen anfingen, ehe sie sich nur einigermaßen mit der Landessprache behelfen konnten.

Einer der Missionare, Puckei, ging mit einem Eingebornen, und wollte ihn auf den Urheber den Natur hinführen. Der Insulaner meinte; der Gott von Pritani (der brittische Gott) möchte wohl alle Dinge dort gemacht haben, aber nicht auf Otaheiti. Hier habe einer ihrer eignen Götter den Arm ausgestreckt, und die Sterne an den Himmel festgeheftet. Der ungeheuer starke Mauwa, halte die Sonne mit Stricken, und darum könne sie nicht schneller gehen, als er es erlaube.

Die Missionare blieben in solchen Fällen immer dabei, blos zu betheuern, das Alles sei Thorheit, Wahnsinn, Lüge, ohne diese Menschen jedoch davon überzeugen zu können. Puckei sagte ihm auch, das sei Unsinn, und ihre Götter seien nur Bilder; aber der Insulaner blieb bei seiner Meinung.

„Aber wie erfahrt ihr es denn, fragte Puckei, daß eure Götter böse sind?"

„Ei, sie sprechen ja mit uns."

„Wie machen sie denn das?"

Ein Priester, war die Antwort, nehme ein Bündel Zeug, daß wie ein Ballen aufgerollt wäre, hülle

sich darein, und sage in einem scharfen heisern quiekenden Ton: „Ich bin böse! holt mir Schweine; tödtet einen Menschen, und ich will besänftigt sein.“

Die Arreoes, wie man sie bat den neuen Glauben anzunehmen, und sie bedrohete, der neue Eatuah (Gott) der Engländer, werde sie gewiß sonst strafen, meinten, sie wollten erst sehen, ob sie gestraft würden, und dann sich zum neuen Glauben bekehren. Und überdieß fragten sie, wer denn ihre Vorfahren bestraft hätte?

Es ist schon erwähnt, daß der König und seine Gemahlin, außerhalb des Bezirks ihrer Wohnung, von Trägern getragen werden. Sie sitzen nämlich auf den Schultern der Träger, und lassen die Beine vorn überhängen. Ihr Zeitvertreib besteht während des Getragenwerdens darin, daß sie den Trägern den Kopf lausen, und das Wildpret der Haare aufsuchen, wobei sie denn, da es gar nicht daran fehlt, reichliche Jagd halten können. — Aber wer hat den Genuß dieser Jagd? — Unter den Weibern allein die Königin. Ihr Vorrecht ist es dieses Wildpret zu speisen, und nie ermangelt sie, von einem so wichtigen und hohen Vorrechte Gebrauch zu machen.

Freigebig, bis zur Verschwendung freigebig, sind fast alle Otaheiter. Sie sind nicht im Stande anhaltenden Bitten zu widerstehen, und geben fast Alles

weg. Armuth macht nie verächtlich bei ihnen, wohl aber Geitz mit Reichthum gepaart. Würde jemand zur Zeit der Noth sich weigern, sein Eigenthum für seine Landsleute herzugeben, er wäre zuverlässig in Gefahr, daß die Nachbarn seine Güter verwüsten, und ihn mit den Aermsten seines Volks auf gleichem Fuß setzen würden. Vielleicht ließen sie ihm kaum ein Haus zum Obdach. Lieber gibt ein Otaheiter sein Zeug vom Leibe hin, als daß er sich „pihre pihre" oder filzig nennen läßt.

Die Priester stehen in großem Ansehen, und haben bei allen Gelegenheiten, Geburten und Sterbefällen, Krankheiten und Festen zu thun. Man traut ihnen zu, daß sie nach Willkühr Krankheiten verursachen oder heben, und durch ihr Gebet böse Geister in die Speisen bringen können, von welchen auch hier alle Krankheiten entstehen. Die Art, wie sie beschwören, sahen die Engländer.

Ein Mann zeigte sich in einem alten blauen Rocke mit rothen Aufschlägen; den Kopf mit unzähligen Federn umgeben, die das Gesicht verbargen. Er lief mit einem unverständlichem Geplärre, auf die Engländer zu: schrie im quikenden Tone, und betrug sich so wild, daß die Engländer fragten, ob der Kerl wahnsinnig sei.

Die Eingebornen, die an den Engländern nicht die mindeste Furcht wahrnahmen, sagten nun: es sei die=

ser, Temarris Sohn, der Eaturahi oder kleine Gott, der schon viele getödtet habe. — Ein großer Hund der Engländer, fiel den kleinen Gott an, welcher auch vor dem Hunde floh. Die Eingebornen erschraken, und fürchteten der kleine Gott würde die Landsleute des Hundes tödten. — Nach einer Weile kam der Priesterbeschwörer mit einer Keule in der Hand zurück, und trieb, wie ein Wüthender alles vor sich her, und Weiber und Kinder stießen ein angstvolles Geschrei aus. Seine Wuth war aber nur gegen den Hund gerichtet, aber ein Engländer sprang hinzu, wand dem Rasenden die Keule aus der Hand, hob ihm die befiederte Kappe auf, unter welcher man das Gesicht eines Menschen erkannte, der einen Diebstahl begangen, und aus einem Bezirk sich in einen andern begeben hatte. Der Mensch erblaßte — Die Einwohner legten sich ins Mittel, und während die Engländer den Betrug des Menschen erklären wollten, entwischte derselbe.

Man nennt solche Menschen hier Tahaura Eatuahs, von welchen viele mit der oder jener Gottheit verwandt sein wollen, einige aber nur vorgeben mit den drei höchsten Göttern bekannt zu sein. Sollen sie die Gottheit befragen, so kleiden sie sich in eine seltsame, phantastische mit rothen und schwarzen Federn geschmückte Tracht; die, wie sie sagen, dem Eatuah so wohl gefällt, daß dieser sich ihnen, in Gestalt eines heiligen Vogels nähert, wenn sie ihn

rufen. Der Eatuah verläßt nun den Leib des Vogels, und fährt in den Priester. Dieser beginnt sogleich sich zu strecken und zu jähnen; Arme, Beine, Schenkel und den ganzen Körper zu reiben, der so entsetzlich zu schwellen anfängt, als sollte der Bauch zerbersten. Der Priester verdreht die Augen, reißt sie weit auf, schließt sie dann wieder halb, und sinkt gefühllos hin. Oder aber, sein ganzer Körper wird erschüttert, und scheint eine unbegreifliche Veränderung erlitten zu haben. Er spricht leise, die Stimme wird heiser und ununterbrochen; dann hebt sie sich wieder mit außerordentlicher Stärke; jetzt spricht er jedoch verständlich, stellt sich aber, als wisse er selbst nicht was er spreche, und als kenne er auch keinen Umstehenden. Indessen wird, was er sagt, als Ausspruch der Gottheit angesehen, und von dem Fragenden mit großer Ehrerbietung aufgenommen. — Verläßt nun die Gottheit wieder den Tahaura, so sinkt dieser in heftigen Zuckungen, und dann atheinlos und erschöpft, auf die Erde zurück, und ein lauter Schrei, welchen er ausstößt, zeigt sein wiederkehrendes Bewußtsein an. Dieß hält man für den Augenblick, wo der heilige Vogel wieder zum Himmel zurückkehrt.

Welcher Liebe und Zärtlichkeit diese Insulaner fähig sind, darüber will ich ein Beispiel anführen.

Einer der Aufrührer auf Bligh's Schiffe, Stewart, war auf Otaheiti geblieben, und hatte sich mit der Tochter eines Befehlshabers verheirathet. Sie hatten in der glücklichsten Ehe gelebt, und ein schönes kleines Mädchen erzeugt. Aber die Pandora aus England — (das Schiff, welches bestimmt war, die Aufrührer aufzusuchen, und sie zur Strafe nach England zu liefern) kam an, ergriff die Verbrecher, — Stewart war unter ihnen, — und schmiedete sie am Bord in Fesseln. Die unglückliche Peggy, so hatte Stewart seine Frau genannt — flog mit ihrem Kinde in die Arme ihres Gatten. Die Zusammenkunft war so angreifend und erschütternd, daß die Offiziere des Schiffs davon überwältigt wurden, und Stewart selbst darum bitten mußte, sie nicht wieder an Bord zu lassen. Nur mit einer Art Gewalt, konnte die Gattin von ihm getrennt werden, und wurde, in einem Zustande von so tiefem Gram und Verzweiflung, der sich durch keine Klage, durch keinen Ausruf äußern konnte, ans Land gebracht. Entfernt von dem Gatten, und des Glücks seines Umgangs beraubt, versank sie in düstere Schwermuth. Sie verwelkte sichtbar; Körper, Geist und Lebensmuth schwanden immer mehr hin, und in zwei Monaten war sie das Opfer der Liebe und des Grams geworden. Nach ihrem Tode, nahm sich die Schwe-

ster derselben, des Kindes mit einer Treue und Sorgfalt an, als ob es ihr eigenes sei.

Auffallend ist es, daß ein so gutmüthiges Volk, so wenig Achtung gegen das hohe und abgelebte Alter hat. Alte Leute wurden stets zurückgesetzt, auch wenn sie aus hohem Stande waren. Selbst der Vater Pomarres, der Großvater Otus des Oberhaupts der Insel, wurde kaum bemerkt, wenn er an Bord war, und man wollte ihm nicht erlauben in die Kajüte des Kapitains zu kommen. Ja er mußte in seinem Kanot an der Seite des Schiffes bleiben, wenn ihn nicht der Kapitain absichtlich herbeirief. Auch ein alter engländischer Seemann, war oft der Gegenstand ihres Spottes, und wenn in einer Unterhaltung von etwas widerlichen gesprochen wurde, so nannten sie es „einen alten Mann." Ganz anders, war es dagegen auf der Insel Tongatabu, wo allezeit die Jüngern, in Gegenwart der Alten, ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachteten.

Im Kriege halten die Otaheiter sichtbar schlechte Zucht und Ordnung; und keiner ist gehalten länger zu fechten, als es ihm gefällt. Auch halten sie es eben für keine große Schande im Gefechte davon zu laufen, Viel größer ist die Schande eine Wunde zu erhalten, worin sie dem Ehrgefühl fast aller übrigen Völker das

Gegentheil halten. Sie meinen ein Mensch, der sich lieber verwunden lasse, als davon liefe, müsse ganz närrisch sein. Dennoch, wiewohl sie eine Narbe als entehrend scheuen, fechten sie doch mit einer Wuth, die nahe an Raserei grenzt, denn sie wissen, daß der Verlust einer Schlacht, auch den Verlust des Eigenthums nach sich zieht. Ueberdieß wird dennoch keiner unter ihnen für einen tapfern Mann gehalten, der nicht einen Feind wenigstens erlegt hat.

Die Gastfreiheit übt der Otaheiter in einem seltenen Maße. Auch der fremdeste Mann, der in eine Familie eintritt, wird mit einem wiederholten freudigen Mannauwa (willkommen) angerufen, worauf der Gast dann sein: Harri meinâ! (ich komme!) erwiedert. Die Leute im Hause sagen hierauf, Yarana t' Etauah (Gott segne dich) und der Fremdling erwiedert: Tayiai (hier) und setzt sich nieder. Man fragt den Fremden nach der Veranlassung seines Besuchs, und dieser antwortet ohne Wendungen und Winkelzüge ganz freimüthig darauf. Man bereitet hierauf sogleich ein Schwein oder Huhn, und gibt dem Gaste in einem Korbe mit, was er nicht aufessen kann. Alles, was in der Macht des Wirthes steht, wird indessen dem Gaste gegeben, und was er nicht selbst besitzt, läßt er von Freunden und Bekannten holen. Dann schenkt man auch dem Gaste noch wohlriechendes Oel, Zeug, oder irgend etwas, dessen Er-

langung dem Geber Mühe gekostet hat; denn, sagen diese gutmüthigen Menschen, was die Natur von selbst hervorbringe, wie Lebensmittel, das müsse man so hoch nicht anrechnen.

Kommt ein Fremder von Rang aus einer benachbarten Insel, so bringen ihm alle Männer, die gleiches Standes mit ihm sind, ein Friedensopfer. Man führt ihn, in eins der großen und geräumigen Gasthäuser, die die Insel hat, und die Oberhäupter des Bezirks versammeln sich in Gesellschaft eines Priesters um ihn her. Der Priester sagt ein langes Gebet oder Rede her, bindet dann an einen Platanenbaum, einen Büschel rother Federn, und legt ihn, nebst einem Schwein und Huhn zu den Füssen des Fremden nieder, welcher die Federn in den Ohren, oder in die Haare steckt. Ein solcher Gast kann Monate lang in einem Bezirk bleiben, und doch so viele seines Gleichen finden, daß er jeden Tag einen andern besuchen kann. Auch eilen die Gäste selten. Viele sowohl aus höhern als niedern Ständen reisen in der That auch mehrere Monate lang auf der Insel umher, überzeugt überall eine freundschaftliche Aufnahme zu finden.

Es ist sehr zu beklagen, daß sich unter einem so gutmüthigen Völkchen so manche Schändlichkeiten finden, die auf eine empörende Weise die Roheiten der wilden Natur an den Tag legen. Wie sehr wär es zu wünschen gewesen, die Missionare möchten mehr Ge-

schick und Glück gehabt haben, hier die christliche Religion einzuführen. Was hätte aus diesem Volke werden können, das mit so vortreflichen Anlagen von der Natur versehen ist! Aber es scheint nicht, als ob die Menschenopfer, der Kindermord, die Gesellschaften der Arreoes, die aus den vornehmsten des Landes bestehen, das ausschweifendste Leben führen, überall auf der Insel umherziehen, und nehmen was ihnen gefällt, wo sie es finden; und manche andere empörende Sitten, hier so bald aufhören würden, zumal da auch die Mission, so gut wie eingegangen ist, wenn sie nicht wirklich ganz eingegangen ist.

Sechste Abtheilung.

Merkwürdigkeiten von Thieren.

Merkwürdigkeiten von der Stubenfliege.

Um die große Meisterhand recht bewundern zu lernen, die Alles gebildet hat, wär es wohl gut, der Mensch lernte so Manches klein und alltäglich Scheinende nur genauer kennen. Wie sollten wir erstaunen, würden wir ein einziges kleines Geschöpf ganz kennen! Fürwahr, ich glaube es gewiß, der entschiedenste Gottesleugner, müßte zum Glauben an Gott bekehrt werden!, Nächst dem Religionslehrer, ist niemand, der diesen Glauben an Gott, so stark und vernehmlich predigt, als der Naturforscher, welcher uns die Werke Gottes bekannt macht. — Doch, ohne weitere Einleitungen zu unserer Stubenfliege. — Es ist aber nicht eine umständliche Beschreibung (ich sage nicht; — vollständige: denn diese ist gar nicht möglich) dieser kleinen Stubengesellschafterin, welche ich geben will, denn durch eine solche, fürchtete ich,

meine Leser zu ermüden; sondern es sind einzelne Merkwürdigkeiten, die ich anführen werde.

Alle zum Fliegengeschlecht gehörigen Thierchen, haben keine Hinterflügel, aber sie haben Häute, die einer Blase ähnlich sind, oder dünne häutige Blättchen, die fast wie Muschelschalen übereinander liegen, und stark ausgespannt sind. Man hat sie auch wohl Schallbläschen genannt, deswegen, weil sie ein Hauptwerkzeug sind, das Gesumme dieser kleinen Geschöpfe verursachen zu helfen. Es sind nämlich an diesen Häuten kleine Kolben oder Schlägel befestigt (die am Ende des Brustschildes sitzen,) mit welchen die Fliegen auf die Häute schlagen, wie Trommelstöcke auf die Trommel. Eben dadurch wird das Gesumme verursacht.

Diese Bläschen findet man auch mit bloßem Auge sogleich unter dem Gelenke der Flügel, und sie bestehen aus zwei gelb weißlichen, halb durchsichtigen Häutchen, die an der Wurzel zusammengewachsen sind. Die Kölbchen liegen unter diesen Bläschen, und sie scheinen vorzüglich dazu zu dienen, das Gleichgewicht der kleinen Geschöpfe bei ihrem Fluge zu erhalten. Diese Kölbchen haben ein lebhafteres Gelb als die Bläschen, und der Kopf derselben scheint eine, bloß aufgeblasene Haut zu sein. Man sieht sie vorzüglich an Schnaken recht deutlich, indem die Stiele der Kolben oder Schlägel hier viel länger sind, und der Kopf

derselben auch durchsichtiger ist. Die Schallbläschen sind am Rande mit einem Rahmen eingefaßt, und die Schlägel, da, wo sie an dem Leibe ansitzen, mit Haaren besetzt, und mit vielen Nerven gleichsam umwunden. Hat man diese Schlägel abgeschnitten, so lebt zwar das Thier noch einen Tag lang, aber es kann keinen Zoll weit mehr fliegen, da hingegen es noch recht gut fliegt, wenn man ihm auch den halben Leib weggeschnitten hätte, falls die Schlägel nur noch unverletzt sind. Man sieht hieraus zugleich, wie die Hummel den schweren Leib, mit so kleinen Flügeln heben kann, — der aufgeblasene Kopf ihrer Schlägel, thut ihr die Dienste eines Luftballons, und hilft den Körper in der Luft mit in die Höhe heben, und schwimmen.

Das Gesumme aber, welches die Fliege durch Anschlagen dieser Kölbchen auf die Bläschen hervorbringt, scheint sie auch noch durch die Flügel zu verstärken, mit welchen sie ebenfalls die Bläschen berührt.

Das Fliegenweibchen, welches sich in Zimmern und Ställen durch den Winter gerettet hat, sorgt für die Nachkommenschaft, die es gebären will. Es sucht für die Eier, welche es legen will, etwas feuchte Orte aus, als wüßte es, daß an einem zu trocknen Orte, die Eier zusammenschrumpfen, und die herauskriechende Made der ersten Nahrung entbehren würde. Daher kommen denn auch die meisten Fliegen in

Ställen, im Miste, an Sümpfen, und überall zur Welt, wo mit Wärme und Feuchtigkeit, sich Fäulniß und Gährung vereinigt z. B. im Fleische, im Obste, im faulenden Korn u. s. w.

Die weibliche Fliege ist größer, hat einen hellern Bauch, und zu der Zeit, da sie Eier legen will, wird derselbe so durchsichtig, daß die Eier auf beiden Seiten durchscheinen. Die Eier sind, gegen das kleine Thier gerechnet, sehr groß, und liegen, in Reihen aufeinander, so, daß sie kleine Klümpchen ausmachen. Weiß und glänzend ist die Haut eines Eies, wie Perlmutter, und überaus zart, und der vorderste Theil desselben ist etwas spitzig, und bekommt, eine halbe Stunde vor dem Auskriechen der Made, einige erhöhete Ringe oder Wülste. Nach zwölf Stunden, oder, wenn es am Sonnenschein fehlt, nach 24 Stunden, kriecht die Made aus, indem sie die Spitze des Eies öffnet. Vier Minuten braucht das kleine Thier zum Auskriechen — freilich eine schwere Arbeit für dasselbe; aber dagegen ist es auch, nachher ein Drittheil größer, als das Ei selbst, aus welchem es kam. Das Mittel womit die Made das Ei öffnet, ist vermuthlich der hornartige Haken, mit welchem sie am Kopfe versehen ist. Vermittelst dieser Haken, häkelt sie sich ein, und schleppt dann den Körper hinter sich her. Auf diese Weise kommt sie von einem Ort zum andern.

Eigentliche Füße hat sie nicht, doch dienen ihr statt der Füße einige kleine Polster, die sie unter dem Leibe hat.

Augen hat man an den Fliegenmaden auch mit starken Vergrößerern nicht entdeckt; dennoch sind sie gegen alles Licht sehr empfindlich, und suchen sich gegen dasselbe recht eilfertig zu verbergen.

Es ist fast unglaublich, welche Lebenskraft diese Maden haben. Sieben, ja sogar zwölf Stunden haben sie unter Oel gelebt, auch im Wasser und im Weingeist, und wenn sie schon tod zu sein schienen, krochen sie doch munter fort, wenn man sie wieder herausnahm. Man hat sogar einen Fall, daß sich eine Made unter Oel verpuppte — es wurde jedoch keine Fliege aus der Puppe.

Die Made ist in vierzehn bis funfzehn Tagen völlig ausgewachsen, und verpuppt sich alsdann, wozu sie einige Stunden braucht.

Die Hülle der Puppe besteht aus der Haut der vormaligen Made, die anfangs zwar weich und weißgelb ist, in einigen Stunden aber hellroth, und in vier bis fünf Stunden, kastanienbraun, und so hart wird, daß man mit einer Nadelspitze, nicht ganz leicht durchdringt. Unter dieser harten Hülle nun, liegt die Nymphe ganz still. Sie besteht anfangs, aus einem länglicht weißen und weichem Ei, welches mit einem

Häutchen umgeben ist, und fast wie geronnene Milch aussieht. Dieß ist die noch unausgebildete Nymphe, welche nach zwei und drei Tagen schon vielmehr ausgebildet und kenntlicher geworden ist, und an beiden Seiten des Kopfes findet man schon die Stellen ausgezeichnet, wohin die Augen kommen.

Ein oder zwei Tage, ehe die Fliege aus der Puppenhülle auskriecht — dieß kann am vierzehnten oder funfzehnten Tage nach der Einpuppung geschehen, wenn es nicht an Wärme gefehlt hat, — findet man sie wundersam in ihrer Hülle eingepackt. Alle Theile sind bereits ausgebildet. Doch sitzt das Thier noch in einem Häutchen, und zwischen demselben und der Fliege selbst, ist eine wasserhelle Flüssigkeit, in welcher die Fliege gleichsam schwimmt.

Aber wie kommt die Fliege aus der Puppenhülle hervor? Sie hat nicht, wie manche andere Insekten, weder Zähne, noch sonst ein Werkzeug, die feste Hülle zu zernagen. Aber die Fliege hat das Vermögen, ihren Kopf aufzublasen, und zusammenzuziehen, und vermittelst dieser Bewegungen, zersprengt sie die vorderste Kappe der Hülle in zwei Theile. Mit außerordentlicher Schnelligkeit zieht sie die Kopfblase ein, und dehnt sie wieder aus, und in wenigen Augenblikken ist die Fliege frei, wenn sonst nur Sonne genug da ist. Fehlt es aber daran, so braucht das Thier vier bis fünf Stunden um auszukriechen. — Man kennt

keinen Fall, daß eine Fliege in der Nacht ausgekrochen sei.

Anfangs scheint die eben ausgekrochene Fliege, noch von der vorigen eingepreßten Lage her, ein Krüppel zu sein, aber dennoch macht sie sich gleich auf ihre Beine, und spritzt durch den After eine weiße Feuchtigkeit von sich, welches aber doch auch wohl schon vorher geschieht, ehe sie sich ihrer Füße bedient. Anfangs dehnt sich auch noch der Kopf aus, der überhaupt noch etwas größer ist, als nachher. Die Flügel liegen nahe beisammen, und sind sehr künstlich zusammengelegt. Durch die Feuchtigkeit in ihren Gefäßen, sind sie so aufgetrieben, daß sie fast wie Wasserblasen erscheinen. Aber es erfolgt bald ein schnelles Ausstrecken der Flügel, bei welchem eben dieselbe den erwähnten weißen Saft ausspritzt, und sogleich nachher sind auch die Flügel trocken, ohne Zweifel deswegen, weil die Feuchtigkeit so leicht verdünstet, und zugleich hört auch die Bewegung der Kopfblase auf, und die Fliege ist gestaltet, wie jede andere.

Der Kopf der Fliege besteht aus zwei Halbkugeln, von gleicher Größe, zwischen welchen ein Band läuft. Eigentlich sind diese beiden Halbkugeln nichts anders, als die beiden Augen des Thieres, deren Farbe, wie beim Auge des Menschen, von der, unter der obersten Haut liegenden zweiten, (der Traubenhaut) her-

rührt. Die weiße und durchsichtige oberste Haut aber (die Hornhaut) ist in lauter regelmäßige Sechsecke abgetheilt, deren jedes mit einem eigenen Rahmen umgeben ist. Ein berühmter Naturforscher, zählte auf jeder Halbkugel 4000 Sechsecke. Man kann also sagen, daß diese Thiere 8000 Augen haben. Jedes derselben muß als ein Vergrößerungsglas betrachtet werden.

Außer diesen Augen aber, womit nur nahe Gegenstände betrachtet werden, hat das Thier, noch drei andere um in die Ferne zu sehen. Man trift nämlich hinten am Kopfe des Thiers, eine dunkle dreiseitige Erhöhung, und in jedem Winkel dieses erhöheten Dreiecks, ein braunes Wärzchen, welches eben das Auge ist. Es sind dieselben bei den Fliegen, Wespen und andern Insekten, mit einigen Borsten oder Härchen bedeckt.

Mit dem Kopfe der Fliege ist durch einen sehr schmalen Hals der Rumpf vereinigt. — Zunächst am Halse, ist der Rücken, oder das Brustschild, welches gewölbt ist, gegen den Leib spitz zuläuft, und durch drei Quereinschnitte in drei ungleiche Theile getheilt ist, von welchen das mittelste, das größeste ist. Der Länge nach gehen etwas erhöhte, und mit Haaren stark bewachsene, graue und hellbraune Streifen wechselsweise herab.

An dem Bruſtſtücke oder Rücken, ſitzt der Bauch oder Hinterleib der Fliege, welcher durch Ringe, die aber nicht um den ganzen Leib herumgehen, in vier Theile getheilt iſt.

Die Füße der Fliege beſtehn aus neun Gliedern oder Gelenken, und das Fußblatt allein hat vier kleinere Gelenke, deren unterſtes mit zwei ſehr ſpitzen Krallen bewaffnet iſt, die auf zwei beſondern Ballen ruhen, welche am Rande mit ſteifen Borſten beſetzt ſind. Durch dieſe Borſten wird das unangenehme Kitzeln hervorgebracht, wenn uns eine Fliege über das Geſicht läuft. Will das Thier an Fenſtern und Spiegeln und überhaupt an ſteilen glatten Flächen hinauf, ſo thun ihm die Krallen trefliche Dienſte, ſich damit einzuhäkeln. In dieſem Falle werden die Ballen eingezogen. Geht es auf Ebenen, ſo zieht es aber die Krallen ein, die durch ihr Einhäkeln den Lauf ſtören würden.

Die Füße der Fliege ſind mit Haaren beſetzt, und werden daher von derſelben als Bürſten gebraucht, den Staub abzukehren, welcher ſich auf den Flügeln ſammelt. Dieß geſchieht mit den Hinterfüßen. Mit den Vorderfüßen werden die Augen geputzt; und um die Füße ſelbſt zu reinigen, dieſelben über einander gerieben.

Der Rüßel der Fliege sitzt vorn am Kopfe. Man sieht hier eine länglicht runde Vertiefung von brauner Farbe, gleichsam als wäre sie mit Horn ausgefüttert. Dieß ist die Kapsel, in welche der Rüßel zurückgezogen wird, die, wie der ganze Vorderkopf, mit Haaren besetzt ist. Drückt man mit den Fingern den Kopf der Fliege ein wenig, so nöthigt man sie, den Rüßel so herauszustrecken, wie sie es dann freiwillig thut, wenn sie Nahrung zu sich nehmen will. Es besteht dieser Rüßel aus drei Haupttheilen. Der hinterste, ist eine Art Sack, auf welchem zwei schwarzgraue, keulenförmige, und mit Haaren besetzte Gefäße sitzen, welche fast die Gestalt einer Gurke haben. Der mittlere Haupttheil, ist eine Röhre von Haut, welche zwischen zwei Hornbeinchen eingefaßt ist. Der vorderste Theil ist nun der eigentliche Rüßel, und besteht aus zwei Lefzen oder Ballen, welche vorn gekerbt, und hinten mit einem fleischigen Kranz umgeben sind, der mit Haaren besetzt ist. Diesen Rüßel kann die Fliege ausstrecken und einziehen, und nach allen Richtungen bewegen, um ihre Nahrung zu suchen, welche in eine Oeffnung zwischen den beiden Lefzen aufgenommen wird. Diese Lefzen stemmt die Fliege auf die Nahrung fest auf, und saugt dann dieselbe ein. In dem mittlern Theil des Rüßels scheint die Nahrung eine Zeitlang zu verweilen, und zubereitet, oder gleichsam erst verdauet zu werden. Man hat nämlich in diesem Theile noch Milch gefunden,

wiewohl schon seit vier und fünf Stunden keine mehr im Zimmer gewesen war.

Aber wie kann die Fliege feste Körper zu sich nehmen? — Auch dafür ist gesorgt. Sie hat eine wasserhelle Feuchtigkeit, von welcher sie einige Tröpfchen herausläßt, um die erweichte Masse dann einsaugen zu können. Hierin liegt die Erklärung, warum ein Stückchen Zucker, welches man den Fliegen hat liegen lassen, bald ganz durchlöchert aussieht.

Vier Oeffnungen oder Löcher, dienen der Fliege, den Umlauf der Luft zu befördern; zwei zum Einathmen, zwei zum Ausathmen. An beiden Seiten des Bruststücks findet man die beiden erstern vermittelst eines Vergrößerers. Sie sind mit gelben einwärts stehenden Haaren besetzt, welche ohne Zweifel dazu dienen, die Oeffnungen zu verschließen und gegen Staub, Wasser u. s. w. zu schützen. Betüpft man einer Fliege diese beiden Stellen mit Oehl, so stirbt sie sogleich nach einigen Zuckungen.

Die beiden Oeffnungen, welche die Luft ausführen, sitzen am Ende der Brust, zwischen den vier Hinterbeinen, und sind ebenfalls mit gelben Härchen besetzt, welche aber auswärts stehen. Die durch die erstern Oeffnungen eingesogene Luft, geht nicht gerades Weges wieder zu den andern Oeffnungen hinaus, sondern muß erst in vielen Krümmungen durch den Körper, ehe sie entlassen wird.

Man behauptet, eine Fliege habe außer diesen vier Oeffnungen noch acht andere, die an den beiden Seiten der Bauchringe befindlich wären; allein viele Naturforscher haben sie nach langem Suchen nicht entdecken können, vielleicht der vielen Haare wegen, unter welchen sie verborgen sein könnten.

Die Röhre, aus welcher bei dem Fliegenweibchen die Eier kommen, besteht aus sechs Theilen, und hat fast die Gestalt eines mit sechs Auszügen versehenen Sehrohrs. Auch lassen sich diese Theile, wie die Hülsen des Sehrohrs in und auseinander schieben.

Drei dieser Auszüge, sehen unter dem Vergrößrungsglase, fast wie eine Chagrinhaut aus, welche aber, wie man bei stärkerer Vergrößerung gewahr wird, aus lauter Härchen besteht. Die andern drei Absätze sind glatt, und haben eine so feine Pergamenthaut, daß die Gefäße durchscheinen. Damit die weichern Theile dieser Absätze, Haltung und Festigkeit bekommen, laufen kleine Stäbe von Horn, gleichsam wie Schienen, daran herunter; doch sind dieselben bei jedem Absatz anders angebracht und eingerichtet.

Den achten Tag nach der Paarung, und oft schon den siebenten legt die Fliege ihre Eier, nachdem sie zuvor erst die Tauglichkeit des Platzes untersucht hat, wo sie dieselben hinlegen will. Dann streckt sie das Legeröhrchen von sich, senkt es unterwärts, und

schichtet nun die Eier so regelmäßig auf und neben-einander, als man es kaum mit den Fingern hätte thun können. Dabei sitzt sie so stille, als ob sie bewegungslos wäre; scheut sich auch alsdann so leicht nicht, sondern läßt sich ganz nahe kommen. In einer halben Viertelstunde, welche sie mit diesem Geschäft zubringt, legt sie 70 bis 90 Eier. Nimmt man nun an, daß ein Fliegenweibchen im Sommer viermal Eier legt — in guten Sommern, legt sie gewiß öfter — und auf jeden Satz 80 Eier bringt, so könnten, aus einem einzigen Fliegenpaare, in einem Sommer 2,208,420 Fliegen entstehen; indem nämlich die Weibchen des ersten Satzes, noch viermal, die Nachkommen von diesen noch drei, die zweiten Nachkommen noch zweimal u. s. w. legen. Hätte die Natur nicht, einer solchen ungeheuern Vermehrung, durch Vögel, Spinnen, Frösche, und durch viele andere Zufälle vorgebeugt, wir würden uns ja vor Fliegen nicht retten können.

Im Herbst sterben die meisten dieser Thiere wieder den Tod der Kälte. Was sich nicht in Ställe, Stuben und warme Küchen retten kann, geht unter.

So klein die Fliege auch ist, so gibt es doch noch kleinere Thiere, die auf derselben leben. Daß auf größern Insekten, auf Käfern, Bienen, u. s. w. Läuse und Milben sich finden, ist schon bewundernswürdig, aber viel bewundernswürdiger ist es, daß selbst Fliegen noch Insekten ernähren müssen.

Nach vielen sehr mühsamen Untersuchungen, fand ein italienischer Naturforscher, vier Arten von Fliegenläusen, die alle zu einer Gattung gehörten, und mit acht Füßen versehen waren.

Eine Art gleicht an Bau und Größe den Käsemilben. Sie gehen an Körper und Füßen der Fliege ganz langsam auf und ab, und man kann sie mit einem kleinen Pinsel ganz bequem wegnehmen.

Die zweite Art, ist eben so groß, wie die erste, doch hat sie ein etwas längeres und feineres Schnäuzchen, und ihre Farbe fällt ins Röthliche, daher sie auch weniger durchsichtig scheinen. Sie halten sich meistentheils unter der Brust der Fliege, und an den Wurzeln der Beine auf, wo sie stundenlang unbeweglich sitzen, wahrscheinlich, weil sie Nahrung aus dem Körper der Fliege einsaugen.

Die dritte Art, ist fast viermal kleiner, als die vorhergehenden, und schwer zu entdecken. Sie nisten sich unter den Flügeln, oder unter der Brust der Fliege ein, und klammern sich so fest an, daß man sie nur mit Mühe losbringt. Sie bewegen sich viel langsamer als die andern, haben auch einen rundlichen Körper und eine längere und feinere Schnautze. Man findet ihrer selten mehr, als drei auf einer Fliege.

Die vierte und größeste und schwärzlichste Art, kann man auch ohne Vergrößerungsglas bemerken, und hat einen sehr festen Körper.

Es sind übrigens nicht alle Fliegen mit diesen Insekten geplagt, sondern man kann oft 30 und mehr Fliegen durchsuchen, ohne nur ein einziges zu finden.

Hunde.

Die Geschicklichkeit eines Hirtenhundes in England kam seinem Herrn, der einen unerlaubten Gebrauch davon machte, ziemlich theuer zu stehen. Man hing nämlich den Mann auf, blos der Geschicklichkeit des Hundes wegen.

Der Hund war auf eine bewundernswürdige Weise abgerichtet Schafe zu stehlen. Sein Herr ging mit dem Hunde zu einer Heerde hin, und stellte sich, als ob er Schafe kaufen wolle. Er suchte dann unter der Heerde umher, als wolle er diejenigen aussuchen, welche ihm am besten gefielen. Sein Hund merkte auf Alles, was er that, und vorzüglich auf gewisse Zeichen, wodurch diejenigen Schafe angedeutet wurden, welche er stehlen sollte.

Hierauf ging der Hirte fort, ohne ein Schaf zu kaufen. Des Nachts aber sendete er seinen Hund, oft einige Meilen weit ab, und dieser sonderte die angezeigten Schafe mit unbegreiflicher Geschicklichkeit von der Heerde ab, und trieb sie vor sich her zu seinem

Herrn. Es waren ihrer oft zehn bis zwölf auf einmal, die auf diese Weise gestohlen wurden.

Eine ziemlich lange Zeit blieb diese Art Diebstahl unentdeckt, bis endlich doch vor einigen Jahren, der Erfinder derselben seinen Lohn mit dem Strick erhielt *).

Der berühmte Antiquar Lackington in England, erzählt in seinem Leben einige Züge von dem Hunde des Schauspieler Hughes. Dieser hatte eine Peruque, welche gewöhnlich in seiner Stube an einem Pflocke hing. Eines Tages borgte er diese Peruque einem seiner Bekannten unter den Schauspielern, der sie aber nicht so bald wiederbrachte. Hughes besuchte den Bekannten, und traf ihn gerade mit der erborgten Peruque an, an deren Zurückgabe er ihn erinnerte. Hughes ging bald, aber sein Hund, den er mitgebracht hatte, blieb, hielt sich eine Zeitlang ganz still und sahe dem Schauspieler gerade ins Gesicht. Plötzlich that der Hund einen Sprung, nahm dem Schauspieler die Peruque vom Kopfe, und eilte damit im schnellen Lauf nach Hause. Hier sprang er die Wand hinan, und suchte die Peruque an ihren vorigen Ort zu hängen.

*) Diese Geschichte erzählt Anderson, welcher Pallas Werk über die Schafarten ins Englische übersetzte.

Derselbe Hund lief einst bei einem Platz vorbei, wo eine Wäscherin ihre Wäsche trocknete. Unser Hund machte Halt, und blieb bedenklich vor einem Hemde stehen, welches er aufmerksam ansahe, ohne Zweifel um sich Gewißheit zu verschaffen, daß es gerade dasjenige sey, welches er meinte. Dann nahm er das Hemde in die Schnauze, und brachte es seinem Herrn. In der That gehörte es auch diesem, wie sich nachmals auswies.

Dryden, dieser berühmte englische Schauspieldichter, liebte die Fußreisen, und in Tagen der Muße entfernte er sich zuweilen 25 bis 30 Meilen von London, um die benachbarten Schlösser zu besuchen, wo man ihn mit jener Auszeichnung aufnahm, welche dem Talente und den feinen Sitten gebührt.

Da es nichts Seltenes ist, auf den Straßen von England dienstbare Geister anzutreffen, welche die Bürde dem Reisenden abzunehmen sich bemühn, so führte unser Schauspieldichter einen großen Jagdhund, Nahmens Drache, bei sich. Eines Morgens, da er, Lord Harley zu besuchen, durch ein Gehölz ging, sprach ihn ein Bettler um ein Allmosen an; er gab ihm einen Schilling. Ein zweiter Bettler macht die nämliche Forderung, und erhält die nämliche Beisteuer; da erscheint noch ein dritter mit dem Bettelsacke, und auch er erhält einen Schilling. Endlich hinken noch zwei andere Bettler mit langen weißen

Bärten und hölzernen Füßen, stumm auf Krücken daher; die Räuber machen laut lachend Zeichen von Bangigkeit, indem sie die Hüthe ziehen, und daraus zwei gute Stücken Geld fallen lassen.

Dryden sieht sich um, indem setzt einer der vorgeblichen Stummen ihm ein Pistol auf die Brust, und redet ihn sehr vernemlich an: „Die ganze Börse, oder. . .“ In der Miene lag so viel Ausdruck, daß Dryden ohne Weigerung die Börse hingab. Der andere Stumme, der die Sprache auch wieder erhält, fragt, „welche Zeit es sey,“ der Reisende versteht ihn, und überläßt ihm seine Uhr.

Diese Umstände setzen unsern Schauspieldichter in große Verlegenheit; da aber bei der Ueberlegenheit seiner Feinde ihm wenig Wahl übrig bleibt, so entschließt er sich, lieber sein letztes Kleidungs-Stück, als sein Leben hinzugeben. Bald befand er sich in dieser harten Verlegenheit; da die drei andern Räuber ihm befahlen, seine Taschen zu leeren, seinen Oberrock abzuziehn, und alles, was er bei sich habe herzugeben.

Dryden fügt sich auch hierein; allein mit einem Souvenir in Gold gefaßt und mit Gemälden geziert, die ihm lieb sind, macht er eine Ausnahme. Mit einer Stimme aber rufen die Räuber: „God dam! wir müssen Alles haben!“

Bei diesen Worten faßt der erzürnte Reisende schnell den Entschluß, sein Leben zu wagen, um die unschätzbaren Bildnisse seiner vollendeten Gattin und

eines seit wenigen Monaten erst gestorbenen Sohnes, zu erhalten. „Spitzbuben!" rief er ihnen zu, „nicht eher sollt ihr diese Kleinode haben, als wenn ihr mir das Leben genommen habt! Auf, Drache!" So wie dies Thier abgerichtet war, blieb es, so lange kein Aufruf an dasselbe erging, ruhiger Zuschauer bei der Plünderung seines Herrn. Sobald dieser aber rief, ward er zum Löwen; er stürzte auf die Räuber los. Fünf Pistolenschüsse gehen plötzlich auf ihn hin, die Degen werden gezogen und eine Schlinge dem Hunde um den Hals geworfen, um ihn außer Vertheidigungsstand zu setzen.

Dryden ist verwundet, aber blos an der Hand, und nicht gefährlich. Da er die fünf Bettler blos mit Drachen beschäftigt sieht, ergreift er schleunig die Flucht, und gewinnt in wenigen Minuten die Heerstraße; er geht in ein Wirthshaus, wo fünf Holzhauer trinken, und erzählt sein Abentheuer, woran jeder sehr thätigen Antheil nimmt. „Was mir vorzüglich Sorge macht," sagt Dryden," ist ein sehr werthes Kleinod und auch mein Hund." „Wohlan denn," erwiederten die mit großen Stangen bewaffneten Holzhauer, „wir gehen hin. Hals und Beine wollen wir den Spitzbuben brechen!"

Der herzhafte Haufe machte sich auf den Weg. Kaum hatte er 300 Schritt gemacht, als Drache erschien. Er war mit Wunden bedeckt und blutete stark; ein Degenheft stach ihm in der linken Schul-

ter, und ein Ueberrest des Strickes hing ihm noch um den Hals. Bey diesem Anblick ergreift seinen Herrn die Wuth, und er athmet nichts als Rache. Das arme Thier liebkoset ihn, und scheint durch sein Nachgehn ihm anzukündigen, daß die Räuber überwunden sind, und er die ihm gestohlnen Sachen wieder erhalten könnte.

Als er auf den Kampfplatz kam, wie groß war Drydens Erstaunen! Zwei der Banditen lagen todt hingestreckt, der dritte ganz entstellt von seinen Wunden, und die beiden andern waren beschäftigt, ihre Kameraden zu plündern, und schnürten ihre Bündel. Sie warfen ihre Krücken und den Stelzfuß auf die Seite und entflohn ins Dickigt. Weiter konnten sie aber nicht kommen; denn die Holzhauer holten sie bald wieder ein, und der Galgen wurde der gerechte Lohn für ihr Verbrechen.

So konnte ein einziger Hund fünf bewaffnete Menschen bezwingen. Aber nicht lange überlebte der muthige Drache diese glorreiche That: er starb einen Monat darauf, nicht an den Pistolenschüssen, obschon er fünf Kugeln in den Leib bekommen hatte, sondern an einer Geschwulst unter dem Halse, welche durch das Reiben des Strickes verursacht war, womit die Räuber ihn hatten erdrosseln wollen.

Der Trompetenvogel.

Der Trompetenvogel (Monoceros) in Afrika hat in Ansehung seiner Größe und Gestalt viel Aehnliches mit dem Hoko in Guyana; allein er hat einen längern Hals. Er scheint 2 Schnäbel, und zwar den Einen über dem Andern zu haben: was aber den obern Schnabel auszumachen scheint, ist blos eine hohle Nase, die längs dem obern Theile des Schnabels hinläuft. Vermittelst dieses Organes gibt er die Töne von sich, die völlig den Tönen einer Trompete gleichen; sie folgen zwar sehr langsam auf einander und sind nicht ganz so stark, aber sie gleichen doch dem Schalle dieses Kriegesinstrumentes so sehr, daß man sich das erstemal dadurch täuschen läßt.

Die Trompetenvögel sind so kirr, daß man fast in allen Dörfern dergleichen antrift, wo die Neger sie in Höfen unter anderm Federvieh halten, an das sie vortreflich gewöhnt sind.

Das Vorempfindungsvermögen einer Amsel.

Folgende Nachricht, sagt Herr Legationsrath Lichtenberg, kommt von einem Manne her, der, wie man aus der Erzählung wahrnehmen wird, nicht gleich bei jedem Vorfalle, der sich nicht sofort erklären läßt, „Wunder" schreit. Selbst für die Glaubwürdigkeit der in der Geschichte genannten Hauptpersonen kann ich Bürge sein, da ich sie alle persönlich kenne. Hier ist die Erzählung wörtlich.

Dem Candidaten G. in B. ward ein Nest voll junger Amseln gebracht, und Herr G. übernahm ihre Erziehung und zugleich den Unterricht in der Musik. Seine Zöglinge starben bald, bis auf einen, der nicht nur gleich anfangs einen dauerhaften Körper, sondern auch viel Genie zeigte, so daß er in Zeit von einem halben Jahre beinahe alle Kirchenmelodien, und obendrein noch viele Trompeterstücke inne hatte. Der Vogel wurde die Bewunderung der ganzen Gegend, aber eben dadurch seinem Lehrherrn ein theurer Hausgenosse. Dieser verschenkte ihn an seine Schwester, die Frau des Pfarrers H. in S. In dem neuen Dienste zeigte der Sänger mehrere Tage hindurch einige Schwermuth; nachher aber machte er seiner neuen

Herrschaft eben das Vergnügen, als vorhin seinem Lehrmeister. Nach etwa vier Monaten seines Dienstwechsels hatte er sich einmal des Abends schon zur Ruhe begeben, als er auf einmal schnell auffuhr, ganz wie rasend in dem Käficht herum flatterte, und besonders gegen das Gatter schwirrte und zischte, eben als wenn man jungen Vögeln das Futter zureicht. Kein Mensch konnte ergründen, was dem Vogel wiederfahren sei; man glaubte, es müßte ihn ein Insekt gestochen haben. Man nahm nahm daher den Bauer herunter, und suchte ihm Hülfe zu schaffen; allein alles war vergebens, und die ganze Pfarr = Familie kam über diesen besondern Vorfall in Besorgniß, als auf einmal Herr G. unvermuthet in die Stube trat, womit sich der Vorfall endigte, und der Vogel sich ganz gelassen zur Ruhe begab. Herr G. hielt es für eine Krankheit, die er doch niemals vorher an dem Vogel bemerkt hatte. Etwa nach vier Wochen fing die Amsel mitten im Singen den nämlichen Lärm wieder an, und nachdem sie, wie vorher, damit eine gute Viertelstunde angehalten hatte, trat auch Herr G. wieder zum Besuch in das Zimmer, und beschloß durch seine Gegenwart den Auftritt. Nun war es nicht schwer, auf einen Zusammenhang oder Einfluß des Lehrmeisters auf seine Schülerin zu rathen. Herr Pfarrer H. ein sehr aufmerksamer und denkender Mann, ersuchte seinen Schwager, Herrn G., ihm einen baldigen neuen Besuch zu machen. Herr G.

verstand sich dazu, und siehe! man hatte sich in der obigen Muthmaßung nicht betrogen. Der Versuch ist mehr als zwanzig Mal mit gleichem Erfolge wiederholt worden.

Indianische Vogelnester.

Die indianischen oder sonst auch alsogenannten chinesischen Vogelnester erhält man auf Celebes und überhaupt auf den Inseln des indianischen Meeres. Ein gutes Vogelnest, ist etwa von der Größe einer kleinen chinesischen Theetasse; so weiß wie Schreibpapier, durchsichtig wie Marienglas, und um dasselbe herum hangen einige wenige äußerst zarte Federn. Immer ist diese Waare sehr theuer, auch dann, wenn Vorrath da ist. Für 10 bis 12 spanische Thaler gibt es nicht viel, und doch gewinnt man in China, wohin der meiste Absatz geht, gewöhnlich das doppelte daran.

Das gemeine schwarze Nest findet man fast überall in Ostindien. Es ist voll Schmutz und Federn, und kostet bei weitem nicht so viel.

Die Verfasser dieser Nester sind die Salanganen — eine Art Schwalben, die oben am Kopf, Rücken und Schwanze schwarz, unten aber weiß sind.

Sie haben einen kleinen Kopf, mit einem kurzen, dicken, stark gekrümmten Schnabel, kurze und dünne Füße, und die langen Flügel reichen über den Schwanz hinaus. Ihr Aufenthalt sind hohe steile Felsen. Das ganze Thier ist bei weitem kleiner, als die bei uns bekannten Schwalben, und kaum von der Größe eines Zaunkönigs.

An Größe, Dicke, Farbe und Gewicht sind die Nester sehr von einander verschieden. Gewöhnlich sind sie oben im Durchschnitt 3 Finger breit, und selten mehr als einen Zoll tief. Die weiße Substanz derselben schillert etwas ins Röthliche, und ist ein wenig durchsichtig, sie haben die Dicke eines silbernen Löffels und wiegen $\frac{1}{2}$ auch wohl 1 Loth. Zerbricht man dieselben, so sehen sie inwendig glänzend und gummiartig aus. Die Masse zerbricht leicht, und wird von dem Vogel in kleinen klebrigen Streifen, und in gewissen Zwischenräumen aneinandergesetzt. Daher sieht das Nest auf der Oberfläche gefurcht aus. Doch sind diejenigen Nester, welche man eben frisch vom Felsen bekommt, biegsamer, größer und schwerer, als diese Beschreibung angibt — sie sind noch nicht eingetrocknet.

Die Vögel holen sich den Stoff zu ihrem Neste zur Zeit der Ebbe. Sie setzen sich auf eine Art Seesternen, die eine schleimige Konsistenz hat, und tragen davon einen Schnabel voll dahin, wo sie ihr Nest bauen sollen; befestigen die mitgebrachte Materie Faden-

weis über und neben einander. Nach andern Beobachtungen nehmen diese Schwalben ihr Baumaterial von Austern und andern Schalthieren — vielleicht ist beides wahr, wenigstens ist der starke dicke Schnabel, keinem von beiden entgegen.

Auf Sumatra trift man diese Vögel in großen Höhlen in unglaublicher Menge an. Ein Engländer ging in eine dieser Höhlen 743 Fuß weit hinein, wo ihm denn seine Lichter auslöschten; in eine andere Höhle ging er 600 Fuß weit hinein. Die Vögel bauen diese Nester an den obern Theilen der Höhle. In welcher Menge sie sich dort aufhalten mögen, ergibt sich daraus, daß man Haufen von Koth trift, die funfzehn bis zwanzig Fuß breit, und vier bis sechs Fuß hoch sind. Aus diesem Schwalbenkothe wird nun Salpeter gesotten, und man erhält aus einem Kubikfuß sieben bis acht Pfund Salpeter.

Man findet diese Vögel am häufigsten am südlichen Ende der Insel, und namentlich in sehr großer Menge, in einer großen Höhle am Flusse Kroih. Man theilt die Nester in weiße und schwarze; es ist schon erwähnt, daß die ersten die theuersten sind, so wie sie auch die seltensten sind, indem man gegen ein weißes Nest, 25 schwarze trift. Die weiße Sorte gilt in China funfzig bis 75mal mehr als die schwarze, und das nämliche Gewicht von der letztern, welches zu 20 spanischen Thalern bezahlt wird, kostet bei der erstern 1000 bis 1500 spanische

Thaler. Aus den schwärzen kochte man sonst in Batavia einen vorzüglich guten Leim.

Man hat behauptet, der Unterschied zwischen den schwarzen und weißen Nestern rühre blos daher, daß in den erstern die schwarzen Federn, mit der Masse vermischt seien, aus welcher die Nester bestehen. Lege man die schwarzen Nester einige Zeit ins Wasser, so würden sie ziemlich weiß. Andere Einwohner Sumatras behaupten, die schwarzen Nester rühren von ganz andern Vögeln her, als die weißen, und wieder andere, die weißen wären die neuen Nester, die schwarzen aber die alten. In der That, hat diese letztere Behauptung das für sich, daß die Nestersammler, die alten Nester fleißig abstoßen, und dafür im nächstfolgenden Jahre desto mehr weiße Nester finden.

Eidechsen, und Krokodille, auch etwas von Schlangen.

Unter den Eidechsen auf Sumatra, sagt Marsden in seiner Beschreibung dieser Insel, sind einige Arten Hauseidechsen, die kaum einen halben Zoll lang sind. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß sie von einem schwachen Schlage, ja selbst von bloßer Furcht den Schwanz verlieren, der ihnen jedoch sehr bald wie-

der wächst. Auch läßt sich dieser Schwanz sehr leicht, und ohne Verlust am Blut, wie ohne merkliche Schmerzen, von dem Wirbel des Rückgrades ablösen. — Etwas Aehnliches findet man bei einigen Arten von Schlangen. — Diese Hauseidechsen mögen wohl die größesten unter denjenigen Thieren sein, die in umgekehrter Stellung laufen können. Die Beschaffenheit ihrer Füsse, die sehr runzlich sind, oder mit welchen sie sich vielleicht, wie der Laubfrosch, an Flächen fest andrücken können, setzt sie hierzu in Stand. Sie laufen daher, mit großer Behendigkeit an den Decken der Zimmer, den Fliegen nach, und erhaschen dieselben. Zuweilen aber, wenn sie zu hitzig einer Fliege nachspringen, versehen sie es, und fallen auf die Erde herab.

Von der unglaublichen Kraft, welche die Muskeln einer Schlange haben müssen, sind in den vorigen Bänden Beispiele vorgekommen. Auch Marsden hat davon auf Sumatra einige Fälle gesehen. Er sahe eine kleine Schlange, welcher noch die Hinterkeulen eines Frosches aus dem Halse hingen, deren jede fast so dick war, als der schwächere Theil ihres Körpers, der nicht über die Dicke eines kleinen Fingers hatte. Eine Schlange von drei bis vier Zoll im Durchmesser, verschlingt ein Huhn, dessen Durchmesser in der Dicke wohl acht Zoll beträgt.

Wir haben in den vorigen Bänden, von den Bezauberungen der Schlangen, namentlich der Klapperschlange gesprochen, und erwähnt, daß man auch andere Thiere dieser Kraft zu bezaubern verdächtig hält. Unter diese gehören namentlich das Krokodil, und, was das Wunder am Wunderbarsten macht, sogar auch der Tieger. — Marsden, ein Reisebeschreiber, dem man einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit nicht absprechen kann, sagt, daß die vornehmste Nahrung der Tieger auf Sumatra, die Affen wären. „Man sagt, fährt er fort, daß sie dieselben durch eine bezaubernde Kraft zu ihrem Untergange locken, und ich bin eben nicht ungläubig genug die Sache gerade hin, zu verwerfen; indem ich selbst gesehen habe, daß, wenn der Alligator oder Krokodil unter einen überhängenden Baum kommt, die Affen sich voller Angst und Schrecken nach den äußersten Zweigen drängen, dem Ungeheuer zitternd und bebend immer näher kommen, und endlich ganz natürlich nach einander herunterfallen, und dem lauernden Feinde zur Beute werden." — In der That ist auch das Herunterfallen allein, nicht dasjenige, was in der Erklärung, Schwierigkeiten haben könnte; aber das Herandrängen, das Näherkommen, da man eher vermuthen sollte, daß sich die Affen, aus dem Angesichte ihres Feindes entfernen würden.

Es mögen sich aber die Alligators wohl in keiner kleinen Anzahl in Sumatras Gewässern finden, in-

dem sie der Aberglaube der Einwohner für heilig hält, und daher auch den Versuch nicht wagt, dieselben auszurotten. Wie sehr sie sich vermehren können, hat der Naturforscher Bartram, in Florida gesehen. Er fand einen Kanal, der einen kleinen See mit einem Flusse in Verbindung setzte, von diesen Ungeheuern wie mit einer Brücke bedeckt. Sie drängten sich hier deswegen so zusammen, weil die Lachsforellen, die auf ihrem Zuge waren, ihnen ein herrliches Mahl gewährten. „Es war entsetzlich" sagt dieser Naturforscher, wie Tausende dieser großen Fische, in dem offnen Rachen dieser Ungeheuer zerquetscht wurden; wie sie den Würgern Augen und Lefzen mit den starken Schwänzen vergeblich zerschlugen, indem sie zermalmt wurden, und wie diese (die Kaimans oder Krokodile) heulend Blut und Dampf von sich stießen.

Auch die übrigen Beobachtungen Bartrams über das amerikanische Krokodil, sind sehr interessant — Ein völlig ausgewachsenes Thier, ist ein sehr furchtbares Geschöpf, von größter Kraft, welches bei einer Länge von 23 Fuß, bei einem Körper von der Stärke eines Pferdes, dennoch im Wasser pfeilschnell ist. Der ganze Körper ist durch einen Panzer hornartiger Schuppen undurchdringlich, selbst für eine Büchsenkugel, einige weiche Stellen, hinter den Vorderbeinen ausgenommen. — Guißan traf auf seiner Reise in Guiana einen Kaiman, auf welches

viermal geschossen wurde; bei den drei ersten Schüssen blieb es so ruhig, als sei ihm nichts widerfahren, und nur erst beim vierten Schusse, schlug es mit seinem Schwanze, und begab sich weiter.

Der Kopf des amerikanischen Krokodils ist fast drei Fuß lang, und sein Ansehen durch die großen aufgeblasenen Nasenlöcher, und durch zwei über den Lefzen hervorstehende starke Hauer überaus gräßlich. Schlägt es die Kinnbacken zusammen, so schallt es, als ob ein schweres Holz gegen den Boden stürzte. Oftmals schießt es aus dem Schilf, in welchem es lauert plötzlich bis gegen die Mitte der Gewässer hervor; schwellt sich auf; zieht Luft und Wasser in die weiten Nasenlöcher, schwingt den mächtigen Schuppenschwanz, und stößt unter schrecklichem Geheul, Rauch, Dampf und Wasser hoch in die Luft.

In dieser nämlichen, von diesen Wasserungeheuern besetzten Gegend, kam Bartram mehr als einmal durch sie in Lebensgefahr. Sein Boot wurde von ihnen umlagert, und die stärksten und kühnsten suchten es umzuwerfen, und er hatte vom Glück zu sagen, daß er sie mit Feuergewehren und mit Keulen noch davon abhielt, denn Furcht kannten diese Thiere nicht. Selbst auf dem Lande nahmen sie ihm ohne Scheu seine Fische. — Indessen soviel Ungemach blieb nicht unbelohnt, denn hier entdeckte er auch, das Brüten der Alligatormütter, und die Art wie sie ihre Jungen erziehen.

Die Nester des amerikanischen Krokodils standen wie Heuschober, einem Lager gleich, auf sechszehn Schritte vom Ufer aufgestellt. Sie haben die Gestalt eines abgestumpften Kegels von etwa vier Fuß Höhe, und unten an der Grundfläche, von fünf Fuß Durchmesser. Das weibliche Krokodil bedeckt die Erde mit einem Gemisch von Schlamm, Gras und Kräutern. Darauf legt es eine Schicht Eier, und dann kommt abermals eine Schicht von jenem Gemenge, und so bauet es fort bis zu der abgestumpften Spitze des Kegels. Das Ei selbst, ist im Verhältniß zu dem Thiere das es legt, überaus klein, denn im größten Durchmesser — das ist in der Länge — hält es nicht über drei Zoll. Die Schale ist dick und weißlicht von Farbe.

Die Mutter bewacht dieses Eierneſt sorgfältig und führt die Jungen, so bald sie nur ausgekrochen sind, zum Ufer, und sorgt aufs fleißigste für den Unterhalt derselben, legt sich mit ihnen in die Sonne. Den Jungen scheint dieß zu gefallen, und sie geben dann ein Geheul von sich, wie junge Hunde.

Die Schlange Tennuy.

Die große Schlange, die die Eingebornen in den von dem Sierraleonefluſſe in Afrika bewäſſerten Ländern Tennuy nennen, und die bei uns die Rieſenſchlange heißt, iſt eine Art der **Boa constrictor**; ſie iſt bisweilen 30 Fuß lang.

Ich habe ſagt Golberoy von dieſen ungeheuern Schlangen bloß Häute geſehen, wovon die Größte nur 25 Fuß lang war und 30 Zoll im Umfange hatte; allein man hat mich verſichert, daß es Rieſenſchlangen gäbe, die weit größer ſeien.

Da ich dieſe Schlange nicht lebendig zu ſehen bekommen habe, ſo kann ich bloß das von ihr erzählen, was ich von den Bewohnern in der Gegend des Sierraleone erfahren habe.

Sie iſt nach ihrer Behauptung für die erwachſenen Menſchen nicht gefährlich, aber Kinder und Thiere müſſen ſich vor ihr in Acht nehmen. Wenn man den Erzählungen glauben darf, die man von dieſer Schlange verbreitet, ſo würde ſie manchmal 40 Fuß lang, erlangte eine Dicke von 3 bis 4 Fuß im Umfange, und verſchlänge alles, einen Ochſen, ja ſelbſt einen Büffelochſen ganz.

Man findet sie nicht bloß in den Gegenden, die am Sierraleonefluß liegen, die Neger vom Senegal erzählen auch, daß man sehr große im Innern der Wälder, am linken Ufer dieses Flusses antreffe: die Fulhas, die Neger an den Ufern des Gambia, des Rio San-Domingo, des Casamanca, des Scherbroa, kennen sie auch, und sie hält sich unstreitig auch in den innern Gegenden des Landes auf.

Ihre Jagd soll sie auf folgende Art veranstalten. Sie versteckt sich in irgend einem dicken Walde, und legt sich an einer Quelle oder an einer Wasserpfütze in den Hinterhalt.

Hier hält sie sich sehr ruhig, und hat sich dreimal spiralförmig zusammen gewickelt. Kommt irgend ein Thier zum Vorscheine, das seinen Durst löschen will, so läßt sie dasselbe herankommen, und während es säuft, stürzt sie auf dasselbe los, umfaßt es, schlingt sich um seinen Körper, drückt diesen heftig zusammen, und erstickt das Thier. Daher haben die Naturforscher dieser Schlange den lateinischen Namen Constrictor gegeben. (Umschlinger — Umwickler).

Wann sie sieht, daß ihre Beute erstickt ist, und daß sie kein Leben mehr hat, dann wickelt sie sich wieder los; hierauf greift sie dieselbe mit den Zähnen an, die sie in alle Theile des Thieres tief einhauet, ihre Zähne sind gebogen.

Alsdann wickelt sie sich nochmals um ihre Beute und schlingt sich so viel Mal um dieselbe herum, als es ihr ihre Größe gestattet, und drückt das Thier recht fest zusammen. Vermittelst dieser heftigen Bewegungen, die sie nach allen Richtungen vornimmt, und vermittelst der Zusammenziehung ihres Körpers, zerbricht sie ihm alle Knochen, selbst die stärksten, ja selbst die Kopfbeine; hierzu wendet sie viele Kräfte und Stärke an, und wiederholt diese sehr lang dauernde Operation so oft, daß alle Knochen des todten Thieres alsdann in kleine kaum merkbare Stückchen zermalmt sind.

Wenn dieß vorbei ist, dann überzieht sie den ganzen Körper ihrer Beute mit einem Geifer, den sie in Menge von sich gibt. Dieser Geifer sieht weiß aus, er ist klebricht, und gleicht einem dicken Speichel. Dieser Geifer-Ueberzug dient ihr dazu, daß sie das getödete Thier leichter verschlingen kann.

Dann dehnt sie ihre Beute der Länge nach aus, indem sie auf derselben und längs der beiden Seiten ihres Körpers hinkriecht, und da ihr die Knochen, die ganz zermalmt und in Stücken verwandelt sind, keine Schwierigkeit mehr verursachen, so geht das Ausdehnen sehr leicht von Statten.

Jetzt ist alles vorbereitet, um das getödtete Thier zu verschlingen. Die Schlange stellt sich demselben gegen über, und zwar Kopf gegen Kopf, und streckt sich ihrer ganzen Länge nach aus; sie öffnet ihren

Rachen, kriecht heran, und packt die Schnauze oder das Maul ihrer Beute, das sie mit ihren Zähnen zermalmt, mit ihrem Geifer beschmiert und dasselbe frißt, indem sie es allmählig nachzieht, ohne daß sie nur ein einziges Stück davon losrisse; nach und nach verschlingt sie den ganzen Kopf in seiner ganzen Größe, und so frißt sie selbst einen Büffel auf.

Ehe aber die Riesenschlange ein so großes Thier, als z. B. eine Kuh, ein Ochse, oder ein Büffel ist, verschlingt, untersucht sie rund herum die Stelle, wo sie sich befindet; sorgfältig sieht sie sich in der ganzen umliegenden Gegend um, damit sie versichert ist, daß es keine Feinde, besonders keine Terniten in der Nähe gibt, vor welchen sie sich außerordentlich fürchtet, weil sie, wenn sie irgend ein großes Thier ganz verschlungen hat, und also ihr Körper außerordentlich aufgeschwollen ist, nicht die geringste Bewegung machen, und auch nicht den geringsten Widerstand leisten kann; sie wird alsdann träg und unbeweglich; sie ist so plump und schwer, daß sie sich nicht rühren kann; sie liegt in einer Art von Lethargie (völlig unbehülflichen Schlafsucht), bis sie ihre übermäßig große Mahlzeit verdauet hat. In diesem Zustande von gänzlicher Ohnmacht spüren die Neger ihren Aufenthaltsort aus, fallen über sie her, tödten sie, und verzehren sowohl das verschlungene Thier als die Riesenschlange, welche sie für einen köstlichen Leckerbissen halten.

In diesem lethargischen Zustande bemächtigen sich dieser Schlange auch die Termiten, und fallen über sie her. Sie kriechen durch Nase, Ohren und Mund in ihren Bauch hinab, versammeln sich da zu mehrern Millionen, und verzehren in noch nicht 24 Stunden sowohl die Beute als die Schlange, von welcher weiter nichts, als die völlig leere Haut übrig bleibt.

Affen.

Am Flusse Sinnamary in Guiana fuhr Malouet hinauf, und kehrte eines Nachts in einem Karbet ein, (eine Hütte). Aber es entstand ein sonderbares Geräusch. Zwanzig Menschen waren beauftragt, Holz zu fällen, um die nächtlichen Feuer zu unterhalten. Der Wiederhall von den Hieben der Aexte, die leuchtenden Flammen, hatten die Waldbewohner beunruhigt, und eine zahlreiche Kolonne Affen wurde dadurch in ihrem Schlafe gestört. Mit einem lärmenden Geschrei erwachten sie, aber das Geschrei verstärkte sich bald, durch mehrere tausend Stimmen, die in mannichfaltigen Tönen abwechselten, und sich in mehrere entfernte Chöre abzutheilen schienen. Bald glich es dem Brausen eines vollen Chors, bald einem ängstlichen Geschrei. — Von Zweig zu Zweige hüpfend, näherten sich die ausgeschickten Patrouillen,

die den Feind näher beobachteten, aber dann mit gräßlichem Geschrei plötzlich zurückflohen. Die entfernten Scharen schienen indessen ruhig über die Wunderbegebenheiten zu plappern.

Die ganze Nacht dauerte das Getöse, und da man die Affen durch Schießen zu entfernen suchte, wurde der Lärm nur noch ärger, und man mußte sich bequemen, mitten unter dem Plappern und Schreien der Affen sein Abendbrod zu verzehren, und sich in den Hamack zum Schlafen hinzulegen.

So bald der Tag anbrach, wollte Malouet die Bewegungen der Affen ansehen, die immer noch fortlärmten. Allein, einige Indianer, die Vögel und andere Thiere für den Europäer schießen mußten, waren schon früher nach dem Walde gegangen, und hatten den Krieg mit den Affen erneuert, denn — sie liebten das Affenfleisch. Eine Menge war schon getödtet oder verwundet, und das Geschrei derselben that unserm Franzosen so weh, daß er dem Feuern Einhalt gebot. Die Verwundeten hingen mit ihren Schwänzen an den Aesten, und wuschen mit ihrem Harn die Wunden; mit einer Art Verzweiflung trugen die Mütter ihre Jungen unter den Armen, und die der Gefahr entgangenen flohen, und kehrten traurig zu ihren sterbenden Kameraden wieder zurück. Sie sahen dann die Mörder mit dem Ausdruck des Unwillens an, und da sie kein anderes Mittel hatten sich zu wehren, rissen sie Zweige und Blätter von den Bäumen, und warfen

sie ihren Feinden ins Gesicht. Ihre Gebehrden und ihr Geschrei drückten lebhaft genug ihren Zorn aus. Aber die Indianer fühlten keine Regungen der Menschlichkeit, und kein Mitleiden, sondern eilten sich ihrer Beute zu bemächtigen. Sie kletterten die Bäume hinauf, um die getödteten oder sterbenden Affen loszumachen, da sie mit den Schwänzen noch fest an den Bäumen hingen.

Man hat von den Affen so viel Geschichten, die nicht allein ins Wunderbare, sondern wirklich ins Unglaubliche fallen, und dennoch Glauben verdienen.

Von einem Affen, der zu den Drang Utangs gehören mag, behaupten die Neger, welche die Beweise seiner Klugheit wohl zu sehen Gelegenheit gehabt haben, daß er ein wirklicher Mensch sei, der aber aus Klugheit und Faulheit nicht spreche, damit man ihn nicht zur Arbeit nöthige. — Sie meinen den Schimpanse. —

Man hatte eins dieser Thiere auf einem Schiffe, — es war ein Weibchen — welches beinahe alle Geschäfte eines Menschen verrichtete. Es verstand den Backofen zu heitzen, und verhüthete sorgfältig, daß keine Kohlen herausfielen, durch welche eine Feuersbrunst hätte entstehen können. Es wußte, wenn der Ofen den nöthigen Grad der Hitze hatte, und gab dann dem Becker davon Nachricht, welcher, völlig vertrauend

auf den Affen, seinen Teig brachte. Es verrichtete alle Geschäfte eines Matrosen, wand mit großer Einsicht und Geschicklichkeit das Ankerthau auf, zog die Seegel ein, band sie fest u. s. w. Auch betrachteten es die Matrosen als eine Art Kameraden. Leider wurde es auch von dem Obersteuermann, welcher vielleicht mehr Thier war, als der arme Affe, mit eben der Unmenschlichkeit behandelt, mit welchen Matrosen so oft auf Schiffen behandelt werden. Der Unmensch mißhandelte es aufs grausamste, und es ertrug alles mit Geduld. Es hielt mit flehender Gebehrde die Hände zusammen, um die harten Streiche zu mildern. Aber von dem Augenblick dieser Mißhandlung an, nahm es durchaus keine Speise mehr zu sich. Den fünften Tag starb es, vor Hunger und Betrübniß.

Man erzählt, daß ein Pater einen gezähmten großen Affen hatte, der gewohnt war, überall hin seinen Herrn zu begleiten. Deswegen mußte ihn der Pater dann vorzüglich sorgfältig einschließen, wenn er in der Kirche etwas zu verrichten hatte. Dennoch war das Thier einmal losgekommen, hatte sich, unbemerkt von seinem Herrn, auf die Decke über der Kanzel gesetzt, und dort so lange ruhig gehalten, bis die Predigt ihren Anfang nahm, wo er bis an den Rand der Decke hervorschlich, alle Bewegungen des Predigers beobachtete, und sie auf eine höchst possirliche und lebhafte Weise nachahmte. Die Gemeinde fing an zu lachen, wel-

ches ihr der Pater, anfangs glimpflich, aber, da dieses nicht half, zuletzt mit heftigem Eifer verwies. Aber je lebhafter dabei seine Gebehrden und Bewegungen wurden, desto lebhafter und eifriger wurde auch der Affe in seiner Bewegung, und das Gelächter platzte allgemein und unaufhaltsam los. Natürlich mußte endlich wohl, der Spaßmacher von seinem Herrn entdeckt werden.

Unter den gemeinen Affenarten soll vorzüglich der Magot in Hindostan sehr wild und stark sein. Ein berühmter älterer Reisender, Tavernier, schoß auf einer Reise, die er mit dem englischen Präsidenten machte, einen solchen Affen herunter. Es war ein weiblicher Affe, dem die beiden Jungen am Halse hängen blieben. Aber sogleich kamen die andern Affen, deren etwa sechszig sein mochten, wüthend von den Bäumen herunter, fielen von allen Seiten die Kutsche des Präsidenten an, und die zahlreiche Dienerschaft desselben, konnte sich nur mit Mühe dieser Angriffe erwehren. Ueber eine Stunde verfolgten sie die Mörder ihres Gefährten.

Die Einwohner Ostindiens sollen sich mit diesen Thieren oft folgende Belustigung machen. Sie sezzen in Entfernung von vierzig und funfzig Schritten, Körbe mit Reiß hin, und neben die Körbe stellt man tüchtige Prügel. Nachdem man sich entfernt hat, kommen die Affen, anfangs mißtrauisch, dann aber

immer dreister näher. Die Weibchen, vorzüglich wenn sie Junge haben, (die sie auf den Armen tragen) sind am dreistesten. Kaum haben diese anfangen zu kosten, so kommen die Männchen, und wollen sie fortjagen. — Indessen kommt aber eine andere Parthie, die mit der erstern nicht in gutem Vernehmen steht, und sucht sich in Besitz zu setzen. — Jetzt geht nun die Prügelschlacht an; man zerbläuet sich Kopf und Pelz tüchtig und derb, und die Sieger fressen zuletzt den Reiß auf.

Diese Affenarten sollen nur in großen Trupps bei einander leben, und in solchen Heeren werden sie den Obst- und andern Pflanzungen sehr gefährlich. Sie sind klug genug, auf einer Anhöhe oder auf einem Baum, eine Wache auszustellen, die, so bald sich jemand nähert, ein Zeichen gibt, auf welches sich alle Plünderer auf Bäume retten. Die Weibchen sind dabei oft mit vier bis fünf Jungen beladen, die sich um Hals und Hüften der Mutter schlingen, ohne daß diese im Springen sehr dadurch gehindert werden. — Doch genug für dießmal von Affen.

Zähmen der Thiere — Zebra, Strauß.

Man hat von mehreren Thieren behauptet, daß sie sich durchaus nicht zähmen ließen. Dieß ist der

Fall vorzüglich mit dem Zebra gewesen, von welchen auch Vaillant scheint verstehen geben zu wollen, daß es eine unbezähmbare Natur habe. Gleichwohl sahe Percival auf den Feldern über der Kapstadt (am Vorgebirge der guten Hoffnung) diese Thiere ganz ruhig weiden, und sie waren eben so sanft und zahm, wie der einheimische Esel, näherten sich unbedenklich den Wegen, um Disteln zu suchen, ja sie litten es, daß man an sie heran kam, und sie streichelte. — Es scheint also wohl, daß man sich bisher nur noch nicht Mühe genug mit manchen Thieren gegeben habe, um sie zahm zu machen.

Auch die Strauße waren hier ganz zahm, wie andere Hausthiere. Sie weideten zu neun und zehn auf den Feldern um die Stadt und graseten; ja sie gingen selbst auf den Straßen der Stadt umher, und lasen alles auf, was ihnen vorkam; Steine, alte Nägel, altes Eisen u. s. w. Sie ließen ohne Widerspenstigkeit die kleinen schwarzen Buben der Sklaven, auf ihren Rücken sitzen, und herumreiten. Jeden Abend kamen diese Thiere zu ihrem Herrn nach Hause.

Daß sich diese Thiere zähmen lassen, darüber ist längst schon kein Zweifel gewesen. In verschiedenen Gegenden Afrikas — denn nur dort ist dieser Vogel eigentlich zu Hause, — werden die Strauße, wie Hausthiere gemästet und geschlachtet. Nicht nur junge Thiere, die sich sehr leicht zähmen lassen, son-

dern selbst ältere sollen ihre Schüchternheit ablegen, wenn sie nur öfters Menschen sehen.

Die Mohren in der Barbarei haben es so weit gebracht, daß sie sich der Strauße, wie der Pferde, zum Reiten bedienen. Doch, sagt man, geschehe dieß bloß zum Vergnügen, denn abrichten und lenken, ließen sie sich durchaus nicht. Aber vielleicht hat man es hier nur nicht recht angefangen, denn ein Thier, welches sich so leicht zähmen läßt, sollte wahrscheinlicherweise nicht schwer abzurichten sein. — Auch hat man einmal zu Venedig einen jungen Mann gesehen, welcher auf einem Strauße dahin kam, und mit diesem allerlei Künste, vor dem Volk machte.

Stärke, Kraft und Schnelligkeit hat dieser Vogel in einem hohen Maße. Er läuft mit seinem Reiter so schnell davon, daß diesem der Athem entgeht, und soll in diesem Lauf einem guten englischen Renner gleichen. Adanson fand in einer Faktorei am Senegal zwei zweijährige Strauße, die entsetzlich schnell mit zwei Mohrenknaben im Dorfe umher liefen. Er ließ auf den kleinsten dieser beiden Vögel einen seiner stärksten Neger, auf den größern aber zwei Leute sich setzen. Sie fingen sogleich an, erst einen kurzen Galopp, und als sie angespornt wurden, mit ausgebreiteten Flügeln, so entsetzlich schnell zu laufen, daß sie die Erde kaum zu berühren schienen.

In der Levante, wo man sie in den Häusern hält, fallen sie die Fremden, und besonders die Bettler,

wie ein Hund an, beißen sie mit ihrem Schnabel, und noch mehr, sollen sie dieselben mit ihren Füßen beschädigen, deren inwendige Zehe, oder Klaue viel-mehr, höchst scharf ist. Shaw sah einen Unglücklichen, dem ein Strauß auf diese Weise den Bauch mit einem einzigen Schlage aufgerissen hatte. Eben dieser Reisende hatte Gelegenheit einen andern Strauß zu beobachten, der bei aller Veranlassung sprang und spielte. Bei Tage ging er in der Sonnenhitze längs des Hauses gravitätisch auf und ab, und stolzierte und fächelte sich mit seinen ausgebreiteten Flügeln, und schien bei jeder Wendung in seinen eigenen Schatten verliebt, und denselben zu bewundern. Spatzierend oder ruhend, setzten dennoch seine Flügel oft die fächelnde Bewegung fort.

Daß aber auch selbst die wüthigsten Naturen, eine Art Bezähmung annehmen, beweißt Folgendes.

Der Wolf Melak zu Ludwigsburg, und ein Tieger.

Auf dem Herzoglich Würtembergischen Schlosse zu Ludwigsburg befindet sich unter andern Gemälden, von schönen Pferden und Hunden, auch eines von einem schwarzen Wolfe. Er hieß Melak. So

hieß nämlich in den dasigen Gegenden und in der Pfalz ein allgemein verabscheueter französischer Freibeuter, und dem zu Ehren nennt man noch jetzt in jenen Gegenden die Hunde, die im Charakter etwas Aehnliches mit dem Charakter des Freibeuters haben, eben so. Dieser Wolf wurde auch mit diesem Namen beehrt. —

Melak begleitete den Herzog überall und schlief vor seinem Bette. Er folgte ihm auch einmal in einer Campagne am Rhein; da aber der Feldzug zu lange in den Herbst dauerte, fand man den Wolf an einem schönen Tage vor der Stubenthür des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen sei. Im Jahr 1711 folgte er seinem Herrn zur Kaiser-Krönung nach Frankfurt, wo ihm aber das häufige Abfeuern der Kanonen nicht gefiel. Er machte sich also heimlich fort, und kam glücklich nach Ludwigsburg. Er blieb seinem Herrn getreu bis in den Tod. Andre Leute aber durften ihm nicht trauen; unter andern riß er einmal einem Officier, ehe sich derselbe dessen versah, und ohne daß dieser ihm etwas gethan hatte, ein Stück aus der Backe.

Etwas Aehnliches, zum Beweis, daß auch die wildesten Thiere, einige Zucht und Lehre annehmen, hat man auch von Tiegern. Noch der bekannte Tippo Saib hatte einen Tieger, mit welchem er zu-

weilen zu spielen pflegte. Andere Leute, selbst seine Wärter, durften der Bestie nicht trauen, nur der Sultan konnte furchtlos mit ihm umgehen. War es etwa die Verwandtschaft der Naturen die den Tieger — zum Tieger hinzogen? — Vorausgesetzt, daß die Engländer nicht unwahr gesprochen haben, wenn sie den Tippo als einen blutgierigen Tyrannen schildern.

Die Störche in Varel.

Die alten Zeiten, wußten so viel von Störchen zu erzählen, was in den nachmaligen gar keinen Glauben fand. Doch möchte der alte Beobachtungsgeist hierin wie in vielen andern Stücken, wohl häufig richtig gesehen haben. — Ich gebe meinen Lesern folgenden Vorfall für dießmal. Andere, zum Theil ein wenig fabelhaft klingende, vielleicht ein andermal.

Im Monat April d. J. 1803, so erzählt es der Hr. Prediger Maaß in Varel, wurde in dieser Stadt, bei einem heftigen Sturme ein Storchnest von einem Schornstein herabgeworfen. Die sämmtlichen Störche des Städtchens versammelten sich am andern Morgen — ihrer waren zusammen zehn — stellten sich um das Nest herum, faßten es mit dem Schnabel, hoben es auf, und trugen es wieder an seinen Ort.

Nachdem sie es hinaufgebracht, und wieder befestigt hatten, flogen sie davon, und die ehemaligen Bewohner des Nestes, nahmen aufs neue Besitz von demselben. — Mehr als hundert Zuschauer sind Zeugen für die Wahrheit des Vorgangs.

Taubenfang in den Pyrenäen.

Wir haben von den Taubenjahren in Kanada *) erzählt, jetzt auch von dem Taubenfang in den Pyrenäen, welcher Taubenjahre voraussetzt.

Gegen den Herbst, in der ersten Hälfte des Oktobers, sieht man in den Pyrenäen, und längs derselben, große Scharen von Zugvögeln durchziehen — Wachteln, Lerchen, Schnepfen, Finken, Kraniche, Störche u. s. w. Die Züge sind oft so stark, daß die Luft davon verfinstert wird. Man schießt eine große Menge derselben, oder erlegt sie auch mit Netzen, und treibt dann damit einen einträglichen Handel, in die entfernten Thäler der Pyrenäen.

Vorzüglich ergiebig ist der Fang einer Art Tauben. Man errichtet, längs der Gebirgsschluchten, in einem

*) Man hat hier nämlich Taubenjahre, Bärenjahre, u. s. w. wie es bei uns Mäusejahre u. s. w. gibt.

Abstand von einer Viertellieue, 60 bis 80 Fuß hohe, im Dreieck gestellte Tannen, auf deren Spitze man eine Laube anlegt. In dieser Laube steckt ein Mann, mit einer Menge leichter, weißbemahlter Brettchen, etwa in Form einer Ballraquete. Sobald die Tauben in der Luft ankommen, wird plötzlich eins von den Brettchen in die Luft geworfen, welches die Tauben für einen Habicht halten. Geschwind schweben sie hernieder und drängen sich von allen Seiten, dicht an einander, wo man sie denn durch Locktauben, bis in die Nähe der schon zum Fange aufgespannten Netze zu ziehen weiß. Kaum haben sie diese gefährliche Grenze berührt, so hebt das Schreien, Schießen und Werfen der Jäger von allen Seiten an; der ganze Haufe wird unter das Netz getrieben; ein tödliches Gatter fällt herab, und man findet zuweilen zehn bis funfzehntausend Stück im Fange.

Der Guineawurm in Afrika.

Der Guineawurm entsteht in dem Fleische. Er sieht weiß aus, ist rund, dünn und so dick wie eine Harfensaite, und manchmal 4 bis 5 Fuß lang. Er hält sich in den Zwischenräumen der Muskeln, unter der Haut der Füße, Beine und Hände auf. Er bringt eine Art von Geschwulst hervor, die einer Beule ähn-

lich sieht, und mit großen Schmerzen begleitet ist, so lange der oberste Theil nicht so hoch als eine Wasserblase wird, wo sich alsdann der schwarze Kopf des Wurmes zeigt. Wenn diese Blase aufbricht, so muß man sich des Kopfes des Wurmes dadurch zu bemächtigen suchen, daß man ihn auf eine kleine Rolle Leinwand windet, die man mit Pflaster überstreicht, das man täglich ein bis zweimal erneuert.

Wenn sich der Wurm um die kleine Rolle gewunden hat; so zieht man einen Theil desselben heraus; man muß sich aber dabei sehr vorsehen, daß er nicht zerreißt, und man muß dafür sorgen, daß er sich auf die Rolle windet, bis er ganz heraus ist.

Spürt man bei dieser Operation einen Widerstand, so muß man zu ziehen aufhören, und die Stelle, wo sich der Wurm eine Oeffnung gemacht hat, mit Oel bestreichen. Es ist auch dienlich, die Geschwulst mit Wasser anzufeuchten, wodurch man das Ausziehen des Wurmes befördert.

Manchmal zerreißt der Wurm; und in diesem Falle muß man erweichende Umschläge auflegen; hierzu hält man Kuhmist für sehr zweckmäßig, damit man eine Eiterung befördert, welche sein Herauskommen beschleunigt.

Ist dieser Wurm heraus, dann heilt die Wunde schnell zu. Wenn aber der Wurm zerreißt, so ist der im Fleische zurückgebliebene Theil nur durch ein

langwieriges und schmerzhaftes Eitern herauszubringen.

Eine andere Nachricht, die doch nur wahrscheinlich den nämlichen Wurm, nur in einer andern Gegend Afrikas betrift, ist folgende:

Die gefährlichsten Geschwülste (am Kap) entstehen durch fürchterlich lange Würmer — ein Uebel, dem die Europäer in Ostindien häufig unterworfen sind. Dieser Wurm, welcher zuweilen, drei, vier und sogar sechs Fuß lang ist, erzeugt sich in der Wade und den darunter liegenden Theilen. Sehr oft erfordert es große Sorgfalt, Geschicklichkeit und Behutsamkeit, das Uebel ganz auszurotten; denn wenn der Wurm im Herausziehen zerreißt, und etwas zurücke bleibt, ist der Brand die gewöhnliche Folge. Sieht man, daß der sehr dünne und weiße Wurm, sich inwendig bewegt, so macht man dem Kranken einen Einschnitt in den Fuß, und bindet den obern und untern Theil sehr fest, um dem Thiere Raum zu lassen, sich zu bewegen und umzudrehen.

Dann legt man einen Kräuterumschlag darüber, um das Geschwür zu öffnen und aufzuziehen, und bald zeigt sich der Wurm auf der Oberfläche. Zuerst kann man nur einige Zolle davon fassen, die sorgfältig um einen Federkiel gewickelt werden. — Dann fängt er an ein wenig mehr nachzugeben, und wird nach und nach immer weiter herausgewickelt — vielleicht einige Zoll in einem Tage, bis er endlich ganz heraus ist. Oft

ist ein Monat erforderlich, die Kur zu beendigen. Es ist die genaueste Aufmerksamkeit nöthig, das Thier beständig fest um den Kiel gewickelt zu halten, damit es sich nicht anstrenge und zerreiße; in welchem Fall entweder der Fuß den Brand bekommt, oder mit großem Schmerz weiter geöffnet werden muß, um den Rest herauszuziehen. Während der Operation hat der Kranke viel zu leiden, und der Fuß schwillt gewöhnlich zu einer außerordentlichen Dicke.

Wie viel Noth von einem kleinen Wurme!

Siebente Abtheilung.

Anekdoten.

Tollkühnheit.

Zwei reiche Holländer in der Provinz Friesland, aus der Gegend von Leuwarden (der Hauptstadt dieser Provinz) gebürtig, gingen spät in einer düstern Nacht, von einem Besuch nach Hause. Es war Cornelius Femonas und sein Freund Thomas Thomaßen. Ihr Weg ging dicht am Gestade der See vorbei, auf welcher der Nordsturm fürchterlich wüthete, und das Meer peitschte, welches mit brausenden Wogen die Küsten zu zerschlagen drohete.

„Das ist ein fürchterliches Wetter," sprach Thomas, und zog seinen Mantel dichter um sich herum. „Wie ist dir, Bruder Cornelis?"

„Mir? antwortete Cornelius, ist recht wohl. Dieser Sturm ist für meine Ohren eine angenehme Musik!"

„Ach geh mit deiner Musik versetzte Thomas, ich wollt', ich wäre zu Hause, und könnte mich ausstrakeln."

„Und ich wollte, erwiederte der Freund, mitten drunter — Tag und Nacht wollte ich gern in solchem Sturme sein!

„Gilts eine Wette?" fragte Thomas.

„Ja es gilt," erwiederte Cornelius, und schlug ein.

In Gesprächen über diesen Gegenstand kam man nach Hause, und verwendete den übrigen Theil der Nacht, einen förmlichen, rechtskräftigen Vertrag aufzusetzen, nach welchem Cornelius zusicherte, nicht etwa blos einen Tag, sondern ein ganzes Jahr lang, namentlich vom 11ten Junius 1610, bis dahin 1611, abgesondert von Weib, Kind, Freunden und Verwandten, und mutterseelen allein, an einem Orte in der hohen See, welchen man erwählen würde, gleichviel ob gesund oder krank, zuzubringen. Thomas setzte dagegen die Summe von hunderttausend Gulden.

Am andern Morgen wurde man über die Wahl eines Platzes in der See einig. Man wählte eine öde Sandbank, welche zwischen den Inselchen Schelling und Ameland, unter steilen Klippen in der Nordsee lag.

Cornelius ließ sich eine kleine Hütte zur Wohnung zimmern, ließ sie nach dem bestimmten Platz schaffen, und dort mit Hülfe seiner Freunde auf einer Sandklippe

errichten. So hoch war indessen des Häuschens Lage nicht, daß es nicht bei jeder Fluth hätte unter Wasser sollen gesetzt werden, die hier so stark war, daß sie ihm einigemal den Sandgrund wegspülte, in welchem er die Grundpfeiler und Pfosten befestigen wollte. Es war da kein anderer Rath, als festern Sand von andern Orten herbeizuschaffen, und Moos, Muscheln, und andere Dinge aufzufischen, welche die See herbeiführte, um einen nur einigermaßen haltbaren Grund zu gewinnen.

Endlich denn, stand die kleine Hütte da, und zwar so künstlich, daß man dieselbe, vermittelst angebrachter Schrauben, nach dem jedesmaligen Wasserstand, höher oder tiefer schrauben konnte.

Der schwere Tag des Abschieds erschien. — Cornelius gab seinen Freunden einen Trennungsschmaus, und war lustig und guter Dinge — von außen wenigstens: ob aber auch innerlich? — bis die bestimmte Stunde des Scheidens kam — Nachmittag nämlich um drei Uhr.

Seine Freunde begleiteten ihn bis an die Küste des Meeres, wo ein Schiffchen zu seiner Abfahrt bereit lag, welche eine Menge neugieriger Zuschauer mit ansahen. Ruhig und gelassen nahm er Abschied, und fuhr unter dem lauten Zujauchzen der Zuschauer ab. — Hat der Mann Liebe fühlen können, mit welchem Herzen, muß er sich aus den Armen der Seinigen gerissen haben!

Glücklich kam er an seiner Einsiedelei im Meere an — versehen mit Allem, was ihm nöthig war — mit Küchengeräthen, Kleidungsstücken, und vor allen Dingen, mit den nothwendigen Lebensmitteln, und zog in sein Häuschen ein.

So lange der Sommer dauerte, ging es mit dem Einsiedlerleben wohl an. Die Seethiere, die in den Wellen spielten, die Meeradler, die hier in großer Menge sich aufhielten, und ihres Raubes lauerten, die Schiffe, welche in der Ferne vorüber seegelten, gewährten ihm manche Unterhaltung, und übrigens ging alles gut, denn die Zeit der Stürme und Ungewitter war noch nicht gekommen.

Aber sie kam, diese Zeit, mit dem rauhen Herbste. Die kalten drückenden Nebel kamen, und senkten sich feucht und schauerlich nieder; die Stürme aus Norden erhoben sich, und brüllten über das weite Meer hin, und jagten die fliehenden Wellen vor sich her, die seine Sandbank wegzuspielen droheten. Jetzt erst grauete den Mann in dieser todten Einsamkeit des Meeres, in dieser öden Abgeschiedenheit von Freunden und Geliebten, und jetzt fing ihn an die tollkühne Wette zu reuen, von der er nun zweifelte, ob er sie gewinnen! und bis zum Tage seiner Erlösung, sein Leben fristen würde.

Welch ein schreckliches Leben, solch ein Leben, für einen Mann der der Geschäftigkeit, der geselligen Zerstreuungen und Unterhaltungen, und der Liebe eines häuslichen Kreises gewohnt war! Welche Ewigkeit

ihm, jeder dunkle trübe Tag, und jede schlaflose Nacht, ihm der nichts anders sahe, als die dunkeln Nebel, die über dem wild aufgebrachten Meere hingen, und keinen andern Laut hörte, als das Heulen der Wogen und das Brüllen des grimmigen Sturms!

Aber die höchste Noth trat im Anfang des Novembers mit dem Neumond ein. Ein Sturm aus Norden brach auf, schreckenvoller als man ihn dort erlebt hatte. Die Springfluthen (solche die, durch Wind und Wetter, und andere Umstände veranlaßt, viel schneller eintreten, und viel höher aufschwellen), die Springfluthen stellten sich ein. Sichtlich wuchs das Meer an, überströmte die ganze Sandbank, und drang mit Heftigkeit in seine Hütte ein. Jetzt wollte er sein Häuschen höher schrauben, aber um seine Noth zu überhäufen, entfiel ihm in der Angst und Verwirrung die Hauptschraube, und wurde von den Wellen fortgetragen.

Es gab sich der Unglückliche verloren, und glaubte bald eine Beute der Wellen, und ein Raub der Seeungeheuer zu werden. Mit jedem Stoß des Sturms dachte er sein Ende würde kommen. Doch blieb ihm noch Besinnung genug sich an den einzigen Pfosten anzubinden, auf welchem seine Hütte ruhete, um mit demselben irgendwo ans Land getrieben zu werden. In dieser Lage schwebte er die ganze Nacht hindurch zwischen Himmel und Wasser. Unter seinen Füßen

rauschten die Fluthen hin, die ihn zu verschlingen drohten. — Doch wurde er erhalten.

Die Nacht ging vorüber, und mit ihr der Sturm; er selbst — und o welches Glück! auch sein Häuschen war gerettet, ohne welches freilich seine eigene Rettung wohl nichts anders, als ein schreckenvollerer Tod gewesen sein möchte. Neuer Lebensmuth wachte wieder in ihm auf; aber auch der überlebte diesen Tag nicht, denn gegen Mittag kam ein dicker und feuchtkalter Nebel, in welchem er kaum athmen konnte. Vier volle Wochen, weniger einen Tag hielt dieser Nebel an. In dieser Zeit sahe er weder Himmel, noch Land, noch Schiffe, und seine Lage wurde mit jedem Tage nun bedenklicher, indem seine Lebensvorräthe sichtbar abnahmen. Alle seine Einschränkungen und Fasten reichten nicht zu denselben zu verlängern — er war zuletzt ganz entblößt, und hülfloser als Robinson, mußte er durch die todten und halbverfaulten Fische, die ihm mitleidig das Meer zuwarf, das armselige Leben fristen, und froh sein, wenn es nur daran nicht fehlte.

Doch endlich kam für ihn, nach so viel überstandener Angst, die bessere Zeit. Mit dem eintretenden Frühling, trat auch die freundlichere Witterung ein; die Nebel brachen und zerstreuten sich, und die Sonnenstrahlen wärmten und erquickten den abgematteten Einsiedler wieder. Jetzt da einmal es in bessern Zug gekommen war, gewann alles wieder eine freundlichere

Gestalt. Bei der ruhig gewordenen See, kamen Fischer von den benachbarten Inseln, die die Neugierde trieb nachzusehen, was der Selbstverbannte beginne; Freunde und Bekannte kamen, die ihn besuchten, und Lebensmittel und Erfrischungen mitbrachten, und denen er sein ausgestandenes Leid erzählen konnte. Bald war der glückliche Tag der Erlösung, des großen Gewinnes, und des allgemeinen Bewunderns seiner Standhaftigkeit da, und er selbst schon zur Abfahrt gefaßt, als am Ende des angstvollen Jahres, ihn beinahe ein Zufall um den Preis seiner Trübsale gebracht hätte. Gerade am 11ten Junius erhob sich plötzlich ein Sturm. Doch auch den überstand er, und erst nach zwei Tagen, die ihm vielleicht länger dauerten als ganze Wintermonate, komte er abgeholt werden. Aber am nächsten Morgen erschien eine Barke mit Freunden und Bekannten, und holte ihn mit Musik und Jubel ab, und — Thomas bezahlte die Wette.

Wie muß dem Manne jetzt in seinem Hause gewesen sein? Und würde er die Wette noch einmal, auch bei doppeltem Preis eingegangen sein?

Boiroses Heldenmuth.

Heinrich IV. von Frankreich mußte, wie bekannt, sein Reich erst größtentheils erobern, ehe er dasselbe ruhig beherrschen konnte. Die sogenannte heilige Ligue, oder die verbündeten Katholicken, wollten ihn deswegen nicht als König anerkennen, weil er ein Protestant war. Nur erst, nachdem er die protestantische Religion mit der katholischen vertauscht hatte, unterwarfen die Franzosen sich nach und nach seinem Scepter. In dem Kriege, den er bis dahin führen mußte, eroberte er durch den Marschall Biron die Vestung Fescamp in der Normandie. Diese Vestung besteht auf der einen Seite aus einem sechshundert Fuß steil in die Höhe gehenden Felsen, dessen unterer Theil von dem Meere bespühlt wird, und daher unersteiglich ist. Unter der nach der Einnahme ausziehenden Besatzung befand sich auch ein Edelmann, der Boisrose hieß, ein Mann von Kopf und Muth. Voll Verdruß, jezt weichen zu müssen, faßte er den Entschluß, diesen Ort bald wieder einzunehmen, es koste auch was es wolle. Er wußte, daß es alle Jahre vier oder fünf Tage gebe, wo das Meer

den Felsen, den es gewöhnlich an zwölf Fuß bespülte, auf einige wenige Stunden unberührt, und einen Raum von ungefähr 20 Klafter im Saude trocken lasse. Hierauf, und auf die Bestechung zweier Soldaten in der neuen Besatzung, gründete er seine ganze Hoffnung.

Ueber ein halbes Jahr erwartete einer von diesen bestochenen Soldaten, der sich immer zur Zeit der Ebbe auf diesem Felsen befand, das verabredete Zeichen. Endlich erscheint Boisrose zur Nachtzeit mit zwey Schaluppen, zwey Unterofficieren und funfzig Soldaten am Fuß dieser Klippe. Er hatte sich mit einem dicken Taue versehen, welches der Höhe des Felsen an Länge gleich war, und an welchem Knoten und kurze Stäbe angebracht waren, um das Hinaufsteigen möglich zu machen.. Kaum hört der bestochene Soldat das so lange erwartete Signal, als er von der Höhe einen Strick herabwirft, das Tau an demselben heraufzieht, und solches durch einen starken Hebel an eine eiserne dazu in die Schießscharten eingeschlagene Klammer befestigt.

Nun befiehlt Boisrose den beiden Unterofficiren, deren Entschlossenheit er kannte, voranzuklimmen, und den funfzig Soldaten, ihnen mit um den Leib gebundenen Waffen zu folgen; er aber will der lezte sein, um jedem Feigherzigen das etwanige Umkehren zu verwehren. Bald verbietet sich indeß dieses Umkehren von selbst; die Fluth kehrt zurück, führt die

Schaluppen unter den Kletterern hinweg, und das Ende des Taues schwimmt im Wasser.

Man denke sich einige Augenblicke dies fürchterliche Schauspiel, zwischen Himmel und Erde hängen an einem einzigen Seile 53 Menschen; sie hängen an einem steilen Felsen an einer so unsichern Maschine; rund um sie Nacht, unter ihnen das brausende Meer. Es durfte nur einer von den beiden Gedungenen, aus Hoffnung eines größern Gewinnstes sie verrathen, — es durfte nur das kleinste Geräusch die Schildwache aufmerksam machen, oder die schlafende Besatzung wecken; es durfte nur einem die ermüdete und zitternde Hand ausgleiten — so waren sie alle verloren. Kein Schiff war mehr da, worauf sie sich flüchten, kein Erdboden mehr, worauf sie treten konnten. Kein Wunder wäre es gewesen, wenn eine solche fürchterliche Lage selbst den Muth des Beherztesten erschüttert, und seinen Kopf schwindeln gemacht hätte. — Wirklich begegnete dies dem, der vorankletterte. Auf einmal stockt das Hinansteigen durch alle zwei und funfzig Menschen hindurch. Man denke sich hier das Verweilen, das Flüstern, die Ungewißheit so vieler, die weder vor- noch rückwärts können. — Nun erfährt Boisrose, daß seinem ersten Unterofficier der Muth entfallen sei, und daß er sich weiter zu steigen weigere. Ohne Verzug faßt Boisrose einen männlichen, fast unglaublichen Entschluß. Er befiehlt seinem Vordermanne, sich fest ans Tau anzuklammern,

steigt nun über ihn, und sofort über alle ein und funfzig hinweg, und kommt bis zum ersten, dem er Anfangs neues Herz einzusprechen versucht, als aber dies nichts fruchtet, zieht er einen Dolch hervor, setzt ihm denselben auf die Brust, und droht so ernstlich ihn zu erstechen, daß dieser endlich einen ungewissen Tod statt des gewissen wählt, und weiter fort klimmt. Erst kurz vor Tagesanbruch gelangt, nach unsäglicher Mühe, der Trupp auf die Höhe des Felsen, und wird von den beiden Soldaten ins Schloß geführt, wo er die Schildwachen niederhaut, die übrige Besatzung im Schlafe findet, alles tödtet was sich wehrt, und die andern gefangen nimmt.

Boisrose berichtete sofort diesen beinahe unglaublichen Vorfall dem Oberhaupte der Ligue in der dasigen Provinz, und hoffte wie billig auf die Befehlshaberstelle; aber da er merkte, daß man undankbar genug dachte, sie einem andern anvertrauen zu wollen, so übergab er dem Könige, dessen Religionsveränderung damals so eben ruchtbar wurde, diese so schwer errungene Vestung.

Garrik.

Dieser berühmteste unter den neuern Schauspielern, der Roscius seiner Zeit, machte es durch seine mimische Kunst

möglich, daß Hogarth seinen Freund Fielding noch nach dessen Tode zeichnen konnte, wovon ich jedoch ein andermal erzählen will. Jezt nur zwei Züge von ihm, aus welchem fast allein schon sich der große Schauspieler errathen läßt, der jede seiner Bewegungen richtig berechnet und bedacht hat, beide stehn in Beziehung auf den französischen Schauspieler Preville.

Er ritt einst mit diesem im Komischen sehr berühmten Schauspieler Preville aufs Land. Dem letztern wandelt im Uebermaaße fröhlicher Laune die Lust an, den Betrunkenen zu spielen, und er macht ihn auch recht gut. Garrik gibt seinem Freunde vollen Beifall, doch, sagt er, fehle es ihm noch in einem Punkte, wenn sein Spiel volle Wahrheit erhalten sollte.

Wo fehlts? fragt Preville.

Ihren Füßen fehlts, erwiedert Garrik. Sie haben ihnen nichts zu trinken gegeben; sie sind nicht berauscht genug. Achtung. Ich will ihnen einen braven Englishman (Engländer) geben, wie er zu Pferde steigt und nach Hause zurückreitet, wenn er zuvor im Wirthshause ordentlich gezecht hat.

„Kaum ist er vor dem Thore, recht an die freie Luft, so dreht sich die ganze Welt mit ihm herum. „Williams," ruft er seinem Jockey zu, „ich bin die „Sonne, die Erde dreht sich um mich." Dann wird er immer trunkener und trunkener. Er verliert den

Hut, den Bügel, galloppirt, spornt, peitscht sein Pferd; zerbricht seine Peitsche, verliert die Handschuhe, und kommt endlich an den Mauern seines Parkes an. Er findet das Thor nicht mehr; er reißt am Maule seines Pferdes, und will schlechterdings durch die Mauer hindurch. Das Pferd bäumt sich, wird wild, und wirft den Betrunkenen ab."

So beschrieb Garrik die Trunkenheit, aber so führte er sie auch aus, in allen ihren Aufstufungen — er gab ihr so viel Wahrheit und Natur, daß, als er zulezt vom Pferde fiel, Preville erschrocken aufschrie. Seine Angst stieg, da Freund Garrik auf keine einzige Frage antwortete. Nach vielfältigen Bemühungen, des Freundes Angesicht vom Schmutze zu befreien, fragt er ihn: ob er verwundet sei. Garrik öffnet eins seiner verschlossenen Augen halb, und fragt stammelnd: „bringst du mir ein Glas Rum?" — dann steht er lachend auf, und drückt Previllen an seine Brust, und dieser dankt mit einer Umarmung dem Lehrer für die erhaltene Lektion.

Bey Garriks letzter Anwesenheit in Paris, ladete ihn Preville auf sein Landguth ein. Garrik war eben bei lustiger Laune, und that Previllen den Vorschlag, in einer der Miethkutschen hinzufahren, die von Paris nach Versailles gehen, da Previlles Landguth an diesem Wege lag. Als sie sich eingesezt hatten, befahl er dem Kutscher, zuzufahren, der ihm aber antwortete, er müsse erst seine volle Zahl

von vier Personen haben; sobald er die hätte, würde er fahren. Garrik kam auf einen Einfall, wodurch er zugleich seinem Collegen ein Pröbchen von seiner Kunst geben wollte. Unterdessen nämlich, daß der Kutscher sich nach andern Passagieren umsah, hüpfte er aus der Thür, ging um die Kutsche herum, verstellte sein Gesicht, und bot sich dem Kutscher als einen dritten Passagier an, ohne daß Letzterer das geringste von dem Betruge merkte. Dies that er noch einmal, und wurde wieder zu Previlles Erstaunen, als ein vierter Passagier aufgenommen. Nun sprang er zum drittenmale heraus, und redete den Kutscher als Fremder an, der ihm aber mit grämlichem Tone antwortete, er habe seine Zahl schon voll. Er würde auch wirklich ohne ihn fortgefahren sein, wenn nicht Preville herausgerufen hätte: da der fremde Herr nur ein kleiner Mann wäre, so wollten sie ihn noch mit einnehmen, und schon sehen, wie sie Platz fänden.

Zerstreuung.

D'Angouge, Bischoff von Vannes, der oft zerstreut war, besuchte die Marquisin Descartes in ihrer Krankheit. Er setzte sich in einen Lehnstuhl vor ihrem Bette hin, ließ im Gespräch mit ihr

sein Brevier fallen, und indem er es aufheben wollte, ergriff er an dessen Statt einen Pantoffel der Marquisin, den er auch einsteckte. Er ging bald darauf weg, und nach seiner Kirche zur Messe. Man schickte ihm sein Brevier nach. Der Bediente, der es ihm brachte, sagte ihm zugleich, er habe in Gedanken der Frau Marquisin Pantoffel eingesteckt.

Das wüßte ich nicht, sagte der Bischoff, indem er in seinen Taschen suchte. Endlich zog er den Pantoffel hervor, und setzte hinzu: sieht Er mein Sohn, das ist alles, was ich von Pantoffeln bei mir habe.

Nicht Zerstreuung sondern Bewustlosigkeit.

Ein Beamter in einer Würtembergischen Amtsstadt hatte sich einst im Weine so berauscht, daß als er nun ausgehen sollte, einer seiner Schreiber, um des Unvermögens seines Herrn willen, gerade stehn oder gehn zu können, ihn die Treppe hinunter führen mußte. Auf der Treppe schien er plötzlich zur Vernunft zurück zu kehren, und fing an sich zu schämen, daß er von einem andern geführt werden mußte. Er riß sich deswegen von dem Arme des Schreibers los, um ohne Hülfe die Treppe hinunter zu gehn, taumelte aber so sehr, daß er endlich die Länge nach die Treppe hinunter fiel. Der Schreiber sprang nun nach, um seinen

Herrn wieder aufzuheben, und als dies geschehen war, fing dieser an, den Schreiber sehr zu bedauern, daß er so unglücklich gewesen wäre, die Treppe hinunter zu fallen, und erkundigte sich sehr angelegentlich, ob er doch keinen Schaden genommen hätte? — Der Schreiber, der sich endlich des Lachens, das er doch unterdrücken mußte, nicht mehr enthalten konnte, sagte endlich zu seinem Herrn, daß er es selbst gewesen wäre, der die Treppe hinunter gefallen sei. „So, so!“ antwortete der Beamte ganz gelassen und mit stammelnder Zunge, „das ist mir lieb; ich glaubte wahrhaftig, Sie wären herunter gefallen. Also ich bin es gewesen,“ fragte er noch einmal ganz verwundert, „der die Treppe herunter fiel? Ei, ei, das hätte ich nicht geglaubt?“

Die Erbschaft.

Im Jahre 1776 starb ein Mann zu London, der sich durch seine glücklichen Handelsgeschäfte beinahe 400,000 Thaler erworben hatte. Seine Nachlassenschaft erhielt ein Vetter, welcher nichts mit dem Handel zu thun hatte, aber er erhielt es unter einer Bedingung, die ihm die Erbschaft wohl öfters verbitterte, unter dieser nämlich, daß er täglich die Börse von zwei bis drei Uhr — der gewöhnlichen Börsenzeit — besuche. Nichts dürfte ihn davon abhalten; nicht

Wind noch Wetter, nicht nothwendige Geschäfte; nicht dringende Reisen; nicht Freundes Besuch. Nur im Fall der Krankheit sollte er entschuldigt sein, und bliebe er je, ohne diese Ursache, nur einen einzigen Tag aus, so wäre er der Erbschaft verlustig, und es waren schon auf diesen Fall andere Erben bestimmt.

Der arme Erbe! Täglich kam er von zwei bis drei Uhr auf die Börse, ohne nur ein Wort mit jemand zu sprechen. Was sollte er auch sprechen, da hier nur von Handelsgeschäften gesprochen wurde, mit welchen er ja nichts zu thun hatte. Er ging oder saß hier eine Stunde still und stumm, und begab sich dann wieder nach seiner Wohnung, welche unglücklicher Weise eine Stunde davon entfernt war. Keinen Tag durfte er verreisen, wie schön auch das Wetter war, falls die Reise etwas weit ging; kein Vergnügen durfte ihn anziehen, wenn es um diese Zeit fiel. Nur die Sonntage und einige Feiertage welche die Börse hatte, ließen ihm Freiheit, sein Leben etwas zu geniessen.

Hätte er einen einzigen Tag auf der Börse versäumt, so wars um die Erbschaft geschehen, denn diejenigen, welchen in diesem Falle das Vermögen zufiel, unterhielten ihre Spione.

Diebsakademie.

In Paris gab es einst Leute, welche sich brauchen ließen, Taschendiebe abzurichten. Sie hingen an einen Faden an der Decke eine bekleidete Figur auf, in deren Taschen Schnupftücher, Uhren, Etuis, Geldbeutel und dergleichen steckten. Bei der kleinsten Bewegung der Figur, die die geringste Berührung verursachte, wurde der ungeschickte Lehrling, wie billig derb gezüchtigt. Einst wagten sie sogar ein Edikt anzuschlagen, welches von einem Lionel unterschrieben, und von einem La Faucille contrasignirt war. Es fing an: Nous Basile Lionel, prince souverain des éplucheurs et deniaiseurs de bourses, nettoyeurs de gousets, déshabilleurs à la brune, valets de chambre du public et ouvriers généralement quelconque travaillant dans la poche d'autrui etc. (Wir Basile Lionel, souverainer Fürst der Börsenverwahrer und Säuberer, der Taschenfeger, Abend- und öffentlicher Kammerdiener, und überhaupt aller derer, die in fremden Taschen arbeiten ꝛc.) Nachdem unser außerordentlich versammelter Rath uns vorgestellt hat, daß die Hoffnung unsrer Unterthanen immer mehr getäuscht wird, die in der Morgen- und Abenddämmerung, als zu der für ihr

schweres Geschäft günstigen Zeit, niemanden als einzelne Privatpersonen antreffen, welche ihr Geld und ihre Kleinode zu Hause lassen, und ihnen nur leere Beutel und Taschen anbieten, so daß jener Mühe und Fleiß unbelohnt bleibt, und sie sogar bei fortwährenden Nachstellungen der Policei-Spione, ganz fruchtlos der Gefahr aussetzen, auf eine unanständige Weise im Angesicht des Publikums erhöht und ausgestreckt zu werden: so haben wir beschlossen, um diesem Missbrauch abzuhelfen, der das gänzliche Verderben unsers wohl eingerichteten Staates nach sich ziehen könnte, ernste Maaßregeln deshalb zu ergreifen, und unsere Vorrechte gegen alle diejenigen, welche sich in der Dämmerung, wo es auch nur immer sei, von unsern Leuten finden lassen, in Kraft zu setzen, und befehlen hiermit, daß alle diejenigen, welche nicht wenigstens 4 Louisd'or bei sich haben werden, wes Standes sie sein mögen, von unsern Kommis, welche diese Abgaben zu heben beauftragt worden sind, auf der Stelle niedergemacht werden sollen, ohne daß diese dafür verantwortlich sein. So fern aber unsre Getreuen durch die Justiz aufgegriffen und abgethan werden sollten, so befreien wir hiermit sie und alle ihre Angehörigen und Nachkommen von der Schande, welche man auf sie bringen könnte, Kraft unsers fürstlichen oberherrlichen Ansehens und Gewalt, u. s. w.
Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Prinzen Lionel. La Faucille, Sekretär.

Nachdem dieser Befehl in Paris war angeschlagen worden, wurde den folgenden Tag ein Abbe' von Spitzbuben angehalten. Es war im Winter: sie durchsuchten ihn genau, und fanden nur 2 Rthlr. und eine schlechte Uhr bei ihm, die nicht viel mehr werth war. Herr Abbe', sagte einer zu ihm: sie kennen des Prinzen Befehl, wir müssen unsere Pflicht thun; befehlen Sie ihre Seele Gott, Sie müssen andern zum Beispiel dienen. Meine Herren, entschuldigte sich der Abbe', ich bin weit entfernt, ihren Befehl übertreten zu wollen. Sehn Sie nach meiner Uhr, und Sie werden finden, daß es noch nicht halb sieben ist. Und da die bestimmte Stunde herannaht, gehe ich nach Hause, um 4 Louisd'or zu mir zu stecken. Die Herren sahen in der That, daß die Uhr erst ein Viertel auf sieben zeigte. Sie nahmen seine Entschuldigung an, und entließen ihn.

Ein anderer Abbe' war nicht so glücklich. Ein Trupp dieser allzu dienstfertigen Leute umringte ihn, und befahl ihm, die Summe des bey sich habenden Geldes genau anzugeben. Der Abbe' sagte ihnen zwar was er in seinen Taschen hatte, verschwieg aber 10 Louisd'or, welche er sehr wohl versteckt zu haben glaubte. Ihr Anführer sagte: erlauben Sie, daß wir uns davon überzeugen. Sein Schatz wurde entdeckt. Man stellte ihm vor daß eine Lüge aus dem Munde eines Geistlichen doppelt strafbar wäre. Hätten Sie nicht gelogen, so würden wir mit ihnen getheilt haben;

jetzt ist alles, was sie nur an sich haben, unsre Beute. Auf einen Wink war der Herr Abbe' in einem Augenblick so bedient, daß er dastand, wie Adam im Paradiese.

Im Januar des Jahres 1804 starb unter den Zigeunern, welche überall England durchstreifen, der Erzvater, welcher nahe an hundert Jahr alt sein mochte. Unter dem Namen: Kesselflicker Obrist: war er in London bekannt, nebst einer ganzen Geschichtschronik von ihm. Seit seinem funfzehnten Jahr war er an einem Fuße lahm, und durchzog mit seinem Esel Flecken und Dörfer, und drehete Löffel, Schnupftabacksdosen u. s. w. aus Horn. Branntewein trank er im Uebermaaße so oft er desselben habhaft wurde, doch heirathete er im 80ten Jahre zum zweitenmale. Seit dem Jahre 1715 hat er fast allein in freier Luft gelebt, und selbst in der kältesten Jahreszeit begehrte er kein besseres Nachtquartier als Schuppen und Scheunen.

Eine Gaunerbande verbreitete das Gerücht in London (gleich) im Anfang 1804) es sei mit einem Schiffe aus Jamaika eine ganze Menge Kinder und Frauen gekommen, welche das gelbe Fieber hätten. — Traten nun solche Weiber in einen Kaufladen ein, so fingen sie, indem sie über die Waaren feilschten, ihre Erzählung vom gelben Fieber an. Alles riß dann aus,

was im Laden war, und die Spitzbübinnen stahlen nach Belieben. Selbst kein Gerichtsdiener wollte zugreifen, aus Furcht angesteckt zu werden. Ganze Kirchspiele legten zusammen, mit Bitte sich aus ihren Bezirken zu entfernen — Auch das Land wurde eine Zeitlang von ihnen gebrandschatzt, bis sich der Betrug entdeckte.

Im Winter 1802, wurde in London der Kinderdiebstahl überaus häufig. In allen Theilen der Stadt vermißte man Kinder, die von Weibern gestohlen wurden. Oeffentlich auf den Straßen und Spielplätzen der Kinder, wurden die Räubereien vollbracht, und fast täglich zeigten öffentliche Blätter, das Unglück mehrerer Aeltern an, die ihre lieben Kleinen verloren hatten.

Noch im Jahre 1803 erregte in London eine verkrüppelte Bettlerin viel Aufsehen. Sie hutschte auf zwei Krücken durch die Stadt, und weil sie auffallende Aehnlichkeit mit einer berühmten Schauspielerin (der Siddons) hatte, so wurde sie gar in Kupfer gestochen. Ueberall empfing sie eine Gabe, und man hat ihre tägliche Einnahme auf 5 Pfund (etwa 30 Thaler) berechnen wollen. Könnte jemand nur ein Jahr lang täglich so glücklich betteln, so hätt' er ein 11000 Thälerchen im Beutel.

Der Quacksalber D. Brodum in London, und der Häscher Armstrong.

Unter den Quacksalbern Londons, deren nicht wenig in dieser Stadt sind, und die sich alle, wenn sie ihr Handwerk nur einigermaßen verstehen, ganz wohl befinden, hat der Unverschämteste unter Allen, der D. Brodum den höchsten Rang und mit Recht, denn der Rang des Quacksalbers, kann nur durch seine Unverschämtheit bestimmt werden. Der Mensch ist aus Hannover, und macht mit der Universalarznei, seines botanischen Syrups, einen unglaublichen Wind. — Er hat so glückliche Praxis, das heißt, so leichtgläubige Patienten gehabt, daß er sich ein jährliches Einkommen von achttausend Guineen — also fast 50,000 Thaler — erworben hat. — So weit hätte er es freilich in Teutschland nicht gebracht. Ein solcher Kopf gehörte auch fürwahr nur für die Königin der Städte, und für das erste Volk der Erde! Man hat berechnet, daß ihm seine täglichen Anzeigen in den Zeitungen allein jährlich auf 2000 Guineen kosten. Seine Equipage ist eine der prächtigsten in London und seine Feten, die er von Zeit zu Zeit gibt, gehören selbst

in diesem Sitze der Ueppigkeit und Pracht zu den glänzendsten. Jährlich verreist er, damit er ganz wie ein echter Marktschreier pomphaft seine Zurückkehr, die Wirksamkeit seines Syrups, und die Zeugnisse auswärtiger berühmter Gelehrten und Großen für denselben bekannt machen könne. — Sein Syrup ist in der That in Calcutta und im ganzen engländischen Ostindien eben so gut bekannt, wie in London.

Wie gut er übrigens die Schwäche und die Leichtgläubigkeit zu behandeln verstehe, davon nur eine Anekdote.

Der Doctor gab ein prächtiges Gastmahl. Seine Bedienten nähern sich schüchtern, und flüstern ihm etwas ins Ohr. — Der Doctor fährt auf! „Wie oft, spricht er, soll ichs denn sagen, daß ich wenigstens bei Tische Ruhe haben will! — Weist die Leute ab!"

Bald darauf kommen die Bedienten wieder, verlegener noch als zuvor: „Wir können sie nicht abhalten!" sagen sie ängstlich. — Die Thür öffnet sich, und eine arme Familie stürzt herein — die nicht belästigen will, die nur ihren Dank nicht zurückhalten kann, gegen den großmüthigen Wohlthäter, — die ihre Thränen für sich sprechen läßt — die durch den Syrup gerettet ist!!! — Der Doctor wird verdrüßlich — er gibt ihnen einige Guineen, und bedingt es sich ausdrücklich, ihm künftig solche Auftritte zu ersparen; „denn, spricht er, „wie wollt' ich einen Augen-

blick Ruhe haben, wenn mir alle ihre Erkenntlichkeit bezeugen wollten, die ich gerettet habe!"

Wir haben in Teutschland noch manche eben so gut speculirende Köpfe, die wir wirklich den Londonern gönnen möchten.

Die Ehre indessen durch seine Talente reich geworden zu sein, theilt er mit manchen andern guten Köpfen, die gerade keine Doctorwürde haben. Zu Ende des Jahrs 1801 starb ein gewisser Armstrong in London, der bei der Polizei angestellt war als — Polizeihäscher, und ein Vermögen von 50,000 Pfund hinterließ, und einen Pallast bewohnte, durch welchen er seinen Nachbar, den Oberrichter der Kingsbench, der sich seines kleinen Häuschens neben diesem großen schämte, wegzuziehen nöthigte. Aber dieser Mann verstand auch Lebensart!

Verwirrung.

Im März (1800) gab der Marquis von Abercorn eine festliche Abendgesellschaft, in seinem prächtigen Hause; — damals war alles auf einander eifersüchtig, dieser Abendgesellschaften und Bälle wegen. Eine Dame die in ihrer Gesellschaft 500 Gäste gehabt hatte, sahe mit großer Verachtung auf diejenige, die

deren nur halb so viel zählte. — Der Marquis hatte eine zahlreiche Gesellschaft einladen lassen, allein eine vornehme Dame schickte nachgemachte Einladungskarten an Herrn und Damen, welche von der Herrlichkeit dieses Ballabends ausdrücklich hatten ausgeschlossen sein sollen; von allen Seiten wälzte sich der Strom der Gäste herbei; Verwirrungen über Verwirrungen entstanden; wahre und nachgemachte Karten waren nicht zu unterscheiden; wirklich Geladene wurden abgewiesen; Ungeladene dagegen aufgenommen. — Kurz es war einer der lächerlichsten Vorfälle, welcher auch noch zu einer Menge kleiner Mißhelligkeiten Gelegenheit gab. — Zugleich wurde alsbald von einem Buchhändler, eine Speculation auf diesen Vorfall begründet — er kündigte unnachahmbare Einladungskarten an.

Welby.

Vor länger als anderthalb hundert Jahren starb in England Heinrich Welby in einem Alter von 84 Jahren. Ein Mann, welcher darum merkwürdig ist, weil er 44 Jahr nicht aus seinem Hause gekommen war.

Dieser Mann hatte sich für die damalige Zeit (er war 1552 geboren) durch Studien und Reisen sehr ge-

bildet, hatte über 6000 Thaler reine Einkünfte, war in seinem Vaterlande glücklich und geachtet, als ein Umstand seine ganze Lebensordnung störte. Er hatte einen jüngern Bruder, mit welchem er nicht gerade in dem brüderlichsten Vernehmen lebte. Dieser Mensch zielte einmal im freien Felde mit einer Pistole nach ihm. Die Pistole versagte; blos das Pulver auf der Pfanne brannte ab. Heinrich glaubte es sei blos ein hämischer Scherz, ihn zu erschrecken; wand dem Bruder das Gewehr aus der Hand, und untersuchte dasselbe zu Hause genauer. Zu seinem Erschrecken fand er es geladen. Dieß machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er sich aus der öffentlichen Welt entfernte.

Er kaufte sich ein Haus in London, und richtete sich hier viel einfacher ein, als sonst. Drei Zimmer die so lagen, daß man nur aus einem in das andere konnte, wählte er für sich. Das erste war das Eßzimmer. Wenn in diesem die alte Magd auftrug, die ihn allein bediente, so zog er sich in das Wohn- und Schlafzimmer zurück, und wenn in diesem das Bette gemacht wurde, so begab er sich in das hinterste, in sein Studierzimmer. In allen vier und vierzig Jahren, welche er in diesen Zimmern zubrachte, hat ihn niemand gesehen, als die alte Magd, nicht seine Geschwister, nicht seine Tochter, nicht sein Schwiegersohn, noch seine Enkel, und auch die Magd sahe ihn nur äußerst selten, und nie ohne dringende und beson-

dere Ursachen. Zum Glück starb die alte Dienerin nur sechs Tage vor seinem Tode.

Seine Lebensweise war besonders. Er aß nicht Fleisch und Fische, und trank keinen Wein, sondern blos Bier. Seine Speisen bestanden aus Haferschleim, im Sommer wurde etwa ein Sallat gegessen, und zur Delikatesse zuweilen das Gelbe von einem Ei — nie das Weiße. Häufig trank er Milch von einer rothen Kuh, die ihm die Magd, so warm, wie sie gemolken war, bringen mußte.

Diese einfache Lebensweise, war keine Regel für seine Bedienten, die eben so wohl einen wohlbesetzten Tisch erhielten, wie die Pachter und andere Fremde, die in seinem Hause zu thun hatten. An hohen Festen und Feiertagen, ließ er viele Speisen und Gerichte, wie sie in der Jahreszeit zu haben waren, zubereiten, und nebst Wein in seinem Zimmer auftragen; hielt ein Tischgebet, steckte eine reine Serviette vor, legte ein Paar fein limene Ueberärmel an, und zertheilte die Gerichte, die alsdann an arme Nachbaren geschickt wurden. Des Abends ging es auf die nämliche Weise. Er selbst aber nahm keinen Bissen von diesen Speisen. War Alles ausgetheilt, so hielt er wieder ein Dankgebet, und legte Serviette und Aermel ab. Er war überhaupt äußerst wohlthätig; er erkundigte sich nach allen Kranken, Schwachen, Gebrechlichen, Dürftigen; er bemerkte sie durch sein Fenster, und ließ ihnen so reichlich geben, daß sie Wochenlang davon zu zehren

hatten. Fleißigen Leuten, die viele Kinder hatten, gab er vorzüglich gern.

Seine Beschäftigung war blos Studieren. Er las alle neue Schriften, nur diejenigen nicht, welche Streitschriften waren.

Er starb im Jahre 1636 den 29ten Oktober. Seine Kopf- und Barthaare waren so lang geworden, daß er einem Einsiedler ganz ähnlich sahe.

Wetten.

Es sind nicht blos die Engländer, bei welchen man die Wuth zu Wetten aller Art, im Reiten, Fahren, Gehen, Faustkämpfen u. s. w. antrift, wiewohl uns diese deshalb am bekanntesten sind; sondern man findet diese Liebhaberei auch unter viel weniger gebildeten Völkern, wie meine Leser aus dem Nachfolgenden ersehen werden. Indessen sind es freilich die Engländer die an Scheußlichkeiten und Narrheiten, im Punkt der Wetten, alle andern Völker hinter sich zurücklassen, wiewohl sie auch oft wieder Veranlassung geben, was Thier und Mensch vermag, recht anschaulich zu sehen. — Doch ohne weitere Vorrede.

Schon fangen die Damen in England an, an dem Wettrennen Antheil zu nehmen. Dieß ist der Fall mit der Frau eines Obersten Thornton, einer berühmten — oder vielleicht berüchtigten Dame, die beim letzten Wettrennen zu Newmarket den Preis wieder gewonnen hat, welchen sie schon im vorigen Jahre erhielt. Eine unglaubliche Menge wettlustiger Zuschauer und Zuschauerinnen hatte sie herbeigelockt. Madame waren als Jockey gekleidet, ihr Pferd, welches sie ritten hieß Louise, welche eine Schwester war von dem Mordteufel (Kill Devil) und eine Tochter vom Vater Pegasus und Mutter Nelly. (Solche Dinge sind für einen Kenner und Helden in den Angelegenheiten der Rennbahn, äußerst wichtig) Der, welcher ihr am ersten hätte den Preis streitig machen können, war der berühmte Jockey Buckle; allein ihr Pferd war nach dem Ausspruch der Richter, beim Ankommen aus Ziel der zwei englische Meilen langen Rennbahn, um eine Pferdesnakkenbreite voraus. Ein allgemeiner Jubel und Beifallsruf von Tausenden von Zuschauern verherrlichte ihren Sieg. — Um so eher wird sie es haben ertragen können, daß Nachmittags ihr Herr Gemahl, von Herrn Flint mit einigen derben Hieben vermittelst der Reitpeitsche beehrt wurden.

Die Damen in England treiben ihren Scherz nicht blos mit Pferden, sondern auch mit Eseln. Man hat eine Art Esel in England, die man ihrer Gravität wegen Donkies (kleine Dons) nennt, zum Spott auf die Spanier. Mit diesen fingen vor einigen Jahren die engländischen Damen an in dem beliebten Modebade zu Brighthelmstone Wettrennen zu halten. Im letzten Jahre wurden von zwei bekannten vornehmen Lords, die als Wettrennpatrone berühmt sind, in diesem Bade mehrere Eselparthien vor einem zahlreichen und vornehmen Publikum angestellt. — Edle Beschäftigungen des vornehmen Müssiggangs! Doch das Folgende ist noch weit edler.

Vor einigen Jahren hatte ein Hengst in England seinem Herrn den Preis des Wettrennens gewonnen, welcher höchst bedeutend war. Noch stand das Thier muthig und ungeschwächt da. Jetzt wurde ein zweites Wettrennen angestellt, allein nur mit Wallachen.

Der Herr des Hengstes ließ seinen Namen auch mit unter die Preisbewerber einzeichnen, wiewohl keiner wußte, woher er einen Wallachen nehmen wollte, da er außer dem Hengste kein Pferd hatte. — Unser Ritter half sich auf eine schrecklich unmenschliche Weise. Der brave Hengst wurde kurz vor dem Anfange des Rennens niedergeworfen und zum Wallachen verstümmelt. — In der That gewann er auch diesmal den Preis wieder — stürzte aber, wenige Augenblicke nachdem er das Ziel erreicht hatte, tod nieder. Es

schien eben nicht, als ob jemand durch diese Schändlichkeit empört würde. — Man nannte es nur einen schlauen Kniff, eine Verfeinerung der edeln Jockeikunst.

Ein andrer brachte zu einem Rennen eine alte struppige Stute, die alt und abgelebt, und an den Füßen mit Tüchern und Lappen verbunden war. Der Herr des Thieres schien ein dummer einfältiger Mann zu seyn, aber doch sehr wettlustig. Niemand glaubte daß ein so altes Thier den Preis erlaufen könnte, und glaubte, daß hier ein großer Gewinn zu machen sei. Man bot dem Herrn der Stute die höchsten Wetten an — und er hielt sie. Seine Gegner lachten heimlich ins Fäustchen — ihr Geldchen war ihnen gewiß.

Das Rennen begann. Der alten Stute wurden die Bänder und Tücher abgenommen — sie setzte sich in Lauf, und überholte in wenigen Secunden alle mitrennenden Pferde.

Aber es ergab sich nachher, daß das alte Thier, im Grunde das munterste und kraftvollste, und in seinen besten Jahren stehende Pferd war, dem man nur durch die Tücher, und durch einige Roßkamm- und Reitbahnkünste die Gestalt einer alten abgelebten Mähre gegeben hatte. Das Lachen war nun an dem Belachten.

Etwas, — und zwar etwas viel, was die Ehrlichkeit nicht gut verträgt, liegt doch auch in dieser

Wette. Die nächstfolgenden haben diesen Fehler nicht.

Im siebenjährigen Kriege sprach man an einer Tafel, an welcher ein engländischer General saß, von der Liebe seiner Landsleute zum Wetten. Viele Wetten, die auch in Deutschland vorgefallen waren, wurden erzählt.

Alle diese Wetten, sagte der General, wollen nicht viel sagen. Man muß solche Wetten anstellen, wo man alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hat, und doch die Wette gewinnen. Man muß wetten, daß ein Schwein gegen einen guten Hund im Laufen den Preiß davon trage.

„Das wird so leicht niemand wetten wollen;“ entgegnete man dem General.

„Ich wette es“ sagte dieser, „wenn nur jemand die Wette halten will.“

Einer der Anwesenden erbot sich, und die Wette wurde gemacht. Der General hatte sich einige Wochen Zeit genommen, die man ihm gern zugestanden hatte. Der Ort der Rennbahn, Länge und Ziel derselben, und der Preiß der Wette — zum Glück nicht so hoch, daß ihn nicht jeder von beiden Theilen ohne große Beschwerde hätte verlieren können.

Der General ließ zwei Schweine von einem Bau und Alter suchen, welchen man eine große Schnelligkeit im Laufen zutrauen konnte, und man fand sie

leicht. An einem Ende der bestimmten Rennbahn war in aller Eil ein Stall erbaut, in welchem die Schweine ihr Quartier hatten, am andern Ende der Rennbahn war ihr Trog, wo sie zu festgesetzten Tageszeiten hinlänglich und mit ausgesuchter Schweinekost, jedoch nicht übermäßig gefüttert wurden. Nach wenigen Tagen wußten die Schweine, wo sie zu fressen bekamen, und stürzten in schneller Eile von selbst dahin.

Der Tag des Rennens kam, und mit ihm eine Menge Zuschauer. Die Schweine quikten und schrien im Stalle, denn man hatte sie einen ganzen Tag lang hungern lassen, neben dem Stalle stand der wettrennende Hund, der in dem Augenblicke losgelassen wurde, als man die Stallthür öffnete. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit rannten die Schweine zum langentbehrten Futter, und ließen den Hund hinter sich.

Ein echt engländisches Kunststückchen — wiewohl meistentheils nur zur Belustigung des niedrigen Pöbels, da die Hahnengefechte und die Pferderennen vorzüglich für die Unterhaltung des vornehmen Pöbels gehören, — sind die Wettkämpfe im Gesichterschneiden und Fratzenmachen. Einige Personen arbeiten und martern sich um die Wette gegen einander ab, die allerhäßlichsten und widrigsten Gesichter zu machen, worin denn des Siegers Preis eine Rolle Tabak, eine

Flasche Rum, oder höchstens eine Bowle Punsch ist. Man will Beispiele von solchen fürchterlichen Grimassenschnitten wissen, daß Frauen unter gewissen Umständen vor Entsetzen gefährliche Zufälle bekommen haben. Indessen, die Kämpfenden sind oft nicht besser weggekommen, und das Streben nach der Ehre und dem Preis des Sieges bekommt ihnen zuweilen übel genug. Noch vor etwa einem Jahre übertrieben drei solche Fratzenmacher zu Bridlington den spashaften Ernst so sehr, daß sie alle in kurzer Zeit die heftigsten Verzukkungen bekamen. Zwei davon starben einige wenige Tage nachher, und der Dritte wurde sehr gefährlich krank. So endigte sich das Lustspiel, mit dem Ausgang eines Trauerspiels.

Hierher gehört noch folgender Vorfall, der aber gerade keinen so kläglichen Ausgang hat.

Einige solcher Helden in der Kunst dummes Zeug zu machen, beeiferten sich mit einander um Ehre und Preis. Es betraf nichts Geringeres als das Gequik, das Murksen, das Schreien eines jungen Schweins nachzumachen. — Mit welcher Natürlichkeit machten sie es nach! Fürwahr es war, als hörte man das junge Ferkel leibhaftig, wie es quikt und schreit.

„Göttlich, herrlich!“ riefen die kunstverständigen Zuschauer. Aber ein Klotz von Bauer stand still und kopfschüttelnd da. „Hm!“ sagte er grinsend, „so gut kann ichs auch.“

„Du? fragte man. — „Schau einmal, Haus! Jokel! Chriſtöffel! der da wills auch ſo gut können wie ſie.“

„Nun ſo mach es doch! ſchrie zuletzt der Haufen, wenn du dir ſo viel einbildeſt.“

Der Bauer ſteckte ſeinen Kopf unter den Mantel, mit welchem er ſich gegen die Herbſtkälte wohl eingehüllet hatte. Es grunzte, es murkſte, es quickte unter dem Mantel, allein die Zuhörer waren keineswegs zufrieden.

„Nichts,“ riefen ſie — „Albernheit! was ſich der dumme Tropf nicht einbildet.“ — Kurz alle Welt war mit dem Bauer unzufrieden, der ſich unterſtand, eine ſo große Kunſt der Ferkelnachahmung eben ſo gut üben zu wollen, wie die erfahrenſten Künſtler in dieſem Fache.

Noch tobte und lärmte der Haufen über den dummdreiſten Bauer, als dieſer ein Ferkel unter dem Mantel aus einem Sacke hervorzog, welches er ein wenig bey den Ohren gezaußt, und in den Schwanz gekniepen hatte, damit es die Mannichfaltigkeit ſeiner lieblichen Stimme hören laſſen möchte.

Vorher fand man die Kunſt des Bauers unnatürlich, und jetzt fand man ſie allzuſehr natürlich.

Die tolle Wuth der Engländer zu Wetten beweiſt ſich daraus, daß vor einigen Jahren ein vornehmer Engländer ſich anheiſchig machte, auf allen vieren um den Hydepark

(bei London) zu kriechen, und dabei seine Frau statt des Reiters des Hottopferdchens auf dem Rücken zu tragen. Die Frau wog 176 Pfund. Der Zuschauer wegen war sowohl die Dame, als auch der Herr Gemahl maskirt.

Pferderennen bei den Kalmücken.

Das Pferderennen gehört zu den Hauptlustbarkeiten bei den Kalmücken. Bergmann sahe ein solches mit an, wo die Vornehmsten der Geistlichkeit und des Adels Zuschauer waren.

Des Abends zuvor hatten sich funfzig Preisbewerber mit den schnellsten Pferden die sie auftreiben konnten versammelt. Damit die Pferde desto leichter wären, hatte man sie die ganze Nacht fasten lassen. Nach der mäßigsten Schätzung mußten dieselben zwischen 30 und 40 Werste (und also etwa zwischen drei und drei Viertel und fünf und einer Viertelmeile) durch laufen. Mit der ersten hereinbrechen en Morgenröthe gab man das Signal zum Wet f. Man fing im Schritt an, trabte dann einige Werste, und jagte zuletzt im gestreckten Gallopp dem Ziele entgegen. — An Weg und Steg war hier nicht zu denken, sondern es ging über eine ungebahnte Flur, wo man sich blos nach der Himmelsgegend richtete.

Harkend und schauend saßen die Zuschauer, und bald wurden die scharfen Augen der Kalmücken einige Pferde gewahr. Erst einige Minuten nachher sahe Bergmann die Staubwolken, welche die Annäherung der Wettrennenden ankündigten. — Der zuerst Ankommende, — der Sieger, war ein zehnjähriger Priesterknabe, welchen die beiden Söhne des Vicechans empfingen, und zum Ziele begleiteten. Des Knaben Antlitz glänzte vor Freude, doch brach seine Freude nicht ausgelassen hervor. Von den andern 49 Pferden erreichten blos 45 innerhalb einer Viertelstunde (??) das Ziel, vier davon waren umgefallen. Das Siegerroß war aber so wenig von seinem Laufe ermüdet, daß man weder Schaum, noch selbst Schweiß an demselben bemerkte. — Es schnaubte ein Paarmal, und benahm sich dann, als hätte es sich gar nicht angestrengt. — Sämmtliche Reiter hatten den Weg ohne Mütze, und einige sogar mit nacktem Oberleibe zurückgelegt.

Ehedem, als noch vor der Flucht der 70,000 Filzhütten, die sich unter Chinas Schutz begaben, (im Jahre 1771.) Chane an der Wolga herrschten, suchte man zu einem solchen Wettrennen 500 Pferde aus. Damals waren auch die Belohnungen weit glänzender als jetzt, wo sie allein auf Willkühr beruhen. Der erste Sieger erhielt sonst 500 Schafe, der zweite 400, der dritte 300, der vierte 200, und der fünfte 100. — Jetzt erhielt der erste Sieger blos ein Stück Sei-

denzeug zum Leibrock. Auch unter den Kalmücken ist alles theurer geworden, und die Schafe standen in einem weit höhern Preis, als ehedem. Für die gefallnen Pferde, war an keinen Ersatz zu denken.

Nach geendigtem Rennen, wurde ein Frühstück in der Hütte des Fürsten gegeben; — alle Welt kam benebelt und taumelnd aus derselben heraus.

Es ist übrigens kein Glück unter den Kalmükken, mit seinem Pferde gesiegt zu haben. Gefällt ein solches Pferd dem Fürsten, so nimmt er es, ohne Umstände. „Ich will das Pferd haben:" sagt der Fürst, und mehr ist nicht nöthig, denn die Fürsten dürfen alles nehmen, was ihnen gefällt. Dennoch drängen sich die Kalmücken immer darnach, um Ehre von ihren Pferden zu haben.

Man sieht, daß es hier zwar Wettrennen gibt, so gut wie bei den Engländern, aber daß man dennoch keine Wetten dabei anstellt, durch welche in England mancher wohl außerordentlich reich, aber auch mancher mag arm geworden sein.

Hahnengefechte.

Selbst bei Menschen, die unter hartem Druck leben, trift man noch die Leidenschaft, durch Glückspiele und Wetten sich zu unterhalten, und wo möglich zu gewinnen. Davon findet man den Beweis in der Kapstadt, am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Alle Schwarze und die Sklaven aller Nationen haben hier eine außerordentliche Leidenschaft für Kartenspiel und Hahngefechte, und in den Letztern, hält man sie für große Meister. Ihre Liebe zu Hahngefechten ist so ausschweifend, daß man in jeder Straße, schwarze Sklaven mit Hähnen unter dem Arme sieht, um sie so gleich mit jedem, der Lust hat, auf den Kampfplatz zu setzen. Können sie den Geschäften der Herrschaft entwischen, so stellen sie sich an eine Ecke, und lauern auf Gelegenheit ihr Lieblingsthier, mit einem Gegner zu messen.

In jeder Nebenstraße, und in einsamen Winkeln der Plätze und Märkte, sieht man auch Sklaven die Karten spielen, die sich aber vor der Polizei in Acht nehmen müssen, denn es setzt Peitschenhiebe und Gefängniß, falls sie ertappt werden.

Die Malaien treiben die Leidenschaft für das Hahngefechte weiter, als die übrigen, und wissen die Hähne vorzüglich gut zu erziehen. Kein Preis würde ihnen einen gut abgerichteten Hahn abkaufen. Sie sind geborne Liebhaber und Kenner dieser Gefechte, und in Indien zahlt man unter einigen ihrer Fürsten von hundert bis tausend Thaler, und mehr noch, für einen sehr guten Kampfhahn.

Auch auf der Insel Sumatra, wird das Spiel des Hahnengefechtes überaus ernstlich, und ernstlicher noch, als bei den Engländern getrieben. Kommt man etwas tiefer ins Land hinein, so begegnet man selten einem Reisenden, welcher nicht seinen Hahn unter den Armen hätte. Wird ein Gastmahl gegeben, wird eine Hochzeit gefeiert, so kommen Leute mit Hähnen in großen Gesellschaften an. Reist jemand aus dem Innern des Landes, an die Mündungen der Flüsse, so wäre es eine große Schande, wenn er käme, ohne seinen Kampfhahn mitzubringen. Sie wetten bei ihren Zusammenkünften sehr hoch auf den Sieg ihres Hahns, zumal wenn derselbe schon öfters in vormaligen Kämpfen den Preis errungen hat. Es soll nichts seltenes sein, daß sie mehr als hundert Thaler auf ein Gefecht setzen, ja, wenn ihnen Geld mangelt, so setzt ein Hausvater Weib und Kind, und ein Sohn Mutter und Schwester auf den Ausgang des Kampfes. Es ist ein großer Schimpf verloren zu haben, und nicht bezahlen zu können, denn man wird dann bei

keinem Hahnengefecht mehr zur Mitbewerbung um den Preis zugelassen.

Manche, welche sehr vorzügliche Hähne haben, lassen denselben nicht eher fechten, bis nicht eine gewisse hohe Summe baar auf der Erde aufgezählt da liegt. Ist der Gegner zu arm eine gleiche Summe entgegen zu setzen, und man hat Vertrauen zu seinem Hahn, so helfen die Zuschauer aus, und ergänzen das Fehlende, wofür sie dann im Fall des Gewinnens, einen Antheil erhalten. Wie weit diese Wuth geht, erhellt daraus, daß sterbende Väter, ihren Söhnen befahlen, bei der ersten Gelegenheit den oder jenen Hahn kämpfen zu lassen, und das ganze Vermögen auf den Ausgang des Kampfs zu setzen.

Die malaieschen Hähne werden auch auf dieser Insel sehr geschätzt, mit großer Sorgfalt gefüttert und auferzogen, und vielfältig geübt, sich durch eine große Menge von Zuschauern in ihrem Heldenmuth nicht irre machen zu lassen. Hat ein Hahn den andern getödtet — denn es ist sehr selten, daß nicht einer von den beiden Kämpfenden auf dem Platze bliebe — so muß er noch so viel Kraft haben, dreimal seinen todten Gegner zu picken, wenn man ihm denselben vorhält. Sonst ist der Sieg nicht für entschieden zu halten. Uebrigens bewaffnet man in Sumatra eben so wohl wie in England, die Kampfhähne, mit künstlichen Sporen von Stahl, die aber hier die Gestalt eines

Schwerdtes haben, und noch gefährlicher sind als die englándischen.

Man hat bei solchen Gefechten vier Schiedsrichter, die alle entstehenden Streitigkeiten schlichten, und deren Ausspruche man sich durchaus unterwerfen muß. — Uebrigens läßt man nicht blos Haushähne, sondern auch Wachtelhähne mit einander kämpfen, die oft sehr wüthend sich nach den Zungen fahren. Auch noch eine andere Art Vögel, welche kleinen Elstern gleichen, richtet man zum Kampf ab.

Bayerische Staatsbibliothek München

Rudolf Lang / Buchbinderei
München / Königinstraße 26

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löhr, Johann Andreas Christian,

Die Natur und die Menschen Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerlei Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit

Bd.: 4. (1806). - XIV, 438 S.

Leipzig 1806
40.7162-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702559-7